Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Siebenter Band.

Von Perlin nach Berlin.



Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Von Perlin nach Berlin.

Aus meinem Leben.

Von

Heinrich Seidel.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Hör nicht, was die andern schrein!
Wage stets, du selbst zu sein!

Von Perlin nach Berlin.



Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn.

Gottfried Keller.

1. Die Vorfahren.

Es geht eine dunkle Sage, daß der Urahn meiner Familie wegen irgend eines Verbrechens aus der Schweiz entflohen sei. Man nagelte dort, da man seiner selbst nicht mehr habhaft werden konnte, sein Bildnis an den Galgen, er aber wandte sich nach Sachsen und gründete ein zahlreiches Geschlecht, wie ja denn noch heute der Name Seidel in Sachsen häufig ist. Ob diese Sage auf Wahrheit beruht, weiß ich nicht, mir aber hat sie stets ein gewisses Vergnügen bereitet. Denn der Mensch ist im allgemeinen so geartet, daß er, anstatt sich mit seiner Ahnenreihe bald ehrbar und spurlos in das Dunkel der Vergangenheit zu verlieren, lieber eine recht herzhafte Abscheulichkeit eines Vorfahren in den Kauf nimmt, wenn sie nur dazu beigetragen hat, sein Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten.

Ob nun, wie einige sagen, der Name Seidel mit siedeln zusammenhängt und soviel wie Siedler oder Siedel (vergl. Einsiedel) bezeichnet, ob er, wie andere behaupten, Zeidler oder Zeidel d. i. Bienen=

züchter bedeutet, vermag ich ebenfalls nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist man in heutiger Zeit mehr geneigt, ihn mit Bier in Zusammenhang zu bringen, und der Witz, die männlichen Kinder unseres Namens als Schnitte, die weiblichen als Tulpen zu bezeichnen, erzeugt sich stets aufs neue und hat manchem schon viel billigen Spaß bereitet. Als ich noch studierte, hielten aus denselben Gründen sehr oft neue Bekannte meinen Kneipnamen Till für meinen wirklichen, Seidel aber für meinen Kneipnamen.

Der erste meiner Vorfahren nun, der für mich außer jenem sagenhaften aus dem Dunkel der Vergangenheit hervortritt, ist der Vater meines Urgroßvaters. Er war Buchhalter in Dresden, stammte wahrscheinlich aus bäuerlichem Geschlecht und hatte zwei Söhne, Gottlieb und Heinrich.

Der ältere kam nicht gut in der Schule fort und eine häufige Redensart des Lehrers war: „Großer Seidel, großer Seidel, wenn dein kleiner Bruder in der Kutsche fährt, wirst du hinten auf stehen müssen." Das ging für ihn auch fast wörtlich in Erfüllung, denn er wurde später herrschaftlicher Diener, starb aber früh. Es wird erzählt, daß der zweite Sohn Heinrich, mein Urgroßvater, obwohl nur klein und von zartem Körperbau, doch von großem persönlichen Mute beseelt gewesen sei. Einmal, als Dresden von Oesterreichern besetzt war, trat er mit anderen Chorschülern aus der Kirche, vor der sich eine große Anzahl von Soldaten gelagert hatte. Ein etwas angetrunkener, baumlanger Kerl ging auf sie zu mit

den drohenden Worten: „Wartet, ihr lutherischen Bestien, ihr!“ Die anderen Chorschüler drückten sich schnell beiseite, mein Urgroßvater aber ließ ihn ankommen und rannte ihm plötzlich mit dem Kopf vor den Bauch, so daß der lange Goliath umstülpte und erheblich rolläugend nach Luft schnappte. Die anderen Soldaten brachen darob in ein schallendes Gelächter aus und riefen beifällig: „Braver Student, braver Student!“

Auch später in seinem Amte bewährte er solchen Mut, und, was Menschenfurcht war, kannte er nicht. Er studierte Theologie und wurde später Pastor in dem Dorfe Mecklenburg bei Wismar, wie denn schon seit alter Zeit das Land Mecklenburg seinen Bedarf an Geistlichen und Lehrern nicht aus eigener Produktion zu decken vermochte und solche vielfach von außerhalb zu beziehen genötigt war. Dagegen an Rechtsgelehrten leidet es Ueberfluß und Landleute, Kaufleute, Offiziere und Ingenieure exportiert es in Mengen. Das Dorf Mecklenburg war zur Wendenzeit der Hauptsitz der Obotriten und hat dem ganzen Lande den Namen gegeben. In einer großen Wiese ist noch heute deutlich der ausgedehnte Wall der alten Burg zu sehen.

Von Mecklenburg ward er auf Anlaß des Herzogs, der ihn hatte predigen hören, nach Parchim berufen, nicht zu seinem Vorteil, denn seine Einnahme war dort erheblich geringer als in Mecklenburg. Der Herzog hatte zwar versprochen, ihm nach dem ersten Jahre, wenn er den Unterschied übersehen könne, eine

entsprechende Zulage zu gewähren, starb aber darüber hinweg, und so war mein Urgroßvater genötigt, sich bis an sein Ende der äußersten Sparsamkeit zu befleißigen. Er starb als Pastor Primarius in Parchim am 21. August 1811. Während seiner Amtsthätigkeit wurde dort am 26. Oktober 1800 ein Kind geboren und von meinem Urgroßvater am 2. November desselben Jahres getauft, ein Knabe, dessen Ruhm nachher den Weltkreis erfüllen sollte. Es war der spätere Feldmarschall Helmuth Graf von Moltke.

Mein Urgroßvater hatte außer mehreren Töchtern zwei Söhne, Heinrich und Georg. Der älteste, mein Großvater, studierte Medizin und wurde Arzt in der kleinen Stadt Goldberg in Mecklenburg. Er verheiratete sich mit einer geborenen Hermes, die aus der Familie jenes Biedermannes stammte, der „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" geschrieben hat. Aus Pietät für solche Familientradition habe ich mir dieses sechsbändige, dickleibige Romanungetüm verschafft, und es prangt sehr stattlich in meiner Bibliothek neben dem neunbändigen „Irdischen Vergnügen in Gott" des alten Brockes. Ich habe auch versucht, jenen Roman zu lesen, allein es ist über meine Kräfte gegangen. Zwar ward mir ebenso wie meinem Freunde Trojan die Gabe zu teil, sehr langweilige Bücher lesen zu können, allein alles hat seine Grenzen. Und doch betrachte ich mir von Zeit zu Zeit das stattliche Werk mit Wohlgefallen. Es gibt eben Bücher, die eine doppelte Freude gewähren, erstens daß man sie hat, und zweitens, daß man sie nicht

zu lesen braucht. Von meinem Großvater weiß ich sehr wenig, weil er früh gestorben ist, noch vor seinem Vater. Es herrschte damals 1811 wegen des Franzosenkrieges das Lazarettfieber und der Amtsarzt hatte aus Furcht vor Ansteckung solchen Kranken seine Hilfe verweigert. Man wandte sich an meinen Großvater. Dieser that seine Pflicht, wurde aber von der gefährlichen Krankheit ergriffen und starb, als mein am 4. Februar 1811 geborener Vater Heinrich Alexander Seidel vier Wochen alt war.

Von meinem Urgroßvater heißt es in einer Niederschrift seines jüngsten Sohnes: „Der Vater war Pastor, ein kleiner, aber rühriger und wissenschaftlich sehr gebildeter Mann mit dichterischen Anlagen." — Die kleine Figur hat sich nun in Mecklenburg, dem Lande der großen Leute, allmählich verloren, indem unausgesetzt durch drei Generationen hindurch die Söhne über ihre Väter hinauswuchsen, die dichterischen Anlagen haben sich aber in den ältesten Söhnen der Familie ständig fortgeerbt. Denn auch von meinem Großvater sind mir poetische Versuche bekannt geworden, und mein Vater hat sich auf dem Gebiete des religiösen Liedes, des Epos und der Volkserzählung ausgezeichnet. Einzelne seiner Gedichte sind in viele Sammlungen übergegangen, und seine Volkserzählung „Balthasar Scharfenberg" hat im Verlage des „Rauhen Hauses" mehrere Auflagen erlebt und wird noch jetzt gekauft und gelesen. Ungenügende Beachtung fand dagegen meiner Meinung nach sein in der Nibelungenstrophe geschriebenes Epos: „Der Sieg des Kreuzes

an der Usenz", dem Stöbers hübsche Sage von der Bekehrung der letzten Heiden im Einfischthale durch den buckligen Zwerg Zacheo als Stoff zu Grunde liegt. Das Gedicht enthält besonders ausgezeichnete Schilderungen der großartigen Alpennatur, obwohl mein Vater, ebenso wie Schiller, die Schweiz nie gesehen hat.

Mein Vater verlebte seine erste Jugend in Goldberg und besuchte später das Gymnasium in Schwerin. Ich weiß von dieser Zeit wenig; nur eine wunderliche Geschichte, die mein Vater gern erzählte, hat sich mir eingeprägt.

Zum Neubau des dortigen Regierungsgebäudes — nebenbei eines der vornehmsten und edelsten Bauwerke der Schinkelschen Richtung — wurde der Grund ausgehoben, und da dort früher der Klosterfriedhof gelegen hatte, so kam eine Menge von wohlerhaltenen menschlichen Gebeinen zum Vorschein. Man konnte von den Arbeitern ein Memento mori, zwei Armknochen und einen Schädel für vier Schillinge (25 Pf.) kaufen. Mein Vater erstand sich ebenfalls so ein grausiges Ornament und war zu Hause sehr erfreut, als er fand, daß sich die beiden gekreuzten Knochen mit dem Schädel drüber schicklich in die Ofenröhre oder wie man in Mecklenburg sagt, „das Röhr" klemmen ließen, gerade in der Stellung, wie man diesen Todeszierat immer dargestellt findet. Als er nachher zu Bett ging, ließ er wie gewöhnlich die Thür zu seinem Wohnzimmer geöffnet. Der Mond schien hell und er konnte anfangs nicht davor

einschlafen. Dann aber, als er eben eindrusen wollte, wurde er durch ein lautes Geräusch im Nebenzimmer wieder aufgeschreckt. Es krachte und rasselte dort mächtig — dann ein anhaltendes Kollern, und plötzlich stand der Schädel im Mondschein auf der Schwelle der Schlafstube und grinste ihn an.

Mein Vater studierte später in Berlin und Rostock Theologie und besonders an den Aufenthalt in dieser Stadt erinnerte er sich gern. Er verkehrte mit anderen Studenten in einem Familienkreise, wo man sich vorzugsweise für Musik interessierte. Die jungen Leute hatten ein besonderes Geschick in kleinen Stegreif-Aufführungen, denen eine verabredete Idee zu Grunde lag, wobei es aber jedem überlassen blieb, sich, so gut er konnte, mit seiner Rolle abzufinden. Von der gelungensten dieser Aufführungen erzählte mein Vater gern. Unter diesen jungen Leuten waren zwei, die sich besonders viel mit Musik beschäftigten, der eine dilettierte ohne wesentliche theoretische Kenntnisse fleißig als Komponist, während sich der andere, eine etwas pedantische Natur, eifrig mit dem Studium des Generalbasses beschäftigte. Dieser lag immer mit dem anderen im Streit, schalt ihn leichtfertig, suchte ihn zu einem eifrigen Studium der Gesetze der Musik zu bekehren und hielt ihm große Reden, wobei er sich beträchtlicher Weisheit entledigte und mit bezifferten Bässen, Tonika, Dominante und ähnlichen Fachausdrücken mächtig um sich warf. Der Inhalt des Stückes nun war folgender: Der Musikdilettant stellte einen Komponisten dar, dem für eine

festliche Gelegenheit der Auftrag geworden ist, eine Ouvertüre zu komponieren. Verzweifelt irrt er in seinem Zimmer umher, fährt sich bald in die Haare, bald schlägt er einige Akkorde auf dem Klavier an, bald sitzt er wieder und starrt ratlos auf das leere Notenpapier, denn ihm will durchaus nichts einfallen. Ein Freund besucht ihn, dem er seine Not klagt. Vergeblich sucht dieser ihn zu trösten und zu ermuntern. Endlich kommt ihm eine Idee: „Wir wollen Mozarts Geist zitieren," sagt er, „wenn einer, kann der dir helfen!" Das leuchtet dem Komponisten ein; es wird ein Kreis aus Notenbüchern gebildet, ein Fiedelbogen als Zauberstab geschwenkt und unter furchtbaren Beschwörungen Mozarts Geist herbeigerufen. Blitz und langnachhallender Donner hinter der Scene. Aus der Kulisse hebt sich ein Filzschuh, dann schießt in Kopfhöhe ein langer Dampfstrahl hervor, und nun zeigt sich der Musiktheoretiker als Mozarts Geist in ein langes weißes Laken gehüllt, das nur die spitze Nase und eine Hand mit einer mächtigen Papierrolle sehen läßt. Den verhüllten Kopf ziert ein Lorbeerkranz. Langsam, lautlos und bei jedem Schritt einen mächtigen Dampfstrahl aus der unter dem Laken verborgenen Pfeife schießend, schreitet das Gespenst auf die Beschwörer zu. Dann steht es feierlich in erhabenem Schweigen da und pafft. Der Komponist beugt nun das Knie und fleht den Geist des großen Mozart an um Errettung aus seiner Not. Unter den Zuschauern herrscht große Spannung, wie sich dieser wohl aus der Affaire ziehen wird, und da allen der ständige

Streit zwischen diesen beiden Musikfreunden bekannt war, so ist das Gelächter auf Kosten des unglückseligen Komponisten natürlich groß, als Mozarts Geist nun langsam und feierlich seine mächtige Papierrolle erhebt und sie jenem vor die Füße schleudert mit dem vernichtenden Ausruf: „Studiere Generalbaß!".

Sodann wendet er sich mit erhabener Gebärde und schreitet unter erneutem Blitz und Donner und mächtigem Paffen in die Kulisse zurück, während der andere vernichtet sein Haupt in den Händen verbirgt.

Noch eine andere kleine Geschichte sehr wunderlicher Natur aus dieser Zeit hat sich mir eingeprägt, weil ich sie öfter von meinem Vater habe erzählen hören. Ihm träumte eines Nachts, er besuche eine Familie, in der er viel verkehrte, da trat ihm die Frau des Hauses entgegen und sagte: „Kommen Sie mit, Herr Seidel, und helfen Sie mir." Sie gingen dann zusammen eine Treppe hinauf und packten in einer großen Bodenkammer allerlei Sachen in Körbe. Durch das Fenster kam ein seltsamer, roter Schein. Nicht lange darauf wurde er des Nachts durch Feuerlärm geweckt und da er bei näherer Erkundigung erfuhr, daß es ganz in der Nähe des Hauses jener bekannten Familie brenne, machte er sich schnell auf, um, falls es nötig sein sollte, seine Hilfe anzubieten. Dort fand er alle in Thätigkeit, ein schnelles Ausräumen vorzubereiten, und die Frau des Hauses kam ihm gleich entgegen mit den Worten: „Gut, daß Sie kommen, Herr Seidel, Sie können mir helfen. Wir müssen auf alles gefaßt sein." Sie gingen dann die

Treppe hinauf in eine große Bodenkammer und packten allerlei Porzellangeschirr, das dort aufbewahrt wurde, in Körbe ein. Durch die Fenster kam der rote Schein des nahen Brandes.

Als mein Vater ausstudiert hatte, wurde er Hauslehrer, lebte als solcher längere Zeit in Dobbin bei Krakow und wurde im Jahre 1839 nach Perlin bei der kleinen Stadt Wittenburg berufen.



2. Perlin.

Das Pastorenhaus in Perlin war alt, hatte schon den dreißigjährigen Krieg überstanden und trug noch ein Strohdach. Es paßte nicht mehr in die Zeit, und in der Nähe wurde ein funkelnagelneues Haus errichtet aus roten Ziegeln mit einem turmartigen Vorbau für die Treppe und einem flachen, sogenannten Dornschen Dache. Es sah für die damalige Zeit und für ein Pastorenhaus sehr vornehm aus und wurde später von Fremden oft für „das Schloß“ gehalten, was uns natürlich mit großem Stolze erfüllte. Doch vorher schon, ehe dies neue Haus vollendet war, sorgte der junge Pastor dafür, daß die ansehnlichen Räume, die darin für eine Pastorin vorgesehen waren, nicht leer stehen sollten. Der Gutsverwalter Dimpfel des Grafen B., dem das große Gut Perlin gehörte, hatte ganz in der Nähe auf dem Pachtgute Pogreß eine Schwester, die an den Pächter Römer verheiratet

und in dieser Ehe außer mit vier hünenhaften Söhnen auch mit drei Töchtern gesegnet war. Als nun mein zukünftiger Vater dort mit dem Verwalter Dimpfel seinen Besuch machte, fand er diesen Verkehr so angenehm, daß er solchen Besuch öfter wiederholte. Er ritt dabei auf einem Fuchs, der ihn, wie meine Mutter erzählt, oftmals in sausender Eile ans Ziel brachte, oft aber auch höchsteigene Ansichten entwickelte und dann durchaus nicht vom Hofe oder an einem Blatt Papier vorbei wollte, das am Wege lag. Es mochte auch wohl sein, daß mein Vater dieses irdische Pferd weniger beherrschte als den Pegasus, der noch nie vor einem Blatt Papier scheu geworden ist. Es kam dann im Lauf der Zeit so weit, daß der junge Pastor die Frau Römer bat, ihm Gelegenheit zu geben, ihre zweite Tochter Johanna unter vier Augen zu sprechen. Es war am zweiundzwanzigsten September 1840, als diese Frau ihr Schicksal, dereinst meine Großmutter zu werden, dadurch besiegelte, daß sie ihrer Tochter den Auftrag gab, Herrn Pastor Seidel doch den Rosenstrauch im Garten zu zeigen, der trotz der herbstlichen Zeit in voller Blüte stand. An dieser freundlichen Naturerscheinung nahmen die jungen Leute großes Interesse und besichtigten sie lange und gründlich. Es wird vermutet, daß im Laufe dieser Besichtigung auf den Wangen des Fräuleins Johanna Römer vier neue Rosen aufgeblüht sind, erst zwei weiße und dann zwei dunkelrote, aber gewiß ist, daß sie, als sie zurückkam, den Entschluß gefaßt hatte, eine Frau Pastorin zu werden.

Am 8. Oktober des Jahres 1841 war die Hochzeit. Das junge Paar hauste noch ein halbes Jahr unter dem alten Strohdach, siedelte dann im nächsten Frühjahr in das neue schöne Haus über und dort, am 25. Juni 1842, kam ich zur Welt, genau an demselben Tage, an dem zwanzig Jahre früher der alte E. T. A. Hoffmann die Augen schloß. Bei der Taufe wurde mir als dem ältesten Sohne, wie es nun schon Familiengebrauch geworden war, der Rufname Heinrich zuerteilt, jedoch erhielt ich außerdem noch eine Menge anderer, und wenn ich mit allen zugleich vorfahre, so macht es den Eindruck, als wenn ein Güterzug durch eine ebene Wiesenlandschaft dampft. Man prüfe selbst, wie es sich ausnimmt: Heinrich Friedrich Wilhelm Karl Philipp Georg Eduard Seidel.

Wie alle Erstgeborenen war ich natürlich ein unbegreifliches Wunderkind und zeigte Eigenschaften, die man kaum jemals, solange die Welt steht, an einem Geschöpfe so zarten Alters in solcher Vollendung zu bemerken Gelegenheit hatte. Zwei von diesen Geistesblitzen, die etwa aus meinem zweiten Jahre stammen, sind mir später oft erzählt worden. Auf die Frage: „Wo is Papa?“ hätte ich stets geantwortet: „Hinnen löppt'e!“ Ferner: hätte ich einen Topf, einen Teller oder sonst etwas zerschlagen, so hätte ich mich nachdenklich vor die Trümmer gestellt mit der verwunderten Frage: „Wen hett dat dahn?“ und dann mit großer Bestimmtheit selbst geantwortet: „Dat hett ik dahn!“ Man sieht aus diesen wenigen erhaltenen Beispielen, daß auch meine nächsten Vor-

fahren nicht frei waren von jener lieblichen Milde und rührenden Anspruchslosigkeit den Geistesäußerungen ihres Erstgeborenen gegenüber, die fast allen jungen Eltern zur freundlichen Zierde gereichen soll.

Meine erste wirkliche Erinnerung stammt aus dem Anfang meines vierten Jahres und hat es mit einem beträchtlichen Gegenstande zu thun, einem Elefanten nämlich, der damals in einer benachbarten kleinen Stadt für Geld gezeigt wurde. Viel mehr aber als das unförmliche ausländische Ungetüm erfreute mich ein kleiner Pony, der dem Elefanten unter dem Bauche und zwischen den Beinen durchlief und ihm zugesellt war, wie dem mächtigen Falstaff der winzige Page, um gegen ihn abzustechen. Ich glaube, es war bei dieser selben Gelegenheit, wo sich mir ein zweites kleines Erlebnis für die Dauer eingeprägt hat. Die städtischen Straßenjungen waren ein Geschlecht, das ich mit einem Gemisch von Grauen und Hochachtung zu betrachten gewohnt war. Die außerordentliche Sicherheit ihres Auftretens, die edle Frechheit, mit der sie mich besahen und Kritik an mir übten, die großartige Ueberlegenheit, die sich in allen ihren Reden und Handlungen kundgab — ich hatte gesehen, daß sie sogar die Macht des Gesetzes nicht achteten und einen Polizeidiener verhöhnten — kurz, alles dies erzeugte in mir eine achtungsvolle Scheu, die mit einiger Furcht durchtränkt war. Als ich nun mit meinen Eltern an einem Wassergraben entlang zu irgend einem Festplatze ging, kam ein echter Vertreter dieser Gattung, die Hände in den

Hosentaschen und die Mütze im Nacken tragend, an uns vorüber. Da ich nahe an der Kante des Grabens ging, sagte er im Vorbeigehen zu mir mit einem Wohlwollen, das ich diesem gehärteten Geschlecht von jugendlichen Heroen niemals zugetraut hätte: „Du, fall man nich in'n Graben." — Diese Herablassung hob und rührte mich zugleich, und obgleich ich diesen Jüngling nie wiedergesehen habe, so habe ich ihm seinen Edelmut doch niemals vergessen. Noch jetzt ertappe ich mich manchmal bei den Gedanken, daß ich wohl wissen möchte, was aus ihm geworden ist. Wäre er ein Schuster geworden, so würde ich meine Stiefel bei ihm machen lassen.

Aus etwas späterer Zeit haben sich mir zwei Ereignisse eingeprägt, bei deren einem ich mich als vermeintlicher Held, bei dem anderen aber ohne Frage als das Gegenteil eines solchen benommen hatte. Ich mochte etwa sechs Jahre alt sein, als ich in einen Haufen Glasscherben fiel und mir den Rücken der linken Hand so stark verletzte, daß ich noch jetzt die deutliche Narbe davon trage. Ich lief zu meiner Mutter, die mir die heftig blutende Wunde mit Wasser auswusch und mich verband. Dabei lobte sie mich sehr, daß ich gar nicht geweint habe. Dieses Lob muß mir wohl zu Kopfe gestiegen sein, denn ich erinnere mich, daß ich nachher eine ganze Weile vor dem Spiegel stand, um mir solchen Helden recht genau zu betrachten.

Da ich entschlossen bin, mich in diesen Blättern der Wahrhaftigkeit zu befleißigen, so will ich auch die

zweite Geschichte nicht verschweigen, obwohl ich wenig Ruhm, sondern nur das Gegenteil dadurch gewinnen kann. Sie wird zeigen, welch häßlicher kleiner Dämon in der Brust eines sonst gut gearteten Kindes auftauchen kann. Mein Vater hatte eine Zeit lang große Not, seine geliebten Blumenbeete vor meinen jungen Geschwistern Werner und Frieda zu schützen, die damals, wie ich denke, drei und zwei Jahre alt waren. Diese kleinen Berserker hatten sich gewöhnt, alles abzureißen, was ihnen vor die Finger kam, und hatten so oft Strafe dafür bekommen, daß sie endlich anfingen, durch Schaden klug zu werden. Als wir uns nun einmal an einem schönen Frühlingsabende alle drei in der Nähe eines schönen Hyazinthenbeetes befanden, da plagte mich der Teufel, daß ich niederhockte und mit der Hand eine stattliche Hyazinthe hin und her wackelte, als wollte ich sie pflücken. Kaum sahen die beiden Kleinen, was der große Bruder that, so erwachten die mühsam unterdrückten Instinkte in ihnen aufs neue, sie stürzten sich jauchzend auf das Blumenbeet und rissen sich ganze Hände voll der schönsten Hyazinthen ab. Ich aber ging sofort hin und klänte sie an, wie man in Mecklenburg sagt, oder wie der Berliner sich ausdrückt: ich petzte. Bei dem nun folgenden peinlichen Verhör fielen höchst bedenkliche Streiflichter auf mich, und die ganze Schändlichkeit meines heimtückischen Verfahrens kam heraus. Ich erinnere mich noch ganz genau der peinlichen Spannung, die mich beherrschte, während die nötigen Knöpfe an dem hinderlichen Kleidungsstücke

gelöst wurden, und als nun im Angesicht der sinkenden Frühlingssonne ein furchtbares Strafgericht über mich hereinbrach, war ich fest überzeugt, dies vollkommen verdient zu haben. Ich habe überhaupt während meiner ganzen Kindheit nie die entsetzliche Bitterkeit des Gefühles kennen gelernt, ungerecht gestraft zu werden, sondern immer die Empfindung gehabt, daß Soll und Haben in dieser Hinsicht zu meinen Gunsten abschlössen. Kinder haben oft ein sehr feines Gerechtigkeitsgefühl, und so hat mir der Umstand, daß ich bei einer Gelegenheit nicht genug Strafe bekommen hatte, mehr Qual bereitet als jede Züchtigung, die mir sonst geworden ist. Ich hatte meinen um drei Jahre jüngeren Bruder Werner mit einem Stück Fischbein geschlagen und zwar so, daß ich es durch Zurückbiegen an seine Hand schnellen ließ, was bekanntlich sehr weh thut. Er schrie nach der Mutter; diese kam und schlug mich zur Strafe mit dem dünnen Fischbein ein paarmal einfach über die Hand, was ich natürlich gar nicht fühlte. Aber in der Seele that es mir weh, und eine unendliche Rührung überkam mich über die Güte und den Edelmut meiner Mutter, die mich so nach der besseren Seite hin verkannte. Ich verkroch mich tief ergriffen in einen Winkel, wo meine Thränen unaufhaltsam flossen. Noch nach Jahren konnte ich diesen Eindruck nicht verwinden, und tiefe Rührung ergriff mich stets, wenn mir dieser kleine Vorgang wieder einfiel. Hätte sie mich auf dieselbe schmerzhafte Weise gestraft, wie ich gesündigt hatte, so wären wir quitt gewesen und niemals wäre mir

meine Mutter aus diesem Anlaß in einem so engelhaft erhabenen Lichte erschienen, wie es nun der Fall war.

* * *

In Perlin verblieb mein Vater bis zu meinem neunten Jahre, bis Anfang 1852, und diese Zeit erscheint mir in meiner Erinnerung als die eines ungetrübten Glückes. Der Ort war aber auch ein richtiges Kinderparadies. An das neu erbaute geräumige Haus schloß sich ein großer Garten mit unzähligen Obstbäumen und Beerensträuchern. Er enthielt viele Lauben und dichte Gebüsche, in denen man einsam hausen und Robinson und Einsiedler spielen konnte, und in der Nähe des Hauses bildete er einen Winkel, die sogenannte Kapellenecke; hier schloß sich unmittelbar, nur durch eine niedrige Feldsteinmauer getrennt, der Kirchhof an, wie eine Fortsetzung des Gartens. Ich betrachtete ihn auch so und spielte gern zwischen den verwilderten Gräbern und unter den riesigen Linden an seinem Eingange und stieg gar oft auf den alten, grau bemoosten Glockenstuhl neben der Kirche, um die Glocken zu bewundern, die für mich etwas von lebenden Wesen hatten. Die kleine Landkirche war aus Findlingsblöcken und Ziegeln von großem Format erbaut und an den gotischen Fenstern ihres Chores nisteten Hunderte von Schwalben, deren kugelige Nester die Linien der Architektur begleiteten, und deren unablässiges Ab- und Zufliegen, Schwirren und Schrillen mir noch

heute vor Auge und Ohr steht. In der Nähe unseres Gartens, in einer Gruppe von Bäumen und Gebüsch lag die gräfliche Grabkapelle, für mich ein Ort von stillen Schauern umweht. Denn dort ruhte die junge Gräfin ganz allein in einem von verdorrten Kränzen bedeckten Sarge. Ich erinnere mich nicht, sie noch lebend gesehen zu haben, allein mein Vater erzählte mir von ihrer Anmut, Schönheit und Güte, und ich konnte dann lange ihr Bild betrachten, das in seinem Zimmer hing, oder mit dem Gesicht ans Gitter gedrückt in die dämmerige Kapelle starren und wunderlichen Gedanken nachhängen.

Ich hatte von Kind an einen Hang zum einsiedlerischen Leben und erinnere mich nicht aus jener Zeit an viele Gespielen unter den Dorfkindern. Nur eines flachshaarigen Jungen gedenke ich, der mich, als ich etwa acht Jahre alt war, an einem kühlen Herbsttage dazu verführte, barfuß zu gehen, wie er, und dabei aus einer Schilfrohrpfeife Kartoffelkraut zu rauchen. Als ich nachher mit großer Begeisterung von diesen mannhaften Thaten erzählte, ward der Umgang mit diesem Jünglinge eingeschränkt. Ich weiß nicht, ob dieser derselbe war, der mir einmal eine Schilderung von einer Delikatesse entwarf, die er sich in einer Stunde ausschweifender Phantasie als das Höchste ausgemalt hatte: „Denk di mal,“ sagte er, „ierst Brot, äwer nich tau dick, un denn fett Bodder up, un dor Speck up, un up den Speck Pannkoken, un denn werre Bodder un denn werre Speck un denn werre Pannkoken, un noch'n poormal

so — ik segg di, Paster-Heinerich, dat smeckt fein!" Nun, das glaubte ich schon, aber daß er solchen kostbaren und verwickelten Leckerbissen schon einmal erhalten hätte, wie er mir einreden wollte, das bezweifelte ich ein wenig, obwohl er schwor: „Dei Hahn sall mi hacken, wenn't nich wohr is!"

Ich lernte früh lesen und benutzte diese Kenntnis, um den Inhalt jedes Buches, das ich bekommen und bewältigen konnte, mit einer wahren Gier zu verschlingen. Später, als ich schon längst erwachsen war, habe ich von den verschiedensten Leuten, die mich als Kind gesehen hatten, den Ausspruch gehört: „Ja, ich erinnere mich Ihrer noch sehr wohl, Sie lagen immer auf den Knieen vor einem Stuhle und lasen." Von dieser Lieblingsstellung bei solchem Geschäfte hatte ich ordentlich Schwielen an den Knieen. Ein Buch, das mich durch irgend einen bildnerischen Schmuck oder durch irgend einen Satz, den ich darin erschnappt hatte, anzog, wich, auch wenn ich es nicht zu lesen bekam, jahrelang nicht aus meiner Vorstellung. So erinnere ich mich, daß unter einer Ansichtssendung zu Weihnachten ein Buch war, dessen Titelbild einen jungen Menschen zeigte, der sich durch Rauch und Flammen an einem Strick herabließ. Ich bekam es nicht zu lesen, aber wie wundervoll mußte ein Buch sein, das solche Bilder hatte! Jahrelang war es einer meiner sehnlichsten Wünsche, es möchte mir einmal wieder vorkommen, doch erst nach langer Zeit, als wir schon in der Stadt wohnten, fiel es mir durch Zufall in die

Hände. Es stellte sich heraus, daß es höchst langweilig war.

Mein Vater hatte sich einmal eine hübsch illustrierte Ausgabe von Tausend und einer Nacht geliehen. Er gab mir in seiner Gegenwart die Bilder zu besehen, aber ich sollte nicht darin lesen. Hätte er geahnt, welche Tantalusqualen er mir dadurch schuf, so hätte er mir das Buch gar nicht in die Hände gegeben. Ich denke noch jetzt oftmals an die Marter, die es mir bereitete. Was bedeutete nun wieder dies wunderbare, phantastische Bild? Wie mit Polypenarmen kam es aus den schwarzen Druckzeilen hervor und sog meine Augen an sich, und ehe ich es selber recht wußte, las ich auch schon: „Da spaltete sich auf einmal die Mauer, und es kam aus der Oeffnung ein schönes Mädchen heraus, von hübschem Wuchse, oval gebildeten Wangen, ohne Tadel, die Augen mit Kohle bemalt; sie hatte ein Oberkleid von Atlas an, mit Kreisen aus ägyptischen Blumen, kostbare Ringe an den Ohren und am Arme, und in der Hand trug sie ein indisches Rohr. Sie steckte das Rohr in die Pfanne und sagte mit wohltönender Stimme: ‚O Fisch, hältst du dein Versprechen?'" ... Mein Vater, dem es auffiel, daß ich so lange nicht umblätterte, sah dann mit einemmal von seiner Arbeit auf und sagte: „Heinrich, du liest doch nicht?" Mit einem unterdrückten Seufzer mußte ich dann wieder umschlagen, und erst viele Jahre später erfuhr ich, wie diese Geschichte weiterging.

Mein Vater hatte eine Gemeindebibliothek an=

gelegt, und in dieser fand ich manche Bücher, die mir unvergleichliches Vergnügen bereiteten, so die vorzüglichen Erzählungen von Karl Stöber, insbesondere „Das Elmthäli", dann Hebels „Schatzkästlein" und dergleichen gute Volksbücher. Die allergrößte Wirkung auf mich machte aber eine Erzählung, von der ich sonderbarerweise weder den Titel noch den Verfasser weiß und von deren Inhalt ich nur eine dunkle Vorstellung habe. Ich glaube, es erstickte ein kleines Mädchen im Heu und eine Mutter wurde darüber wahnsinnig. Diese Geschichte habe ich wohl an die dreißigmal mit immer gleicher wollüstiger Wehmut gelesen und Ströme von Thränen dabei vergossen. Ich gäbe viel darum, wenn ich dieses Buch einmal wieder lesen könnte.

Diese vorstehenden Sätze fanden sich auch in einer kürzeren Skizze meines Lebens, die 1889 im „Daheim" veröffentlicht wurde. Der Erfolg war überraschend. Ich bekam daraufhin nicht allein etwa ein Dutzend Briefe, die mir alle richtig den Titel des gesuchten Buches angaben, sondern auch von dem damaligen Pastor in Perlin, Herrn Radloff, dasselbe Exemplar zugeschickt, das ich als Kind gelesen hatte. Ferner schenkte mir eine Enkelin des Verfassers ein Exemplar der fünften Auflage dieses kleinen Werkes: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich" von Gotthilf Heinrich von Schubert.

Dadurch nun kam ich in die Lage, diese Geschichte wieder lesen zu können und fand, was ich schon halb vermutet hatte, daß sie auch nicht annähernd so er=

greifend auf mich wirkte wie damals in der Kinderzeit. Uebrigens war es auch kein Mädchen, sondern ein kleiner Knabe, der im Heu erstickte. Mir fiel die Stormsche Strophe ein:

„Wir harren nicht mehr ahnungsvoll
Wie sonst auf blaue Märchenwunder;
Wie sich das Buch entwickeln soll,
Wir wissen's ganz genau jetzunder.“

Und wenn es erlaubt ist, sich selber zu citieren, mein eigenes Gedicht „Das Lesen“ kam mir in den Sinn, wo es am Schlusse heißt:

...... Einmal nur, ach einmal,
So denk' ich oft, wenn müde und verdrossen
Mein Auge jetzt durch Bücherzeilen schweift,
Und all' die kleinen Teufel kritisch meckern,
Ach einmal nur möcht' so ich lesen können,
Wie damals in der gläub'gen Kinderzeit.

Noch eine andere Erzählung, die ebenfalls in diese Volksbibliothek eingereiht war, bot ein ganz besonderes Interesse, da ihr Schauplatz mein Geburtsdorf war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Auf dem Boden des Schlosses in Perlin hatte man eine alte Handschrift gefunden, die ein Protokoll enthielt, das einer der früheren Besitzer des Gutes, ein Herr von Lützow, hatte aufnehmen lassen. Es enthielt die Aussagen eines alten Bauern über die Schicksale des Dorfes im Dreißigjährigen Kriege und den Zustand, in den es schließlich geraten war. Daraus ging hervor, daß in dem großen und wohlhabenden Dorfe nur noch sieben Personen übrig geblieben waren, die

alle in dem Pfarrhause, dem einzigen, das noch erhalten war, bei dem alten Pastor Dörnerg wohnten. Außerdem hauste in der Nähe auf einer verlassenen Glashütte noch eine Person von verruchter Gemütsart Namens Fieke Roloff. So hieß sie nach dem Küster des Dorfes, denn sie war ein Findelkind und von den Küsterleuten aufgezogen worden, hatte sich aber bald auf die schlechte Seite gelegt, war, als der Küster, um den Schrecknissen des Krieges zu entgehen, nach Ostpreußen entfloh, im Dorfe geblieben und hatte sich in der verlassenen Glashütte eingenistet. Nun kam Fritz Kienhorst, ein im Kriege verwildertes Dorfkind zurück, brachte Verwirrung und Unfrieden in die kleine, um ihren Pastoren gescharte Gemeinde und verbündete sich schließlich mit Fieke Roloff und zwei anderen bösartigen Gesellen, um den im Keller des Pfarrhauses eingemauerten Schatz des Gutsherrn zu rauben. Durch die rechtzeitige Dazwischenkunft des ebenfalls aus dem Kriege zurückkehrenden Dorfkindes Balthasar Scharfenberg aber ward die Sache vereitelt, die Tugend siegte, und alle bösen Gesellen erhielten ihren verdienten Lohn.

Mein Vater, der sich dies Schriftstück zur Ansicht ausgebeten hatte, studierte es mehrfach mit großem Interesse durch und schickte es dann auf das Schloß zurück. Dort blieb es in der Bedientenstube liegen, und als man später danach fragte, war es verschwunden. Nun machte sich mein Vater daran, aus dem Gedächtnisse den Inhalt dieses Schriftstückes wieder aufzuzeichnen, und daraus entstand schließlich

die Volkserzählung: „Balthasar Scharfenberg oder ein mecklenburgisches Dorf vor 200 Jahren.“ Das war nun eine Geschichte, wohl geeignet, in mir lebendig zu werden, denn alle Orte, die dort erwähnt wurden, waren mir gut bekannt. Zwar das alte Pfarrhaus stand nicht mehr, aber mein Vater hatte noch darin gewohnt, und im Keller hatte man ihm die Nische gezeigt, wo damals der Schatz eingemauert gewesen war. Einer von den Perliner Bauern hieß Scharfenberg, war ein direkter Nachkomme jenes Mannes und wohnte in demselben Gehöft, das dieser sich, als ruhigere Zeiten kamen, wieder aufgebaut hatte. Auf der Stelle, wo die Glashütte gestanden hatte, war jetzt Ackerland, jedoch beim Pflügen kamen immer noch buntfarbige Schlacken und Glasbutzen zum Vorschein, und wir Kinder sammelten sie, denn sie erschienen uns wie ehrwürdige Altertümer. Einmal zeigte mir mein Vater auch die fichtenbewachsene Halbinsel am See, wo der schwarze Peter, einer jener Raubgesellen, auf der Flucht ins Wasser sprang, um sein Leben durch Schwimmen zu retten, jedoch elend ertrank. Das Merkwürdigste in Bezug auf diese Geschichte erlebte ich aber später, als ich in Hannover das Polytechnikum besuchte. Wir hatten in unserer Verbindung einen jungen Mann aus Ostpreußen, Namens Roloff. Dieser fragte mich eines Tages: „Du, hat nicht dein Vater eine Geschichte geschrieben: Balthasar Scharfenberg?“ „Jawohl,“ sagte ich. Da fuhr er fort: „In der Geschichte kommt doch ein Küster Roloff vor, der nach

Ostpreußen auswandert. Sieh mal, das ist mein Vorfahr."

Da ich nun einmal vom Lesen handle, das in meiner Kindheit und Jugend eine große Rolle spielt, so muß ich noch eines anderen Dichters gedenken, der damals großen Einfluß auf mich gewann. Das war Robert Reinick, dessen köstliches ABC-Buch mir mein Vater geschenkt hatte und dessen herrlicher Jugendkalender alljährlich auf meinem Weihnachtstische lag. Wenn ich später in meinem Leben an die vierzig Märchen oder märchenartige Geschichten geschrieben habe, so ist Robert Reinick daran nicht ohne Schuld gewesen. Besonders die „Schilfinsel", die ich ungezählte Male las, entzückte, rührte und ergriff mich stets aufs neue. Wer meine „Wintermärchen" aufschlägt, der wird in der „schwimmenden Insel" und in „Erika" die Spuren dieser kleinen Geschichte wiederfinden. Fast ebenso entzückte mich das mehr heitere Märchen „Rübezahls Mittagstisch" mit den köstlichen kleinen Bildern. Insonderheit den alten bemoosten und bewachsenen Felsblock mit den winzigen Figürchen darauf konnte ich mir stundenlang betrachten. Der größte Teil des Inhalts dieses unvergleichlichen Jugendkalenders und noch einiges andere befindet sich in „Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch", einem der besten Kinderbücher, die wir besitzen, und oft vertiefe ich mich noch jetzt in seinen Inhalt und gedenke dabei der Tage meiner Kindheit.

Robert Reinick ist nicht alt geworden und ich

erinnere mich noch genau, wie mein Vater eines Tages im Februar 1852 aus der Zeitung aufblickte und zu mir sagte: „Du, Heinrich, Robert Reinick ist gestorben.“ Der Tod selbst machte auf mich keinen besonderen Eindruck und nur mittelbar trat mir dies Ereignis näher durch den Gedanken: „Nun gibt's keinen Jugendkalender mehr!“

* * *

Mehr noch als alles andere trug dazu bei, meine schon so wie so leicht bewegliche Phantasie anzuregen, eine unverheiratete Schwester meines Vaters, Tante Therese, die mit ihrer Mutter in dem benachbarten Städtchen Wittenburg wohnte und uns alljährlich in Perlin besuchte. Sie hatte eine besondere Gabe zu fabulieren, und auf unseren Spaziergängen lebten wir stets in irgend einer erträumten Welt. Ich erinnere mich, daß wir einmal, während die untergehende Sonne durch die Bäume schien, in einem kleinen Wäldchen auf gefällten Stämmen saßen. Natürlich befanden wir uns nicht an einem Orte, der nur eine halbe Stunde von dem mecklenburgischen Kirchdorfe Perlin entfernt war, sondern ganz wo anders, in dem ungeheuren amerikanischen Urwald nämlich. Denn wir waren Ansiedler und berieten uns sehr sorgfältig, wie wir unser Blockhaus bauen und was wir in unserem Garten pflanzen wollten. Das wunderliche Phantasieleben, das wir miteinander führten, habe ich in meiner Erzählung „Der schwarze See“ ausführlicher dargestellt. Meine Tante

wußte eine Menge Geschichten zu erzählen, die sie gelesen, erlebt oder erdacht hatte, und da ich mit dergleichen nicht zu sättigen war, so kann man sich denken, wie ich an diesem Borne sog.

Eine von diesen Geschichten hieß „Die schwarze Blume“ und hat sich mir so eingeprägt, daß ich den Inhalt noch jetzt wiedergeben kann. Ein sehr schönes Mädchen war wegen irgend einer That von einer bösen Fee verwünscht worden, als Abzeichen auf der Stirn eine schwarze Blume zu tragen, deren Anblick jedermann mit Grauen und Entsetzen erfüllte. Nur am Sonntag war sie davon befreit. Deshalb lebte das Mädchen die Woche über in der Verborgenheit oder wagte sich höchstens in einen dichten schwarzen Schleier gehüllt in der Dämmerung oder Nacht auf die Straße, des Sonntags aber mischte sie sich unter die Menschen und entzückte dann jedermann durch ihre Schönheit. So sah sie ein junger Prinz und verliebte sich sehr in sie. Sie aber widerstand seinen Werbungen, weil sie wußte, er würde sich beim Anblick der schwarzen Blume vor ihr entsetzen. Jeden Sonntag abend, wenn es dunkel ward, entschwand sie ihm plötzlich und trotz aller Nachforschungen vermochte der Prinz nicht zu entdecken, wo sie sich die Woche über aufhielt. Darüber wurde seine Liebe immer stärker, und die ganze Woche war ihm nur ein Harren auf den Sonntag. So war schon fast ein Jahr vergangen, da erschallte einmal an einem Freitag großes Wehgeschrei durch die Stadt und man rief sich zu, der Prinz sei von einer giftigen Schlange

gebissen worden und müsse sterben. Plötzlich drängte sich durch den Haufen der ratlosen Hofbeamten und Aerzte ein schwarz verschleiertes Mädchen, warf sich über den Prinzen hin und sog ihm das Gift aus der Wunde. Und diesem, dem schon die Blässe des Todes das Antlitz bedeckte, röteten sich aufs neue die Wangen, seine fast erloschenen Augen fingen an zu glänzen und er richtete sich kräftig empor. Das Mädchen wollte sich still entfernen, der Prinz aber griff nach ihrem Schleier und dieser blieb in seiner Hand. Ergebungsvoll senkte das Mädchen die Augen, aber kein Schreck malte sich in den Zügen des Prinzen, sondern nur eitel sonnige Freude. Denn durch diese That war der Fluch von ihr genommen und ihre Stirn strahlte, obwohl es Freitag war, in dem reinsten Silberglanze. Natürlich war dann eine große Hochzeit und sie lebten lange und glücklich bis an ihr seliges Ende.

Zuweilen besuchte ich meine Tante in Wittenburg auf längere Zeit, wo ich dann von ihr und der Großmutter sehr verzogen wurde. In dieser Stadt gefiel es mir stets sehr wohl, nur an dem Schützenhause ging ich nicht gern vorbei, denn das war für mich ein Ort des Grauens. Ich hatte als Kind eine heftige Abneigung gegen den Knall der Gewehre, wie überhaupt gegen alle überlauten Geräusche. Das mochte wohl der erste Grund sein, dann aber hatte ich eine fürchterliche Angst vor dem Schützenkönig, der mir oft in den schrecklichsten Angstträumen erschienen war als ein mordlustiger Tyrann

in der Art des Königs von Dahomey mit dem Motto: „Blut muß fließen knüppeldick.“ Traum und Wachen waren mir so in eins geflossen, daß ich stundenlang darüber nachgrübelte, warum wohl in der guten Stadt Wittenburg solch ein entsetzliches Scheusal geduldet würde. Nur mit Furcht und Zittern ging ich an dem Hause vorbei, hinein hätten mich auch die lockendsten Versprechungen nicht gebracht.

Da war es denn doch besser in Perlin, wo nur lauter gute Leute wohnten, die sich alle bemühten, gegen Paster-Heinerich freundlich zu sein und ihm nicht in gräßlichen Träumen vorkamen, mochten sie nun geringen oder hohen Standes sein. Könige gab es da zwar nicht, aber doch den alten Grafen B., dem das Gut gehörte und der in einem stattlichen Hause wohnte, das von einem schönen Park umgeben war und das Schloß genannt wurde. Zwar ich habe es als Kind nie für ein richtiges Schloß ästimiert, denn solches mußte nach meiner Ansicht eine Fülle von Türmen und schön gezierten Giebeln haben wie z. B. das Schweriner, und dies in Perlin war doch nur ein recht stattliches Haus mit einem Kofferdach.

Der alte Graf B. war ein stiller, friedlicher Mann, der niemandem etwas that und ausschließlich für sein Diner lebte, denn er war ein großer Feinschmecker und bezog allerlei Delikatessen aus Hamburg, zum Teil durch Eilboten. Den ganzen Vormittag über und des Abends genoß er fast gar nichts als ein Täßchen Kaffee, Bouillon oder Thee und einige Biskuits und sparte seine ganze Kraft auf das Mittag-

essen, das um vier Uhr stattfand und zu dem er sich durch planmäßige Spaziergänge Appetit erzeugte. Mein Vater, der öfters dort eingeladen war, pflegte später zu sagen, er habe beim Grafen B. an einem Wochentage besser gespeist als beim Großherzog von Mecklenburg an einer Festtafel. Ich bewahre noch eine freundliche Erinnerung an die geräumige Schloßküche, wo es so lieblich duftete und schneeweiß gekleidete Köche in bläulichem Gewölk wie Opferpriester ihres Amtes walteten.

Nach dem Schlosse zu kommen trachteten wir Kinder sehr, denn dort war alles wie aus einer besseren Welt. Der alte Graf, die alte Gräfin und ihre Tochter Gräfin Klara waren natürlich höhere Wesen, sie ließen es uns aber nicht fühlen und waren gütig gegen uns. Auf der großen, kühlen Diele des Schlosses, die mit weißen und schwarzen Marmorfliesen gepflastert war, befand sich ein Schrank, der eine ganz besondere Anziehungskraft auf uns ausübte. Wenn wir bemerkten, daß es zu diesem Schranke hinging — und sein Besuch gehörte stets zum Programm, wenn wir einmal dort waren — folgten wir der alten Gräfin stets mit liebevoller Hingabe. Er enthielt allerlei Süßigkeiten und Näschereien, er war gewissermaßen ein Dessertschrank, und insbesondere erinnere ich mich gewisser kleiner Biskuitpantöffelchen, die auf der Zunge zerschmolzen und ganz bezaubernd nach Vanille schmeckten. Wenn ich meine offene Meinung sagen darf, so bin ich der Ansicht, daß es so köstliche Dinge, wie dieser Schrank enthielt, heutzutage gar nicht mehr gibt.

Das Zimmer der Gräfin Klara erschien mir immer als ein besonderes Heiligtum. Schon der feine Duft, der dort herrschte, hatte etwas feierlich Stimmendes, und dann war dort ein Schrank mit vier Glaswänden, der so viele kleine Zierlichkeiten und köstliche Dinge enthielt, daß man stundenlang daran zu besehen hatte. Von allem, was er enthielt, habe ich merkwürdigerweise nichts behalten, ich weiß nur noch, daß es wunderbar war.

Außerdem war noch ein Kind im Hause, die Tochter jener jungen Gräfin, die so allein in der Kapelle auf dem Kirchhofe ruhte. Der junge Graf hatte sich wieder verheiratet; er lebte auf einem benachbarten Gute und hatte die Tochter erster Ehe seiner Schwester Klara überlassen, die das Kind zärtlich liebte und sich nicht von ihm zu trennen vermochte. Sie hieß Lila, und wenn ich an sie denke, habe ich immer den Eindruck von einem blaß violetten Seidenstoff. Sie war ein zartes Kind, und da man fürchtete, sie möge den Keim der Krankheit in sich tragen, der ihre Mutter erlegen war, so ward sie aufs äußerste behütet. Für uns war sie noli me tangere, und nur, wenn wir uns ganz unnatürlich gesittet und artig betrugen, durften wir einmal mit ihr in demselben Zimmer sein und zusehen, wie sie spielte. Sie hatte natürlich die herrlichsten Sachen und ich erinnere mich noch eines kleinen, wunderbaren Männchens mit beweglichen Gliedmaßen, das die Stufen einer Treppe hinab Kobold schoß und dabei seine Arme und Beine so natürlich setzte wie

ein Mensch. Dies erschien mir als der Gipfel menschlicher Kunst.

Doch auch für uns kamen aus diesem Schlosse allerlei schöne Dinge, denn der junge Graf und seine Schwester waren als Kinder nicht solche Berserker gewesen wie wir, und die Spielsachen, die sie damals benutzt hatten, standen alle noch wohl erhalten auf dem Boden. Dort wurde jeden Weihnachten etwas für uns hervorgesucht, und so kamen wir zu einer schönen Laterna magica, deren rot geblümter Kasten mir noch deutlich vor Augen steht und womit ich mich an manchem Winterabend auf unserer weiß getünchten Diele vergnügte. Auch ein anderes Spielwerk, das mir später nie wieder begegnet ist, kam dort her. In einem schwarzen Kasten befand sich eine um eine senkrechte Spitze drehbare Trommel, die von innen erleuchtet werden konnte und dann zugleich durch den aufsteigenden heißen Luftstrom der Lichter vermöge eines metallenen Windrades in Bewegung gesetzt wurde. Ueber diese Trommel konnte man verschiedene andere schieben, zum Beispiel eine buntfarbig gestreifte. Dann setzte man in die eine offene Seite des Kastens Papptafeln ein, in die durch kleine runde Löcher allerlei Bilder einzezeichnet waren, Blumensträuße, Tempel, Vasen und dergleichen. Wenn sich nun hinter diesen Bildern die buntgestreifte Trommel drehte, so flimmerten sie gar lieblich in stets wechselnden Farben. Oder man schob einen Rahmen von Oelpapier ein und ließ sich dahinter die Hexentrommel drehen, in der allerlei greuliche Blocksberghexen

ausgeschnitten waren, die dann als gespenstige weiße Gestalten vorüberzogen. Dies Spielwerk habe ich lange gehabt und mir stets neue Variationen dazu ausgedacht. Wenn ich später auf den Gedanken gekommen bin, Maschinenbauer zu werden, so glaube ich fast, daß durch diese kleine Maschine der erste Anstoß zu dieser Berufswahl gegeben worden ist.

Am besten gefiel es uns aber von den Schloßbewohnern, daß wir in jedem Jahre nach Weihnachten zum Plündern des Tannenbaumes eingeladen wurden. Der gräfliche Tannenbaum trug natürlich ganz andere Wunderdinge als der unsere, der außer mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen nur noch mit etwas billigem Naschwerk und mit einigen großen Zuckerpuppen behangen war. Diese Puppen von solider Bauart aus festem weißem Zucker, farbig bemalt und geziert mit köstlichen goldenen und bunten Flittern, die gleich Edelsteinen glänzten, gibt es jetzt auch nicht mehr. Sie waren kostbare Stücke, wurden gleich Heiligtümern verehrt und jedesmal nach Weihnachten in die Sekretärschublade gelegt und für das nächste Fest aufbewahrt. War man sehr artig gewesen, so konnte man sie auch in der Zwischenzeit einmal besehen. So hatten sie schon viele Jahre ehrenvoll gedient. Wir Kinder aber wurden älter und ruchloser und an einem Weihnachten wurden sie, als sie noch am Tannenbaum hingen, angebissen und ihnen die Erde abgegessen, auf der sie standen, wodurch die kleinen Stöcke zum Vorschein kamen, die gleichsam ihre Knochen bildeten und ihnen ihren sittlichen Halt

verliehen. Wir mochten uns wohl sagen, daß, da ihr Beruf darin bestand, zu hängen, ihnen diese Erde nicht von wesentlichem Nutzen sein konnte. Außerdem war sie von besonders dickem Zucker und sehr wohlschmeckend. Durch dieses Verfahren jedoch wurden diese Puppen in ihrem Aussehen so grausam geschändet, daß ferner mit ihnen kein Staat mehr zu machen war. Sie wurden nach der Plünderung des Tannenbaumes uns überantwortet, und wir verzehrten den langjährigen Zucker mit vielem Behagen.

* * *

Was nun meinen Bildungsgang in dieser Zeit betrifft, wenn man ein so pomphaftes Wort für eine so einfache Sache anwenden darf, so lernte ich, wie schon gesagt, früh lesen. Ob bei meiner Mutter oder bei Küster Sandberg, weiß ich nicht mehr, aber die Dorfschule habe ich in der ersten Zeit besucht. Zur Schule mußte ich über den Kirchhof gehen. Sie befand sich in einem alten Hause mit Strohdach. Zuerst kam man auf einen schwarz geräucherten Flur, wo sich der Herd befand und durch die geöffneten Oberflügel der Hausthür der Rauch ging und die Schwalben aus und ein schossen. Rechts war das Schulzimmer und links die Wohnstube des Küsters Sandberg. Hatte mich dieser einmal gestraft, was wohl vorkam, denn für das Lernen in der Schule habe ich in meinem ganzen Leben kein Talent gehabt, so nahm er mich nach Schluß der Stunde regelmäßig mit in sein Zimmer. Dort standen auf einer Kommode einige

Schautassen und aus der einen davon erhielt ich dann ein ganz kleines Stück Kandiszucker, ob als Aequivalent für die ausgestandene Strafe oder damit ich zu Hause nichts sagen sollte, weiß ich nicht.

Wir hatten einige Pensionäre, die mein Vater unterrichtete, und später nahm ich auch an solchem Unterricht teil. Zuletzt wurde zur Aushilfe ein Seminarist als Lehrer angestellt, und ich erinnere mich sehr genau, wie dieser kleine, freundliche junge Mann bei uns eintraf. Ich war natürlich dabei, als er seinen Koffer auspackte, und interessierte mich für jedes neue Ding, das da zum Vorschein kam. Endlich holte er einen länglichen, in Papier gewickelten Gegenstand hervor, wickelte ihn aus, und siehe da, es war ein Ende spanischen Rohrs. Du liebe Zeit, in der Umgegend wuchsen ja unzählige Haselbüsche, aber er hatte wohl gedacht, jeder richtige Mann führt sein Handwerkszeug bei sich. Als er den Stock beiseite legte, sagte er mit freundlichem Lächeln zu mir: „Nun, den werde ich wohl nie brauchen.“ Trotz dieser liebenswürdigen und optimistischen Aeußerung betrachtete ich das Erziehungsinstrument mit Mißtrauen, und etwas wie dunkle Zukunftsahnung rieselte mir den Rücken entlang.

Aus der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Perlin stammen auch meine ersten Erinnerungen an politische Ereignisse, deren Wiederklang aber nur wie ein fernes Summen in die Einsamkeit unseres abgelegenen Dorfes drang. Es kam ein wandernder Fremdling mit einer Drehorgel und einer furchtbaren

Mordgeschichte, die auf eine große Leinwandtafel gemalt war und von ihm mit heiserer Stimme und einem langen Rohrstocke beweglich expliziert wurde. Außerdem hatte er aber auch noch „vier schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr" und ich höre es noch, wie er mit furchtbarer Inbrunst sang:

„Schleswig-Holstein stammverawandt,
Wanke nicht, mein Vataland!"

Seitdem sang das ganze Dorf dieses Lied. Später ritt auch einmal österreichische Kavallerie durch. Wir Kinder standen mit zwei Dienstmädchen auf dem hochgelegenen Kirchhofe und sahen die weißgekleideten Reiter unten vorbeiziehen. Sie warfen den Mädchen Kußhände zu und riefen sie an: „Schöne Minka," worüber sich diese fast zu Tode kichern wollten. Es ist ihnen gewiß eine Erinnerung fürs Leben gewesen. Als wir vor dieser Zeit bei meiner Großmutter zu Besuch waren, die unterdes das Gut Bredentin bei Güstrow gepachtet hatte, war dort wegen der Unruhen im Lande ein Gendarm einquartiert. Er war sehr gutmütig und spielte gern mit uns Kindern. Wegen seiner tiefen Schwärmerei für Leberkäse wurde er nur die „Kässchandarre" genannt. Dies sind meine Kindheitseindrücke vom Jahre 1848 und von der schleswig-holsteinschen Erhebung.

Ich war schon über neun Jahre alt geworden und eines Morgens gerade beschäftigt, schwarzes Brot in meine heiße Milch zu brocken, als mein Vater das Wort ergriff und uns mit bewegter Stimme mitteilte, wir würden nun bald Berlin verlassen und

nach der Residenzstadt Schwerin ziehen, da er dorthin an die Nikolaikirche berufen worden sei. Obgleich sonst Kinder alles Neue mit Jubel begrüßen, so ergriff mich doch wohl der Ton, mit dem der Vater dieses vorbrachte, so, daß einige Thränen in meine heiße Milch fielen. Auch später dachte ich nicht mit Freude an diese Uebersiedelung, denn es ward mir bald klar, was wir verlieren würden, ohne Aehnliches dafür einzutauschen. Dort würden wir keine Kühe haben, keine Schweine, Gänse und Enten, höchstens einige Hühner. Auch unsere beiden hübschen Littauer Pferdchen, Peter und Liese, mußten verkauft werden, und ich konnte dann nicht mehr mit dem Vater über Land fahren, fremde Pastoren und Gutsherren zu besuchen und allerlei Abenteuer zu erleben. Nun erschienen mir all die kleinen Annehmlichkeiten, die das Landleben bietet, in glänzendem Lichte. Es gab so vieles, von dem man Abschied nehmen mußte, aber am meisten that es mir doch leid um unseren schönen großen Garten, wo ich jeden Baum und jeden Strauch persönlich kannte und in jedem Winkel zu Hause war. Welch ein Füllhorn köstlicher Gaben war er aber auch für uns. Die Stachelbeeren, die er bot, waren von uns vier Kindern nicht zu bewältigen und in guten Jahren streute er so viel rote und gelbe Pflaumen aus, daß sie waschkörbeweise an die Schweine verfüttert werden mußten, weil dergleichen Obst in der abgelegenen Gegend gar keinen Wert hatte. Manche Bäume erntete ich ganz allein ab, weil sich niemand um sie kümmerte. Am meisten schätzte ich aber die

Früchte, die bei der Ernte an den Bäumen vergessen oder übersehen wurden, dort vollständig ausreiften und dann nach und nach einzeln von selber abfielen. Diese erschienen mir immer ganz besonders köstlich und wohlschmeckend. Zur Zeit der Obsternte baute ich mir dann aus Ziegeln und Brettern in einem abgelegenen Gebüsch sogenannte „Muddelkisten", wo ich wie ein Geizhals meine Schätze aufspeicherte. Unser Garten grenzte an zwei Seiten an den Schloßpark und dort war an dem ganzen Reisigzaune entlang Gebüsch gepflanzt, darunter viele mächtige Haselnußsträuche, die ihre Zweige zu uns herüberstreckten, und im Herbste war es dann ein köstlicher Sport, die abgefallenen Nüsse aufzusuchen, die sauber, braun und glänzend zwischen dem welken Laube lagen. Welch eine Fülle von kleinen Freuden bot uns nicht der Lauf des Jahres auf dem Lande, aber es half nichts, von alledem mußten wir Abschied nehmen, und kurz vor unserer Abreise ward sogar Phylax verschenkt, unser getreuer alter Haushund, mit dem ich aufgewachsen war. Ein befreundeter Pastor wollte ihn an sich nehmen und kam in einer Glaskutsche, um ihn abzuholen. Aber kaum hatte man den Hund hineingelockt und die Thür geschlossen, so sprang er auch schon mit einem mächtigen Satze durch die klirrende Glasscheibe wieder hinaus und außer sich vor Freude über seine Befreiung an uns in die Höhe. Aber es half ihm nichts, er wurde in einen Sack gesteckt und mußte trotz seines jammervollen Gewinsels doch mit. Es war herzzerreißend. Man hat das treue

Tier in dem neuen Wohnorte an die Kette gelegt, weil es sonst nicht geblieben wäre, und dort ist es bald aus Gram gestorben.

An einem Tage, da der Regen unabläßig vom Himmel strömte, ward der Umzug bewerkstelligt, und von nun ab that sich eine neue Welt vor mir auf. Aber die alte vergaß ich nie, ich hatte lange Heimweh nach ihr, und noch jetzt gedenke ich ihrer, wer weiß wie oft.

Hold Erinnern schwebt mir vor,
Wie um Fensterbogen
An dem alten Kirchenchor
Tausend Schwalben flogen.

Schwalben rings ohn' Unterlaß
In den Lüften wiegend,
Wo ich schöne Märchen las
Zwischen Gräben liegend.

Jene grüne Einsamkeit
Ist schon lang versunken,
Wo ich in der Kinderzeit
Poesie getrunken.

Doch, wenn heut die Schwalben schrein,
Die im Licht sich schwenken,
Meiner Kindheit Morgenschein
Muß ich still gedenken.

Denn die Sehnsucht dauert fort
Nach der Jugend Räumen,
Und noch immer wandl' ich dort
Nachts in meinen Träumen.

Ja, wohl hundertmal im Laufe der Jahre bin ich dort im Traum umhergewandelt. Aber immer

mit dem Gefühl, daß ich dort nicht mehr hingehöre und mit der stillen Furcht, was wohl der jetzige Besitzer sagen würde, wenn er mich in seinem Eigentum träfe. Aber niemals kam jemand. Zuweilen ging ich in solchem Traume in das Haus, um mir zuvor die Erlaubnis zu erbitten, die geliebten Stätten meiner Kindheit besichtigen zu dürfen, allein obwohl ich Stimmen hörte in der Ferne und das Schlagen von Thüren, so durchwanderte ich doch die sämtlichen Räume, ohne jemand zu finden, oder wenn ich dort Menschen antraf, so sahen sie mich nicht, als sei ich Luft. Dieser Traum ist nicht wiedergekehrt, nachdem er einmal eine besonders wunderliche und neue Form angenommen hatte. Als ich in das Haus trat, war ich erstaunt, alles dort prachtvoll verändert zu finden, so daß ich zu der Meinung kam, der jetzige Prediger müsse wohl ein sehr reicher Mann sein. Die Möbel waren mit köstlichem Schnitzwerk bedeckt und überall schimmerten seidene Vorhänge und farbige Teppiche aus dem Orient. Als ich in das Speisezimmer trat, stand da ein mit dem feinsten Linnen gedeckter Tisch mit den Resten einer reichen Mahlzeit; in den zierlich geschliffenen Kelchen der Krystallgläser blinkten die Neigen köstlicher Weine und überall herrschte jene unnachahmliche Unordnung, die eine von der Tafel aufstehende Gesellschaft hinterläßt. Es war aber niemand dort zu sehen oder zu hören, nur in einer Ecke plätscherte zwischen Blattpflanzen ein kleiner Springbrunnen. Ich ging nun hinaus in den Garten, aber auch dort war alles ganz sonderbar verändert. Man

hatte dort prächtige, von hellem Marmor schimmernde Museen erbaut mit glänzenden Thüren aus vergoldeter Bronze. Ein alter Mann führte mich dort umher und ich fand alle diese Räume angefüllt mit köstlichem Gerät, aus Gold, Silber und seltenen Steinen. Da waren Kunstwerke aus Perlmuttermuscheln, Straußeneiern, Bernstein und geschnitztem Lack und allerlei Naturseltenheiten, merkwürdige Vogelnester und seltsam gefärbte Eier, schimmernde Erzstufen und angeschliffene Kristalldrusen. Ich war auch nicht allein dort, sondern, da es Sonntag war, so waren viele Landbewohner herbeigeströmt, wanderten halb scheu vor der ungewohnten Pracht durch die Säle und starrten auf die meist unverständlichen Dinge hin, die sie umgaben. Ich aber hätte gern statt dessen meinen alten lieben und wohlbekannten Garten wieder gehabt, allein seitdem ist er aus meinen Träumen verschwunden.



3. Schwerin.

Von der ersten Zeit in Schwerin ist mir wenig in der Erinnerung geblieben. Ich weiß nur, daß wir unsere gute Großtante Malchen, in deren mit altjüngferlicher Sauberkeit und Zierlichkeit ausgestatteten Räumen wir vier wilden, an unumschränkte Freiheit gewöhnten Rangen uns aufhielten, bis das Haus eingerichtet war, daß wir diese an ein friedliches Stillleben gewöhnte alte Dame an den Rand

der Verzweiflung brachten. Solange sie lebte, erzählte sie mit Grausen von diesen Tagen. Das Haus, in das wir einzogen, lag der Kirche gerade gegenüber, war groß und geräumig, besaß einen mächtigen, mit allerlei Gerümpel angefüllten Boden, und Hof und Garten waren nicht allzu klein, so daß wir die beschränktere Freiheit nicht so sehr empfanden. Unsern Hauslehrer behielten wir noch eine Weile, und da dieser ein Neffe des Küsters unserer Kirche war, so hatte er seinem Onkel die Pflicht abgenommen, allabendlich die Betglocke zu läuten. Da ging ich natürlich mit, und nachdem ich unter Aufsicht meines Lehrers gelernt hatte, dieses Amt zu verrichten, durfte ich es später manchmal ganz allein besorgen. Wie verantwortungsvoll kam ich mir vor, wenn ich mit dem großen Kirchenschlüssel über die Straße ging und mühsam die Turmthüre aufschloß! In dem dämmerigen Raume hing ein starkes Seil hernieder, das zu der Glocke ging, und nun galt es, die Sache ordentlich und richtig auszuführen zur Befriedigung der Kenner. Denn ich wußte ja, die ganze Stadt hörte auf mich, sogar der Oberkirchenrat und der Großherzog. Es galt nun, die langsamen Schläge in gemessenen Pausen folgen zu lassen und dann einen Doppelschlag hinterher. Mit Zagen ging ich jedesmal an dies wichtige Werk, und hohe Befriedigung erfüllte mich, wenn ich glaubte, daß es mir gelungen sei. Und ich war der einzige Junge in der ganzen Stadt, der solches thun durfte.

Später kam ich in die erste Klasse einer Vor-

bereitungsschule für das Gymnasium, und da muß wohl mein einsiedlerisch träumerisches Wesen, das ich vom Lande mitbrachte, besonders auffallend gewesen sein, denn meine Mitschüler erteilten mir alsbald die Beinamen: „Drömer" (Träumer) und „Slapmütz". Doch streifte ich im Umgang mit so vielen Altersgenossen bald diese Eigenschaft ab, und als ich mit elf Jahren auf das Gymnasium kam, nannte mich niemand mehr so.

Bei einem Stadthause mit einem Garten dahinter kommen auch natürlich die Nachbarn in Betracht, und ich kann wohl sagen, daß wir deren bemerkenswerte und eigentümliche hatten. An der einen Seite wohnte ein Advokat R., der ein großer Gartenliebhaber, Blumenfreund und Obstzüchter war und alle seine freie Zeit in seinem Garten zubrachte. Es war unglaublich, was in diesem doch nicht allzu großen Raume alles wuchs. Alle Hauswände, die Wand eines hinten anstoßenden Hauses und die hohen Plankenzäune waren mit Spalieren versehen, an denen er eine Fülle köstlicher Weintrauben zog und außerdem Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren und Schattenmorellen. Er hatte auch eine Feigenplantage, die alljährlich große, süße Früchte lieferte und sonst viele Obstbäume von edlen Sorten. Am bemerkenswertesten aber war dieser Garten durch seine Rosenpracht. Um die Zeit des beginnenden Sommers glühten und blühten die Rosen dort in allen Formen und Farben, weiß, rosa, goldgelb und feuerrot bis purpurschwarz. Da waren buschige und hochstämmige, strauchartige und rankende,

winzige und riesige, einfache und gefüllte. Als ich später meine erste Novelle, den „Rosenkönig" schrieb, schwebte mir immer die Rosenpracht dieses Gartens vor.

Die Nachbarschaft auf der anderen Seite hatte einen kleinen Stich ins Unheimliche. Das Haus und der wenig gepflegte Garten gehörten dem Sanitätsrat G., dem wegen einer etwas dunklen Geschichte verboten war, zu praktizieren. Ich habe nie recht deutlich erfahren, welcher Art sein Vergehen gewesen ist. Meine Schwestern fürchteten sich vor ihm, und als sie halbwüchsige Mädchen waren, rannten sie sofort aus dem Garten, wenn der freundlich grinsende Eulenkopf des Nachbars mit den stechenden hellgrauen Augen über den Zaun blickte. Er hatte mehrere Häuser in der Stadt, galt für reich und konnte also den Verlust seiner Praxis verschmerzen. Zum Zeitvertreib beschäftigte er sich mit allerlei wunderlichen physikalischen und chemischen Experimenten. Er besaß eine asthmatische, fette Frau, mit der er sich stets zankte und einen kleinen, fetten Sohn, den sie beide gemeinschaftlich aufs äußerste verzogen. Im ersten Frühjahr unseres Aufenthaltes in Schwerin war dieser in unseren Garten gekommen, um mit uns zu spielen. Uns mißfiel aber der fette, verpimpelte Junge, der bei dem warmen Frühlingswetter einen schottisch karrierten Mantel trug, durchaus, welchem Mißfallen wir dadurch Ausdruck gaben, daß wir ihn nahmen und ihn hinten durch seinen Halskragen zwischen Hemd und Haut so voll feuchter Gartenerde füllten, als er fassen konnte. Er flüchtete sich natürlich unmenschlich

brüllend an seinen heimatlichen Herd, und wir gingen durch diese verruchte That seines ferneren Umganges verlustig. Später wurde dann öfter irgend ein blasser, duldsamer Knabe zu ihm eingeladen, der gegen gute Fütterung mit ihm spielen und sich von ihm tyrannisieren lassen mußte.

Das Hintergebäude des Hauses, in dem der Sanitätsrat G. wohnte, war ziemlich groß und hatte ein flaches Dach. Auf diesem Dache stand ein kleines Glashäuschen, dessen Fenster stets dicht verhangen waren und dessen Bestimmung dunkel war. Man behauptete, der Sanitätsrat nehme dort Sonnenbäder. Um das flache Dach lief ein eisernes Geländer, das seltsamen Zierat zur Schau trug. Auf jeden Pfosten war nämlich ein umgekehrtes Medizinglas gesteckt. Der Sanitätsrat G. wußte, daß Glas die Elektrizität nicht leitet, und so wollte er verhüten, daß der Blitz in dieses Haus schlüge.

Uns gegenüber lag, wie schon gesagt, die Nikolai- oder Schelfkirche und um sie herum ein stattlicher Platz, mit alten Linden bepflanzt, der „Schelfkirchhof“. Das war ein herrlicher Spielplatz für die umwohnende Jugend. Darum wurde es in der schulfreien Zeit bei nur einigermaßen erträglichem Wetter dort nicht still von dem fröhlichen Getöse der Kinder, die dort die Spiele der Jahreszeit spielten. Sie begannen im ersten Frühling mit Buutz (Anwerfspiel mit Knöpfen) an der Kirchenmauer und Murmel. Dann wurden großartige Tründelband- (Reifen-) Wettrennen veranstaltet und später kamen alle möglichen

Ballspiele, Ausläufer, Krinkball (Kreisball) und Kuhl-säg' (Sauball). Wieder gab es dann eine Zeit, wo nur Hirsch und Has oder Klodibo (Anschlag), Letzten (Zeck), Hinken Düwel (Schwarzer Mann) und Abenkloß gespielt wurde. Das letzte war ein eigentümliches Spiel, bei dem jeder Teilnehmer einen Namen nach dem Alphabet erhielt, bei dem er aufgerufen wurde. Die Namen hießen: „Abenkloß, Bibo, Cizo, Dido, Eikenbräker, Fahnenstäker, Gurkenfräter . . . Weiter weiß ich sie nicht, wahrscheinlich, weil selten mehr als sieben Teilnehmer an dem Spiel vorhanden waren. Im Winter gab es dann Schanzenbau oder gewaltige Schneeballschlachten oder man fuhr im Schlitten die benachbarte steile Kirchenstraße hinab. Freilich, da gab es noch eine bessere Bahn, die steile Straße neben dem Arsenal, die so abschüssig war, daß man sie für Wagenverkehr gesperrt hatte. Dort aber war das Schlittenfahren verboten. Das war natürlich kein Hindernis, wenn man einen guten Freund hatte, der unten stand und auf die Wagen und „Auras" aufpaßte. Wenn der dann sein: „Nu-man!" rief, heidi, da gab es eine Fahrt, daß es nur so sauste. Im Nu war man unten, dann ging's quer über die Alexandrinenstraße und die Promenade, dann eine steile Uferböschung hinab und mit einem Hopps über die Kaimauer auf den gefrorenen Pfaffenteich hinauf. „Jungedi, wo güng dat fein!"

Was nun den vorhin genannten Auras betrifft, so war das der gefürchtetste von den Polizisten, den sogenannten Stadtdienern. Er war groß und hager

und ausgerüstet mit langen Beinen und desgleichen Fangarmen. Seine runden, hurtigen Augen schienen alles im weiten Umkreis gleichzeitig zu sehen. Etwas Wildes, Sprunghaftes lag in seinem Wesen: er hatte eine fatale Fertigkeit darin, plötzlich da zu sein oder unvermutet um eine Ecke zu kommen, und der warnende Ruf: „Auras!" bedeutete für alle, die etwas Verbotenes vorhatten: „Rette sich, wer kann!" Wenn ich jetzt die Phrase von dem Auge der Gerechtigkeit höre oder lese, so muß ich noch immer an Auras' Augen denken.

Um den Schelfkirchhof herum wohnten noch einige bemerkenswerte Leute, zum Beispiel Bäckermeister Trapp, der durch seine großen Appelstuten berühmt war, eine Delikatesse für sehr anspruchslose Feinschmecker, was schon aus dem Preise von einem Dreiling (wenig mehr als 1½ Pfennig) für das ziemlich große Gebäck hervorgeht. Es bestand aus gewöhnlichem Brotteig mit eingebackenen sauren Aepfeln. Es gab welche, die dafür schwärmten, ich aber habe mich nie so tief erniedrigt. An diesem Platze lag auch die Vorbereitungsschule, die ich zuerst besuchte, und von 1855 ab wohnte dort eine wirkliche Weltberühmtheit, nämlich der Komponist Friedrich von Flotow, Intendant des Schweriner Hoftheaters, dessen Opern Martha und Stradella damals schon über alle Bühnen gegangen waren. Ich habe ihn aber für nichts Besonderes geschätzt, obwohl ich genug davon hörte, denn wie konnte wohl ein behäbiger Mann, der uns gegenüber wohnte und jeden Tag über den Schelf=

kirchhof ging, eine große Berühmtheit sein. Ich glaube, hätte Goethe dort gewohnt, ich hätte ihn auch nicht für etwas Besonderes gehalten.

Neben diesem berühmten Manne wohnte der Forstrevisor M., der von einer einzigen Frau zweiundzwanzig Kinder hatte, von denen eine ganze Menge am Leben und zum größten Teil damals noch zu Hause waren. Da ich mit seinem Sohne Adolf befreundet war, so kam ich öfter ins Haus, und da hat sich mir als besondere Merkwürdigkeit ein großer Saal eingeprägt, in dem alle diese Kinder, worunter schon erwachsene Mädchen waren, schliefen. Durch allerlei spanische Wände, Vorhänge und dergleichen um die verschiedenen Bettgruppen herum war er in geschlossene Abteilungen geschieden und so dieser Reichtum ganz gut untergebracht. Für uns Kinder war dieser Schlafsaal am Tage mit seinen vielen Ecken und Winkeln, Ab- und Einbuchtungen eine Gelegenheit zum Versteckspiel, wie sie nicht leicht besser gefunden werden konnte. Dieser Adolf M. war dadurch merkwürdig, daß überall, wo er auch ging und stand, seine Augen auf den Boden gerichtet waren. Er hatte nämlich einmal ein Achtschillingsstück (50 Pfennig) gefunden, und das hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seitdem das Suchen als Sport betrieb. Wegen seiner Ausdauer darin fand er natürlich auch mehr als andere, bald ein Messer, einen Taschenkamm, einen Schilling, oder einen wertvollen Knopf, der seine sechzehn bis zweiunddreißig Hosenknöpfe wert war. Denn beileibe darf man nicht glauben, daß

bei uns ein Knopf ein Knopf war, da bestanden die größten Wertunterschiede und ein vollständig ausgebildetes Münzsystem. Der Hosenknopf bildete die Einheit und in der „Buuß"-Saison kam es vor, daß sich besonders eifrige und unglückliche Spieler alle Knöpfe vom Leibe schneiden mußten, um ihren Verpflichtungen zu genügen. Wenig geschätzt waren die hohlen Metallknöpfe, hoch dagegen die massiven, klingenden von Messing oder Bronze. Ein „Posthorn" galt, wenn ich nicht irre, sechzehn. Die Stelle der Goldstücke aber vertraten die umfangreichen, oft über thalergroßen schwedischen Kupfermünzen, die durch Seeleute oder Reisende zuweilen ins Land kamen und den größten Reichtum der Knopfkapitalisten ausmachten. Denn solche gab es mit schweren, strotzenden Beuteln, deren Inhalt man auf viele tausend Hosenknöpfe schätzen konnte. Ich habe nie zu ihnen gehört, und spielte mir das Schicksal einmal ein kleines Kapital in die Hände, so half es bald einen dieser strotzenden Beutel schwellen. Es ist bei Kindern wie bei großen Leuten, und wer jene genau beobachtet, der kann schon früh voraussagen, wer einmal auf Gummirädern fahren wird.

* * *

Ich kam, wie schon gesagt, mit elf Jahren in die Quinta des Schweriner Gymnasiums und war damals der Jüngste in der Klasse, muß also wohl bis dahin ein ziemlich guter Schüler gewesen sein. Von diesem Zeitpunkt an war es aber damit zu Ende,

und ich erinnere mich noch, daß mir einmal vier Schillinge (25 Pf.) versprochen wurden, wenn ich einmal eine Woche lang nicht nachsäße. „Das läßt tief blicken!“ würde ein gewisser sozialdemokratischer Abgeordneter sagen. Ich gewann aber diesen Preis und erstand mir für das Geld eine Maultrommel, auf welchem Instrument ich mich mit vielem Eifer zu üben begann. Wir hatten nämlich einen Virtuosen in der Klasse, der es verstand, in den Zwischenstunden, Arion gleich, die wilde Bande in stille, zahme Lämmer zu verwandeln, wenn er ihnen etwas auf der Maultrommel vorspielte. Die zarten, geisterhaften Klänge dieses Lieblingsinstrumentes von Justinus Kerner gefielen mir wohl, allein ich brachte es zu keiner besonderen Kunstfertigkeit. Hier kann ich wohl gleich einfügen, daß sich drei Klavierlehrer durch acht Jahre an mir abgeärgert haben, ohne mir etwas beibringen zu können. Nicht daß ich unmusikalisch gewesen wäre, aber ich wollte nicht. Durch nichts kann man übrigens einen Klavierlehrer mehr ärgern, als wenn man achtmal hintereinander f anschlägt, während man ganz genau weiß, daß es fis sein soll.

In Quinta blieb ich drei Jahre, während der regelrechte Kurs nur ein und ein halbes Jahr dauerte. Das hatte ich nun allerdings nicht ganz meiner mangelhaften Arbeitslust zu verdanken, sondern als ich mich schon in der ersten Abteilung befand, wurde eine Sexta eingerichtet, wodurch die Quinta zugleich auf eine höhere Stufe rückte. Es wurden dann nur die allerbesten nach Quarta versetzt und aus dem

Rest die neue Quinta gebildet, in der ich als mäßiger Schüler wieder in die zweite Abteilung kam. Jedenfalls hat mir aber wohl das lange Hocken in einer und derselben Klasse die Lust an der Schule gänzlich verdorben. Uebrigens gab es zuletzt in dieser Klasse eine Bande von rohen Gesellen, die zum Teil schon über fünfzehn Jahre alt und deren einzelne, möchte ich sagen, mit allen Lastern bekannt waren. Man meint jetzt oft, die Jugend sei im allgemeinen verdorbener als vor etwa vierzig Jahren, das aber kann ich nach meinen Erfahrungen nicht zugeben. Es gab auch damals genug, die in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließen, und wollte ich davon erzählen, so könnte ein moderner Naturalist daran seine helle Freude haben. Der Anführer dieser Bande übrigens, auf dessen Anstiften die schwächeren in der Klasse auf eine nicht wiederzugebende Weise tyrannisiert wurden, erschoß sich später noch in jungen Jahren.

Etwas besser ging es mir in Quarta und zwar aus einem besonderen Grunde. Der Oberlehrer von Quarta, Doktor Büchner, bei dem das Griechische anfing, war musikalisch und hatte aus Liebhaberei die Singstunde übernommen. Da ich nun eine gute und starke Sopranstimme hatte und im Singen immer obenan saß, so hatte er eine Vorliebe für mich, kam mir, als ich in seine Klasse versetzt wurde, wohlwollend entgegen und, was mir noch nie passiert war, er traute mir etwas zu. Damit hatte er mich gefangen, und, obwohl ich auch hier kein Licht war, kam ich doch durch diese Klasse in der regelrechten

Zeit und wurde fünfzehn und dreiviertel Jahre alt nach Tertia versetzt, wo dann das alte Elend wieder von vorne anfing. Es gab allerdings Fächer, in denen ich etwas leistete, wie Deutsch, Mathematik, Geographie und alles, was mit Naturwissenschaften in Zusammenhang stand, allein das hatte damals gar nichts zu bedeuten und kam gegen die alten Sprachen überhaupt nicht in Betracht. Wer sein lateinisches Exerzitium ohne Fehler machte, seine unregelmäßigen Verba am Schnürchen hatte und im Griechischen etwas leistete, der konnte in den übrigen Fächern so mäßig sein, wie er wollte, und ein Deutsch schreiben wie ein Hausknecht, darauf kam es gar nicht an. So nützte es mir denn auch nicht das geringste, daß ich im deutschen Aufsatz stets einer der besten war. Der alte Doktor Schiller sagte dann wohl, wenn er solche Arbeiten zurückgab: „Ja, der Seidel! Ist sonst so'n schlechter Schüler, aber Deutsch kann der Jung'. Hab'm wieder 2 a geben müssen. Ich weiß nicht, wo der Jung' das her hat." Wäre ich auch in den anderen Fächern besser gewesen, hätte ich wahrscheinlich eine 1 erhalten. Solches Urteil diente dann zu meiner eigenen höchsten Verwunderung, denn ich hatte dies nie erwartet, weil ich wie gewöhnlich die Arbeit bis zum letzten Augenblicke aufgeschoben und den Aufsatz morgens vor Anfang der Schule ohne Kladde hingeschrieben hatte. Ich hielt dies für eine Art Verblendung des Lehrers, da ich selbst von meinen Fähigkeiten eine sehr geringe Meinung hatte. Aehnlich erging es mir, als ich früher einmal in

meinem zwölften Jahre, durch den damals ausgebrochenen Krimkrieg angeregt, mein erstes Gedicht machte. Mein Vater bekam es zufällig zu sehen, las es durch, schmunzelte und sagte: „Nun, gar nicht so übel!“ Da überkam mich eine tiefe Beschämung, es fiel mir ein, daß ich oft gelesen hatte, wie Eltern geneigt seien, die Befähigung ihrer Kinder zu überschätzen, und sofort ging ich hin und steckte das Gedicht ins Feuer.

War, wie bei dieser Aufsatzgeschichte, das wenige Lob, das ich erhielt, auch noch in einen Tadel eingewickelt, so verfuhr noch schlimmer mit mir der alte Prorektor Reiz, wenn ich, wie es öfters geschah, in dem ganzen Glanze meiner Unwissenheit vor ihm prangte. Er pflegte dann mit milder Stimme zu fragen: „Seidel, wann gehn Sie ab?“ Die ganze Klasse, der diese Frage natürlich ein besonderes Gaudium machte, murmelte dann im Chor: „Noch lange nicht, noch lange nicht!“ — „Das ist schade!“ erwiderte dann der alte Prorektor Reiz mit sanftem Ton. Dieser Lehrer, der übrigens nicht unbeliebt war, hatte eine sonderbare Art, sich mit Hyperbeln in Zorn zu reden. Einmal kam er darüber zu, wie zwei Brüder sich prügelten: „Der Jung', der Jung',“ sagte er, „schlägt seinen Bruder! Nächstens bringt er wohl gar seinen Vater um — schneid't seiner alten Großmutter den Hals ab! Der Jung', der Jung' — so'n Mörder!“

Er war damals schon ganz weiß und alt, ist aber noch lange Jahre auf seinem Posten geblieben. Zuletzt pflegte er während der Stunden mitten im

Satz einzuschlafen, oft an dreißig Minuten lang. Die Klasse verhielt sich dann zu ihrem eigenen Vorteil, um ihn nicht aufzuwecken, mäuschenstill, und es wurde auf diese Art eine Ruhe erzielt, wie sonst durch kein Mittel. Gegen Ende der Stunde pflegte er aufzuwachen und fuhr dann in seinem Satz fort, als sei nichts geschehen.

Bemerkenswert und bequem für die Klasse war die Methode, mit der Doktor Schiller in Tertia den Homer traktierte. Die Schüler mußten von oben an der Reihe nach übersetzen, und da jedesmal nur zwei, höchstens drei drankamen und er niemals außer der Reihe fragte, so hatte man gut Zeit, unter dem Tisch Heine oder Immermann zu lesen, oder irgend eine andere Arbeit zu erledigen. Schiller war als niederdeutscher Sprachforscher nicht unbedeutend und seine Arbeiten „Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes" und zum „Niederdeutschen Wörterbuch" haben den Beifall der Kenner gefunden. Als Lehrer stand er aber nicht auf der Höhe, wie das oft bei Gelehrten der Fall ist. In Tertia hatten wir eine Stunde Deutsch, die dadurch ausgefüllt wurde, daß von den Schülern der Reihe nach Gedichte aufgesagt wurden, während der Lehrer auf dem Katheder saß und Aufsätze korrigierte, wobei er weder sah noch hörte. Darauf baute mein Freund Fritz Jenning seinen Plan, als er es wagte, das berühmte Gedicht aus den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten" zu deklamieren, dessen erste Strophe lautet:

„Hinan, hinan zum sprossenreichen Spiegel,
Zum flüss'gen Dolch, der bunte Schatten teilt,
Hinan, hinan, mit grinsend mattem Zügel,
Bis ihr das Ziel Thermopylä ereilt!"

und das weiterhin die wunderschöne Stelle enthält:

„Wo Chinas Vögel sich mit Anemonen gatten,
Stürzt ein Koloß in Weltenblütenstaub."

Ohne eine Miene zu verziehen, korrigierte der Doktor bei diesem Attentat seine Aufsätze weiter, doch mochte es ihm aus diesen Versen wohl etwas exotisch angeweht haben, denn er fragte am Schluß: „Von wem ist das?"

„Von Chamisso!" antwortete Fritz Jenning mit unerschütterlicher Frechheit.

„Gut, setz dich!"

Ich selber, der, wenn es mir Spaß machte, auch arbeiten konnte, lernte einmal für diese Stunde die sechsundvierzig siebenzeiligen Strophen des Lichtenbergschen Gedichtes über die Belagerung von Gibraltar in einem Nachmittag auswendig, weil mir diese burlesken Verse ungemein gefielen, und trug sie dann ohne Anstoß vor. Der Beiname dieses Lehrers war Gagus, weil in seiner breiten mecklenburgischen Aussprache der lateinische Eigenname Cajus diese Form annahm. Seine Frau hieß infolge dessen Gaga, sein Sohn Gagulus und seine Tochter Gagula. Gagulus, mein Mitschüler, ist nachher ein sehr tüchtiger Offizier und Prinzeninstruktor am mecklenburgischen Hofe geworden.

Gagus selber hatte mäßigen Schülern gegenüber

einige Redensarten an sich, die er oft wiederholte. Die eine lautete: „Der Jung' muß aufs Schiff, muß was mit'n Enn'butt (Tauende) haben!" Er hätte übrigens als niederdeutscher Sprachforscher wissen müssen, daß es „Buttenn'" heißt. Die zweite hieß: „Der Jung' muß Grobschmied werden!"

Seltsamerweise haben mein Bruder Werner und ich, die wir beide solche Redensarten oft genug zu hören bekamen, diese Ratschläge genau befolgt, denn mein Bruder wurde Seemann, und ich habe später, als ich in der Fabrik arbeitete, oft genug am Amboß gestanden, denn schmieden war meine Passion.

* * *

Das Schweriner Gymnasium befand sich damals noch in den Räumen des alten Klosters, das an den Dom angebaut ist. Der eine Flügel enthielt die Klassenzimmer, der andere die Aula, die früher als Refektorium diente, und die Wohnung des Schuldieners. Verbunden waren beide Gebäude durch einen Kreuzgang und dazwischen lag der alte Klosterhof, der in den Zwischenstunden als Spielplatz diente. Obwohl ich nun in diesem düstern Ziegelbau wenig Gutes erlebt habe, so hängt mein Herz doch noch ein wenig an ihm, wie an allen Stätten meiner trotz alledem glücklichen Kindheit. Oftmals noch wandere ich im Geist durch den kühlen, gewölbten Kreuzgang und höre dann das Kläffen der Dohlen, die in den zahlreichen Rüstlöchern des Domes ihre Nester haben, und das unablässige Schreien der Turmschwalben.

Auch sehe ich mich dann jedesmal selber, wie ich, ein hagerer, langaufgeschossener Junge, am Schluß der Schule als der Erste in ungeheuren Sätzen die alten, ausgetretenen Holztreppen hinabgedonnert komme, um, froh der gewonnenen Freiheit, schleunigst um die Ecke zu verschwinden.

In diesem alten Kreuzgange traten wir auch an, wenn es im Sommer an jedem Mittwoch oder Sonnabend um vier Uhr hinausging zum Turnplatz. An das Turnen knüpfen sich meine fröhlichsten Schulerinnerungen, denn an die vier Fächer, in denen ich etwas leistete: Deutsch, Mathematik, Geographie und Singen reihte sich als fünftes und bestes das Turnen an, eine Zusammenstellung übrigens, die dem richtigen Schulmanne ein mitleidig verächtliches Lächeln auf die Lippen nötigen muß. Der sehr große, zum Teil mit alten Bäumen bestandene Turnplatz liegt eine halbe Stunde vor der Stadt auf dem Schelf-Werder, einer hügelreichen, bewaldeten Halbinsel zwischen dem großen See und dem Ziegelsee, und wir zogen hinaus mit fliegenden Fahnen und Gesang. Besonders beliebt waren zwei Lieder, nach denen es sich gut marschieren ließ: „Die Hussiten zogen vor Naumburg,“ und das alte Volkslied: „Es war einmal ein Mädchen, das hatt' zwei Knaben lieb!“ Diese wurden fast jedesmal gesungen.

Das Turnwesen war eigentümlich organisiert auf dem Schweriner Gymnasium und ganz den Schülern überlassen, ohne daß sich die Lehrerschaft viel hineinmischte. Der Turnrat erwählte aus sich den Turn-

wart, der das Ganze leitete und von den jüngeren Schülern als eine Art Halbgott betrachtet wurde. Denn an Macht stand er einem Lehrer gleich, und da man selbstverständlich immer eine möglichst energische Persönlichkeit für diesen verantwortungsvollen Posten wählte, so genoß er weit mehr Respekt, als wessen sich die meisten Lehrer rühmen konnten. Zwar war immer einer von diesen zur Beaufsichtigung abgeordnet, allein der zog es meist vor, in dem benachbarten Waldwirtshaus des Herrn Duve die schöne Luft zu genießen und dazu Kaffee zu trinken. Er zeigte sich meist nur auf wenige Augenblicke, um mit wohlwollendem Lächeln alles in Ordnung zu finden. Die Turnsache gedieh übrigens bei dieser Einrichtung und es war ein frischer Zug in dem Ganzen. Außerdem war noch ein Turnlehrer vorhanden, ein früherer Unteroffizier, der die Freiübungen leitete, sonst aber nur einen beratenden Einfluß ausübte.

Ging das offizielle Turnen gegen sechs Uhr zu Ende, so kündigte sich das durch den Ausruf an: „Dor kümmt Tesch mit 'e Kanon'!" Man sah dann auf der Chaussee einen kleinen, grauhaarigen Mann, den Schuldiener, heranwurzeln, der auf einem kleinen Wagen ein Faß hinter sich her zog. Dies enthielt Wasser, denn solches war auf dem Turnplatze nicht vorhanden und mußte aus dem benachbarten Forsthofe herbeigeschafft werden. War nun diese Wasserkanone auf dem Turnplatz angelangt und nach Schluß der ersten Abteilung die allgemeine Tränkung beendet, so folgten darauf gemeinsame Spiele, Kürturnen und

dergleichen, und gegen Abend zog man mit fröhlichem Gesange wieder nach Hause. Der Schluß des Turnens fand jedesmal am 18. Oktober statt, und dieser wurde für mich der glänzendste und ruhmreichste Tag im Jahre. Denn bald gelang es mir, einen der acht Eichenkränze zu erringen, die beim Wettturnen an die Besten verteilt wurden, und dann erhielt ich vier Jahre hindurch den zweiten. An den ersten konnte ich trotz vieler Uebung und harten Kampfes nicht gelangen, denn einer meiner Mitschüler, Daniel mit Namen, konnte immer noch ein kleines bißchen mehr als ich. Zu diesem Feste zog man ebenso wie bei der Eröffnung des Turnens mit dem großen Banner und mit Militärmusik aus, und den Abschluß bildete die feierliche Verteilung der acht Eichenkränze und die Entzündung eines mächtigen Scheiterhaufens aus Holz und Teertonnen, wozu der Turnwart eine Rede hielt und patriotische Lieder gesungen wurden. Dann zogen wir mit Musik nach Hause, voran gleich hinter dem Banner die acht Sieger, die ihre mächtigen Kränze wie Schärpen umgehängt trugen. In der Stadt befanden sich trotz der Dunkelheit viele Leute und alle großen und kleinen Mädchen an den Fenstern und lächelten gar lieblich und winkten mit Taschentüchern.

In jedem Jahre wurde von den jüngeren Schülern eine kleine eintägige, von den älteren eine große Turnfahrt unternommen, die drei bis vier Tage dauerte. An einer großen Turnfahrt habe ich nur einmal zu Beginn meines fünfzehnten Jahres

teilgenommen und diese ist mir dadurch bemerkenswert geblieben, daß sie meine erste Reise war, die ins Ausland führte. Denn in Mecklenburg nannte man und nennt man vielleicht noch jetzt alles Ausland, was nicht Mecklenburg selber ist. Ich berührte auf dieser Fahrt sogar zwei Ausländer, nämlich Lauenburg und Lübeck, strenge genommen sogar drei, da das Fürstentum Ratzeburg zu Mecklenburg-Strelitz gehört. Doch dies zum Ausland zu rechnen, so weit gehen, glaube ich, meine Landsleute von der strengsten Observanz nicht. Sie sagen höchstens von einem, der dort geboren ist: „Er ist nur ein Strelitzer," weil Mecklenburg-Strelitz doch nur ein so kleines Land ist.

Wir marschierten am ersten Nachmittage bis zu der über drei Meilen entfernten Stadt Gadebusch, wobei wir natürlich nicht unterließen, bei Rosenberg das Denkmal zu besuchen, das die Stelle bezeichnet, wo Theodor Körner gefallen ist. Von Gadebusch wanderten wir am anderen Tage nach Ratzeburg und fuhren von dort mit der Bahn nach Lübeck. Die schönen, mittelalterlichen Bauten dieser freundlichen alten Hansastadt machten mir damals wenig Eindruck, daß ich aber am Abend in dem berühmten Ratskeller saß vor einer veritablen halben Flasche Rheinwein, daß ich diese saure Flüssigkeit mit männlicher Gelassenheit vertilgte, ohne daß sich meine stille Besorgnis erfüllte, ich würde nun einen sogenannten Rausch bekommen, das war eine Erinnerung fürs Leben. Am nächsten Tage fuhren wir mit einem Dampfer

nach Travemünde und wanderten an der Ostsee entlang über Schwansee und Klütz nach Schloß Bothmer, wo der Graf uns eingeladen hatte. Schloß Bothmer ist ein sonderbares, rotes, weitläuftiges Gebäude aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und liegt in einem Wiesengrunde. Schloß und Park sind umgeben von einem breiten Wallgraben, den eine Allee von hohen Linden begleitet, eine launenhafte Anlage, wie so manche aus jener Zeit. Wir wurden dort gut aufgenommen und im Garten waren große Tafeln für uns gedeckt. Zur Nacht schliefen wir auf Streu in einer mächtigen, bedeckten Reitbahn. Der nächste Tag war der unergiebigste der Reise, wir wühlten uns durch unendlichen Sand auf Wismar zu und fuhren von dort mit der Bahn nach Hause.

* * *

Da mir nun in der Schule wenig Glück blühte, so war es natürlich, daß ich mir anderweitige Beschäftigungen suchte, und dazu bot die herrliche Umgegend Schwerins die beste Gelegenheit. Diese Stadt liegt in einer echt norddeutschen Landschaft, deren Schönheit hauptsächlich beruht auf dem Reichtum an Wasser, bewaldeten Hügeln und grünen, von gewundenen Bächen durchströmten Wiesenthälern. Der sogenannte „Große See", an dem Schwerin liegt, erstreckt sich von Süden nach Norden in einer Länge von zweiundzwanzig Kilometern und ist bei der Stadt fast sechs Kilometer breit. Außerdem liegen in unmittelbarer Nähe der Stadt und zum Teil in ihr

noch acht andere größere und kleinere Seen, so daß überall, wohin man sich nur wendet, Wasserflächen aufblitzen, bald umrahmt von schönen, stattlichen Bauwerken, bald von Gärten und Anlagen, bald von hohen, bewaldeten Ufern oder wallenden Kornfeldern. Charakteristisch für den großen Schweriner See, wie für viele dieser in den Diluvialmergel eingegrabenen Gletscher-Erosionsseen, sind die steil abfallenden Uferböschungen, die sich stellenweise, wie bei dem großherzoglichen Mustergut Raben-Steinfeld, bis zu dreiunddreißig Metern über den Seespiegel erheben und meistens mit schön gemischtem Walde bestanden sind. In der Nähe dieses Schwerin gegenüberliegenden Gutes hat das steile Ufer einen gebirgsähnlichen Charakter, rieselnde Quellen entspringen aus ihm und Pflanzen kommen dort vor, die im Gebirge wohl häufig sind, aber in Mecklenburg nur wenige Standorte haben, wie z. B. Akelei und gelber Fingerhut und sonst viele im Lande seltene Gewächse. Der schmale, durchschnittlich kaum einen Kilometer breite Höhenrücken, auf dem Raben-Steinfeld liegt, trennt den Großen See vom benachbarten Pinnower See und ist auch dadurch interessant, daß er eine sehr ausgesprochene Wasserscheide bildet. Denn der Große See fließt durch Stör, Elde und Elbe in die Nordsee ab, während der so nahe, aber zehn Meter tiefer gelegene Pinnower See seinen Ueberschuß an die nicht weit davon vorüberfließende Warnow und somit an die Ostsee spendet. Zugleich aber hat der Große See die Eigentümlichkeit, durch den an seiner Nord-

spitze entspringenden Wallensteingraben, der eine Menge von Mühlen treibt, außerdem noch an die nur vierzehn Kilometer entfernte Ostsee abzufließen, so daß er zwei Meeren seinen Tribut zahlt.

Der etwa acht Kilometer von Schwerin gelegene, zur Hälfte von schönem Buchenwald umgebene und mit zwei kleinen Inseln gezierte Pinnower See gilt mit Recht als eine landschaftliche Perle der Schweriner Umgegend und ist ein beliebtes Ziel für Ausflüge. An seinem Ufer der bewaldeten Seite gegenüber liegen zwei Dörfer, Pinnow und Godern. Als ich vor etwa zwölf Jahren den trefflichen mecklenburgischen Landschafter Malchin besuchte, der sich für den Sommer in Godern festgesetzt hatte, einem Dorfe mit lauter uralten, bemoosten Strohdächern, da sagte er mir: „Zehn Jahre kann ich malen, ehe ich alle die Motive aufgebraucht habe, die es hier gibt."

Ich habe meine Schilderung der Schweriner Umgegend an diesem entfernteren Punkte begonnen, weil sich hier dieses echt norddeutsche Landschaftsbild am schönsten darstellt. Wer die Umgegend von Potsdam kennt, kann sich von dem Anblick, der sich von der Raben-Steinfelder Höhe auf den Großen See, auf seine bewaldeten, dämmernden Uferbuchten und auf das ferne, turmreiche Schwerin gegenüber darbietet, schon eine Vorstellung machen, nur muß er sich alles etwas großartiger, die Wasserflächen mächtiger und den Laubwald üppiger denken.

Zwischen Schwerin und Raben-Steinfeld liegen in diesem südlichen Teile des Großen Sees zwei

ziemlich gleich große Inseln. Die eine, der Ziegelwerder, wird fast ganz beackert und ist ziemlich flach, die andere dagegen, der Kaninchenwerder, ist hügelig und zum größten Teil bewaldet und bildet einen sehr beliebten Vergnügungsort für die Schweriner. Man findet dort uralte Dornbüsche, die sich zu stattlichen Bäumen ausgewachsen haben, außerordentlich viele wilde Obstbäume und Haselnußhorste von riesenhafter Größe, deren einzelne Stämme über einen Fuß im Durchmesser haben, wilde Rosen, die zum Teil bis hoch in die Baumwipfel gestiegen sind, und Brombeeren von seltener Fülle und Ueppigkeit. Es war der Traum meiner Jugend und ist noch jetzt der Traum meines beginnenden Alters, diese Insel ganz für mich allein zu besitzen und in friedlicher Stille in diesem kleinen Paradiese zu hausen.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Ortes bilden die unzähligen Weinbergsschnecken, die seine dichten Gebüsche bevölkern und sich ungestört vermehren, weil sie bei uns nicht gegessen werden. Das war aber einmal anders, als während des großen Krieges eine Anzahl von französischen Kriegsgefangenen dort interniert wurde. Diese sahen kaum die unzähligen Delikatessen, die dort, von den nordischen Barbaren verachtet, massenweise umherkrochen, als sie sich mit Jauchzen auf sie stürzten und sich mit Hingebung ihrer Vertilgung widmeten. Sie durchsuchten nach ihnen die dichtesten Gebüsche und es dauerte nicht lange, da waren diese friedlichen Hausbesitzer bis auf den letzten in den Mägen der schleckerhaften Fremdlinge

verschwunden. Als ich zwölf Jahre später im Jahre 1882 einmal wieder dorthin kam, war von diesem großen Morden allerdings nichts mehr zu bemerken, denn aus den vor dieser Katastrophe abgelegten Eiern waren ungezählte neue Schnecken entstanden und hatten sich nach Abzug der Franzosen wieder so vermehrt, daß ein Abgang nicht mehr zu spüren war.

Von dieser Insel hat man überall die reizendsten Ausblicke, nach Norden auf den ferne dämmernden Paulsdamm, der den Großen See ungefähr in der Mitte seiner Länge durchschneidet und mit seinen Chausseebäumen von hier wie eine blaue Linie mit Punkten darüber erscheint, sowie auf die Buchenhügel des Schelfwerders. Im Osten zeigt sich das hohe, bewaldete Ufer von Görslow und Raben-Steinfeld, im Süden das an der Spitze des Sees gelegene freundliche Zippendorf mit schimmernden Villen und dahinter ansteigenden bewaldeten Höhen, und im Westen neben den herrlichen Anlagen des weit ausgedehnten Schloßgartens das prachtvolle, fünftürmige Schloß mit goldener Kuppel und vielgegliedertem Dach, und weiterhin die giebelreiche Stadt selbst, überragt von dem stattlichen Dom und geziert mit schlanken Türmen. Ein herrlicher Anblick, wenn an einem stillen, schönen Sommerabend hinter der Stadt die Sonne untergeht und die dunklen Türme, Giebel und Zinnen mit Glorienschein umsäumt, während sich diese ganze Pracht im glatten See wiederspiegelt. Ich genoß dieses Schauspiel einmal als junger Mann, während ich mit meiner Schwester auf dem Stege stand und

auf das Dampfschiff wartete. Der Eindruck war mir unvergeßlich und nicht lange hernach entstand aus diesem landschaftlichen Motive eine der ersten meiner kleinen Erzählungen „Sonnenuntergang“.

Damals freilich, als ich noch in Schwerin das Gymnasium besuchte, bestand keine Dampfschiffsverbindung und man konnte die liebliche Insel nur zu Boot oder Kahn besuchen. Dafür war aber auch alles dort damals frischer und ursprünglicher und weniger abgetreten.

Was nun Schwerin selbst betrifft, so ist es eine freundliche, garten- und wasserreiche Stadt mit zum Teil sehr schönen öffentlichen Gebäuden, unter denen das großherzogliche Schloß, herrlich auf einer kleinen Insel zwischen dem Burgsee und dem Großen See gelegen, bekanntlich weltberühmt ist. Die wundervollen Anlagen des Schloßgartens erstrecken sich weithin und gehen stellenweise in wirklichen Wald über. Das am meisten besuchte Gehölz bei Schwerin aber ist der schon erwähnte, rings von Wasser umgebene, hügelreiche Schelfwerder, der abwechselnd mit Eichen, Buchen, Fichten und Erlen bestanden ist und weiterhin in eine moorige Niederung übergeht, auch zuweilen von anmutigen Waldwiesen unterbrochen wird. Auf den Wegen, die dieses schöne Gehölz in allen Richtungen durchschlängeln, war ich besser zu Hause als in den Irrgängen der lateinischen Grammatik.

Daß sich in einer also beschaffenen Umgegend ein reiches Vogelleben entwickelt, ist selbstverständlich, und damals war das noch in viel höherem Maße

der Fall als jetzt. Das gemeine schwarze Wasserhuhn, dort Zappe und in der Mark Lieze genannt, bevölkerte in Scharen die Seen und überall sah man die schnurrigen Haubentaucher schwimmen und tauchen. Diese beiden Vögel legten ihre Nester oft so nahe bei menschlichem Verkehr an, daß man von der hochgelegenen Promenade hineinsehen und die Eier erkennen konnte. Noch jetzt tönt mir das unablässige, knarrende Geschwätz der Rohrsänger im Ohre, die in den großen Rohrbreiten der Seeufer zu Tausenden wohnten und im Frühling oft die ganze Nacht hindurch thätig waren; damals nistete noch in dem Ramper Moore, das sich halbinselartig in den Großen See erstreckt, der scheue Kranich, und die im nördlichen Teile des Sees gelegene kleine Insel „die Goldburg" war berühmt als Brutort für allerlei Wasservögel, Möven, Strandläufer, Enten und wilde Gänse. Das ist nun aber alles längst dahin, denn später wurde bei dem benachbarten Orte Wickendorf eine Zementfabrik errichtet, für die auf dem Ramper Moor und auf der Goldburg nach Wiesenkalk gegraben wurde, wodurch die Ansiedlungen dieser scheuen Vögel verschwanden.

Am reichsten an Singvögeln aber war ein eingehegter und besonders gepflegter Teil des Schloßgartens, der sogenannte Grüngarten, erfüllt von prächtigen Rasenplätzen, Blumen- und Gebüschgruppen und laubigen, von Wein übersponnenen Gängen. Dort war an schönen Frühlingsmorgen oder Abenden das vereinigte Gesinge der Nachtigallen, Grasmücken, Rot-

kehlchen, Laubvögel, Buchfinken und anderer kleiner Musikanten geradezu betäubend.

Doch nicht allein die schöne Jahreszeit, sondern auch der Winter zeichnete sich durch ein reiches Vogelleben aus. Zahlreiche Scharen von verschiedenen Meisen, untermischt mit Spechtmeisen, Baumläufern und Goldhähnchen durchzogen dann mit leisem, lockendem „Sit, sit“ die Umgebung und die Gärten der Stadt, der Zaunkönig ließ seinen hellen Gesang erschallen trotz Winterfrost und Schnee, auf den Landstraßen liefen in Menge die Goldammern und Haubenlerchen herum, und zuweilen wohl sah man auch den großen Würger, wie er von einem Baumwipfel aus auf Raub spähte. Wurde der Winter strenger und fror der Große See zu, so zeigten sich im Schloßgarten an einer Stelle, wo durch einen kleinen Fall das Wasser offen blieb, die seltsamen, edelsteinglänzenden Eisvögel und betrieben ihren Fischfang, indem sie sich von einem Zweige aus kopfüber ins Wasser stürzten. Es kamen auch wohl in Scharen aus dem hohen Norden die bunten Seidenschwänze oder die niedlichen rotköpfigen Birkenzeisige und brachten Leben in die schneebedeckten Baumzweige, von denen sie sich so anmutig abhoben. Auf dem Großen See aber war dann ein gewaltiges Treiben, denn auf verschiedenen Untiefen, deren Wasser sie durch Schwimmen offen hielten, fanden sich ungezählte Scharen von nordischen Enten ein, Schellenten, Bergenten, Reiherenten und andere, die sich, wenn man ihnen auf dem Eise zu nahe kam, mit donnerndem Fluge

in ganzen Wolken erhoben, um eine andere offene Stelle aufzusuchen. Zugleich aber erschien dann auch der mächtige, weißschwänzige Seeadler, der zwei und ein viertel Meter klaftert, und holte sich von Zeit zu Zeit einen Braten aus der auseinanderstäubenden Schar.

In diesem papiernen Zeitalter hat nun wohl fast jeder Knabe ohne Ausnahme eine Briefmarkensammlung oder hat doch einmal eine gehabt, das Sammeln von Naturgegenständen ist aber gegen früher sehr in Rückstand gekommen. Damals gab es jenen öden Sport noch nicht, und die Knaben sammelten viel häufiger als jetzt Vogeleier, Schmetterlinge, Käfer, Muscheln, Pflanzen, Steine und dergleichen. Das Eiersammeln will ich in dieser Zeit, wo die Vogelwelt bei uns von Jahr zu Jahr mehr abnimmt, nicht befürworten, es ist ja auch, Gott sei Dank, verboten, doch muß ich bekennen, daß es für mich die Brücke gebildet hat zu einer etwas intimeren Kenntnis der Natur als sie gewöhnlich ist, so daß ich mir im Laufe der Zeit durch unausgesetzte Beobachtung und fleißiges Nachlesen im Naumann und anderen Büchern eine gewisse Kenntnis der einheimischen Vogelwelt erworben habe, besonders der Insektenfresser, die von jeher meine Lieblinge waren. Da ich auch hier, wie in fast allen Dingen, die ich in meinem Leben gelernt habe, auf mich allein angewiesen war, so hat es oft viele Jahre gedauert, bis es mir gelang, nach Lockruf, Gesang oder Aussehen die Art eines Vogels zu bestimmen, dann aber saß es auch fest.

Ich habe als Knabe wohl viel und gern Vogel-

nester gesucht, ein Nesträuber aber bin ich nie gewesen und die Eier meiner kleinen Sammlung verschaffte ich mir meist durch Tausch oder Kauf oder erhielt sie geschenkt; diese Neigung hat auch nicht lange angehalten und machte bald dem Sammeln von Schmetterlingen Platz. Dazu wurde ich, wie ich denke, angeregt durch meinen Mitschüler Adolf von Buchwald, einen stillen, sinnigen Knaben, der in der Schule neben mir saß, was nach dem Voraufgegangenen seine Qualität als Schüler genügend kennzeichnet. Aber zwischen den Schmetterlingen wußte er Bescheid und hatte trotz seines jugendlichen Alters wohl eine der besten Sammlungen im Lande. Er kannte alle Flugstellen und Fundorte in weitem Umkreis und tauschte sich für einige unscheinbare, aber anderswo sehr seltene Schmetterlingsarten, die er massenhaft fing oder aus den Puppen zog, aus ganz Deutschland Seltenheiten ein. Er nahm mich einst mit auf einen seiner Ausflüge, und da imponierte es meiner jugendlichen Unerfahrenheit sehr, wie planvoll und zielsicher er vorging und mit welcher Genauigkeit er voraussagte: dort werden wir das und dort das finden. Ich bekam zum erstenmal einen Begriff davon, wie ein wirklicher Kenner vorgeht, während es bei mir, wenn ich auszog, eine Glückssache war und ich nehmen mußte, was der Zufall vor mein Netz führte. Dieser gute, stille Mensch ist nun auch schon lange nicht mehr. Er wurde Landwirt und ging dann später nach dem Westen von Südamerika. Dort ist er bei Gelegenheit eines Aufstandes erschlagen worden.

Obwohl ich mich nun längere Zeit mit Eifer den Schmetterlingen widmete, so habe ich es doch zu keiner nennenswerten Sammlung gebracht, wie ich denn überhaupt zum Sammler nicht geboren bin. Noch heute, wo ich seit längerer Zeit meine Neigung dem Aufspeichern von Büchern zugewendet habe, allerdings auch wieder, ohne darin etwas Besonderes zu leisten, bringe ich es über mich, eine oder die andere besondere Seltenheit, die mir durch Zufall in die Hände fällt, zu verschenken, und freue mich dann, daß ich das kann, und daß mich der Sammelteufel noch nicht in seinen Klauen hat.

So zersplitterte sich denn auch schließlich meine kleine Sammlung durch Vertauschen und Verschenken, die buntesten Schmetterlinge aber steckte ich in eine Spanschachtel zusammen und verkaufte sie an Herrn Jakobsohn für 10 Schillinge (62½ Pfennige), was ich für einen sehr stattlichen Preis hielt. Herr Jakobsohn war ein kleiner, merkwürdiger Mann mit einem Vogelgesicht, über das sich die höchst seltsam gebaute mächtige Kuppel eines wie Elfenbein glänzenden, fast haarlosen Schädels wölbte. Die Erscheinung war so seltsam, daß sich die Sage gebildet hatte, er habe seinen Kopf, natürlich erst nach dem Tode lieferbar, für hundert Thaler an die Berliner Anatomie verkauft. Er war, wenn ich mich nicht irre, aus Berlin in unsere Stadt gekommen, um hier als Maler und Zeichenlehrer sein Brot zu essen. Da er nun aber wegen einer älteren, wohl angesehenen Konkurrenz wenig Schüler erhielt und auch mit seinen Bildern,

obwohl er nicht ohne Talent war, nicht viel verdiente, so hatte er außerdem einen kleinen Laden eingerichtet, wo er mit Zeichenmaterialien und Naturalien handelte. Wie er auf Naturalien, wovon er gar nichts verstand, verfallen war, weiß ich nicht, jedenfalls war der Laden, wo allerlei ausgestopfte Vögel und andere Tiere, Schmetterlinge, Käfer, Vogeleier, glänzende Mineralien und farbige Muscheln zu sehen waren, für mich immer sehr interessant. Er ging bei seinen Ein- und Verkäufen meist nach dem Aussehen und es passierte ihm, daß er für ein recht buntes Ei eines ganz gemeinen Vogels mehr gab oder forderte, als für ein weißes von einem sehr seltenen. Auch liebte er hochtrabende Namen. Ein Freund von mir, der Geschick zum Ausstopfen hatte, verkaufte ihm einmal eine einheimische ausgestopfte Spitzmaus, die bald darauf zu sehen war mit der stolzen Bezeichnung: „Spitzmaus von der Wolga". Ein jugendlicher Betrüger hatte, darauf bauend, ihm eine in Spiritus eingemachte Ringelnatter mit der Etikette: „Boa israelitica" angeschmiert, und unter dieser Bezeichnung stand sie in ihrem Glashafen lange in dem Laden und gehörte zu den unverkäuflichen Gegenständen.

Herr Jakobsohn malte damals Stillleben und hatte auf einer Ausstellung ein solches Bild, das in der Hauptsache aus ziemlich viel schmieriger Wurst bestand. Der König von Preußen besuchte damals zufällig Schwerin, sah dies Bild und sollte eine mißbilligende Bemerkung über die Unappetitlichkeit dieses Frühstücks gemacht haben. Das sprach sich herum

und kränkte Herrn Jakobsohn tief. Er machte eine Eingabe, setzte alle Hebel in Bewegung und erreichte es, daß der König zur Herstellung gekränkter Künstlerehre bei ihm ein Stillleben bestellte, und zwar ein Karlsbader Frühstück, das sehr reinlich nur aus Weißbrot und Kaffee besteht. Er ließ sich nun als Modell Karlsbader Stangengebäck und dergleichen kommen und malte dazu schönes Porzellangeschirr auf einem Präsentierbrett mit großem Eifer. Als er fertig war, stellte er das Bild aus in seiner Wohnung und forderte in der Zeitung jedermann auf, das vom König von Preußen bei ihm bestellte Stillleben zu besichtigen. Ich ging auch hin und fand das Bild sehr sauber und schön. Dies ist, wie ich glaube, meine erste Berührung mit der Kunst.

Erst später hat Herr Jakobsohn seinen eigentlichen Beruf entdeckt, als er darauf kam, einen Klosterhof mit Schnee zu malen, der gefiel und bald verkauft wurde. Er hat dann immerfort Klosterhöfe mit Schnee gemalt, immer dasselbe mit kleinen Variationen, rotes Gemäuer, weißen Schnee und violette Luft. Als ich viel später nach Berlin kam, sind mir von ihm in mehreren Ausstellungen hintereinander noch solche Bilder begegnet.

* * *

Von den Schmetterlingen, den leichten und luftigen Wesen, verfiel ich, wohl nach dem Gesetz des Kontrastes, auf die Steine, durch welche Anregung, weiß ich nicht mehr.

Obwohl nun in Mecklenburg anstehendes Gebirge kaum vorhanden ist mit Ausnahme des Gipses bei Lübtheen, des Pläners bei Dietrichshagen an der Ostsee und der Kreide an verschiedenen Orten, sowie des berühmten Sternberger Kuchens, der aber, wenn auch einheimisch, nicht mehr an seiner ursprünglichen Lagerstätte gefunden wird, so ist das Land doch ungemein steinreich durch die riesigen Massen der nordischen Geröllе, Geschiebe und Findlingsblöcke, die an manchen Orten so mächtig und häufig sind, daß sie der Gegend einen Gebirgscharakter verleihen. Obgleich nun seit Menschengedenken daraus Kirchen, Scheunen, Häuser, Straßen und Chausseen gebaut worden sind, so ist in den reicher bedachten Gegenden doch noch kaum eine Abnahme zu spüren, alle Gärten und Felder sind dort mit zum Teil uralten Steinmauern eingezäunt, viele frühere Wasserlöcher sind mit den vom Felde beseitigten bis zum Rande angefüllt und an wüsten Orten liegen sie zu mächtigen Haufen gestapelt. Auch Versteinerungen werden im Lande in Menge gefunden. Ich betrieb auch diese Sache natürlich in knabenhafter Weise und glaubte oft Schätze zu besitzen, wo ich nur Wertloses eingesammelt hatte. Insbesondere als ich erfuhr, daß man in Gneis und Granit oft Granaten eingesprengt findet, begann ich alle Chausseesteinhaufen nach solchen Steinen zu durchsuchen, die ich für sehr wertvoll hielt, obwohl diese dunkel rotbraune, undurchsichtige Sorte von Granaten gar nicht geschätzt wird. An einer Stelle, wo man Steine gesprengt hatte, fand ich auch eine Menge

von Gneisstücken, die von Granaten rot punktiert oder zuweilen mit ausgebildeten kleinen Krystallen besetzt waren. Ich schleppte alles nach Hause, obwohl ich mehrmals deswegen gehen mußte. Später entdeckte ich bei einem meiner Onkel auf dem Lande, daß in dem Fundamente seines neuen Schweinehauses eine große Anzahl von Granitblöcken vermauert waren, die sich ganz gespickt zeigten mit Granaten bis zur Kartoffelgröße. Mir erschienen dies sehr pomphafte Untermauerungen für ein Bauwerk, das so niederen Zwecken diente, und wie oft habe ich davor gestanden, nachgrübelnd, wie ich wohl an diese Schätze gelangen könnte. Der große Garten desselben Landgutes war von einer Feldsteinmauer eingefaßt, und dort fand ich damals ein wohl acht Pfund schweres Stück Granit, das ziemlich große Bergkrystalle enthielt. Das war natürlich eine große Kostbarkeit für mich und ich schleppte den Stein über vier Meilen weit im Tornister nach Hause, obwohl mir seine scharfe Kante den Rücken wund rieb. Diese Leidenschaft ging aber schließlich vorüber wie alle anderen und die Steine wurden später gegen Muscheln allmählich umgetauscht. Jedoch kann ich noch heute nicht an einem Haufen geklopfter Chausseesteine vorübergehen, ohne ihn prüfend zu mustern.

* * *

Der Zusammenhang mit dem Landleben wurde in dieser ganzen Zeit nicht unterbrochen. Meine Großmutter hatte, als sie von Pogreß fortzog, das

ziemlich große und sehr fruchtbare Gut Bredentin bei Güstrow gepachtet, und dorthin zog die ganze Familie in den Hundstagsferien. Der älteste Sohn meiner Großmutter, Adolf Römer, ein Junggeselle, bewirtschaftete das Gut, und außerdem lebte dort Tante Luise, die jüngste Schwester meiner Mutter. Mein Onkel war ein großer und sehr starker Mann von strenger und harter Gemütsart und unterschied sich dadurch und durch sein Aussehen von seinen anderen drei Brüdern, mit deren keinem er eine Aehnlichkeit besaß. Er sah aus, wie er hieß, nämlich wie ein alter Römer. Sein mächtig gewölbter Schädel war ganz blank und nur von einem schmalen Kranze heller Haare umgeben. In dem glatt rasierten Gesichte standen über einer stark gebogenen Nase zwei hellgraue scharfe Augen und der festgeschlossene, einem Spalte gleichende Mund öffnete sich gern zu tadelnden, spöttischen oder ironischen Bemerkungen. Abgesehen von der Fülle seines Leibes war alles scharf an ihm. Das mochte wohl seinen Grund mit in einer harten Jugenderziehung gehabt haben. Er war bei einem sehr strengen Prediger in Pension gewesen, wo die einzige Erholung von der Schule in angestrengter Gartenarbeit bestanden hatte, und zur Ermunterung der Stock nicht geschont worden war. Kein Wunder, daß mein zum Träumen und Nichtsthun geneigtes Wesen ihm aufs äußerste mißfiel, und ich ihm ebenfalls sorgfältig aus dem Wege ging. Er war ein sehr schneidiger Mann, stand unglaublich früh auf und war den ganzen Tag in seiner großen Wirtschaft

thätig. Da er sich oft lange Zeit, wegen der hohen Ansprüche, die er machte und die nicht jeder zu erfüllen die Fähigkeit oder Neigung hatte, ohne Inspektor oder Lehrlinge behalf, so kann sich ein Kenner landwirtschaftlicher Verhältnisse schon vorstellen, was er auf einem Gute von nahezu 2000 Morgen schweren Bodens zu thun hatte. In schroffem Gegensatz zu seinem ganzen Wesen stand eine kleine Schwäche für Süßigkeiten und Kuchen, von denen er große Mengen verzehrte. Als er später einmal die Pariser Weltausstellung besucht hatte, brachte er viele Pfunde Pralinées mit, von denen er noch lange zehrte.

Charakteristisch für ihn war folgender Zug: Wenn mein Bruder Werner und ich einmal mit ihm ausfuhren und einem von uns wurde der Hut abgeweht, so fiel es ihm gar nicht ein, darum anzuhalten. Konnte man mit dem glücklich wieder erlangten Hute den Wagen im schnellsten Laufe noch wieder erreichen, war es gut, sonst mußte man einfach wieder nach Hause gehen.

Er war nicht ohne geistige Interessen, hielt den Kladderadatsch und die Illustrierte Zeitung und hatte für einen Landmann eine ganz stattliche Bibliothek, unter deren Büchern sich auch manche belletristischen Werke, wie die von Dickens befanden. Da sich aber dieser Teil seiner Bibliothek in einem verschlossenen Schranke befand, so konnte ich keinen Nutzen daraus ziehen, denn ihn darum zu bitten wagte ich nicht. Aber es gab dort noch manches andere zu lesen, und mein erster Gang war gewöhnlich, wenn ich vor allen

Dingen den Garten und den Stand der Stachelbeeren und Sommerscheiben besichtigt hatte, zu einer Kleiderkammer, wo auf einem Sims eine Menge Jahrgänge des Pfennig-Magazins, des Stammvaters aller unsrer illustrierten Zeitschriften, lagen. Besonders anziehend für mich waren darin die Holzschnittnachbildungen Hogartscher Kupferstiche wie: „die Biergasse und das Branntweingäßchen“, „die Wahl“, „die Punschgesellschaft“, der „Dichter in der Not“ und andere. Stundenlang konnte ich sitzen und diese Bilder betrachten, bis ich alle ihre vielen Einzelheiten fast auswendig wußte.

Auf einer Bodenkammer, wo es nach Flachs und Backobst roch, und zu der wir aus dem zuletzt genannten Grunde unsre Großmutter sehr gern begleiteten, fanden sich eine Reihe von Kinderbüchern aus alter Zeit, die aber für mich, der sonst alles mögliche Gedruckte verschlang, fast alle ungenießbar waren. Insonderheit „Gumal und Lina“ von Lossius, ein dreibändiger Roman für Kinder, der zur Zeit unserer Großmütter ganz außergewöhnlich verbreitet war, widerstand allen meinen Angriffen, und ich habe dies einst berühmte Buch, obwohl ich die siebente Auflage von 1827 besitze, noch immer nicht gelesen. Da hielt ich mich lieber an das kleine Bücherbrett meiner Tante, auf dem ich eine damals viel verbreitete Anthologie aus deutschen Klassikern fand, sowie als bestes für mich eine sehr gute Ausgabe von Andersens Werken, soweit sie damals erschienen waren. Diese wurden nun jedes Jahr einmal durchgelesen.

Doch das Lesen war an diesem Orte nicht die Hauptsache. Da war erstens der große Garten mit seinen selbst für uns sehr leistungsfähigen Kinder unerschöpflichen Schätzen an Stachelbeeren. Die Sommerscheiben wurden gerade um diese Zeit reif und blieben, da diese Aepfel nicht sehr geschätzt wurden, ganz uns überlassen, die wir sie zu würdigen wußten. Da war der flache Hofteich, auf dem wir uns in einem großen Wassertroge spazieren fuhren, da war die Meierei oder das Milchenhaus, wie man in Mecklenburg sagt, mit der Buttermaschine und dem kühlen, sauber gescheuerten Keller, in dem unzählige Milchsatten standen, denn die Milch von gegen hundert Kühen wurde dort täglich zu Butter und mächtigen Lederkäsen verarbeitet, da war auf dem Dache des Milchenhauses eine weitere Merkwürdigkeit, das Wahrzeichen von Bredentin, eine Windmühle mit fünf Flügeln, dergleichen ich nie in meinem Leben anderswo gesehen habe. Eine fernere Eigentümlichkeit an ihr war, daß sie ungemein viel Wind brauchte, um in Gang zu kommen und deshalb nur in stürmischen Zeiten zum Schrotmahlen benutzt werden konnte. Auf diesem Gute waren noch einige andere sozusagen prähistorische Maschinen, wie man sie jetzt wohl so primitiv nirgends mehr in Deutschland sieht. Am meisten Eindruck machte mir die Pumpe am Viehhause, die durch einen zweipferdigen Göpel getrieben wurde und die Kühe mit Wasser versorgte. Das plumpe Bauwerk mit einem Gestänge aus Holz und Eisen trug oben ein kugelförmiges Gegengewicht, womit es wie ein alter Riese mit dem

Kopfe nickte und dazu ein schauriges Quietschen und dumpfes Stöhnen vollführte. Sie kam mir vor wie ein dämonisches Wesen, das, einem starken Zauber gehorchend, widerwillig niedere Dienste thut. Diese Pumpe stand im sogenannten Hellergarten, der von einem riesigen, mit Dornen gekrönten Reisigzaun umgeben, uns aber für gewöhnlich nicht zugänglich war. Denn dort zog mein Onkel an den langen Südostwänden des Viehhauses und einer anderen großen Scheune Wein, Spalierkirschen, Aprikosen und Pfirsiche. Besonders diese gediehen dort köstlich und in Menge, waren jedoch ein Obst, das zwar mein Onkel außerordentlich schätzte, dessen er aber uns nicht für würdig hielt. In dem Viehhause, bei den Schweinen, in den geräumigen Pferdeställen trieben wir uns natürlich gern herum. Ueberall nisteten hier in Menge die zierlichen Rauchschwalben auf Balken und Vorsprüngen, erfüllten die Räume mit Zwitschern und krausem Gesang und schossen durch Fenster und Thüren fleißig aus und ein.

Mindestens einmal in der Ferienzeit kam es vor, daß der Onkel mit einigen Leuten zum Fischen ausfuhr, denn nach seinem Prinzip, alles auszunutzen, was sich ausnutzen ließ, hatte er die vielen Teiche oder sogenannten Sölle, die sich auf dem Felde fanden, mit Karauschen, Schleien und anderen Fischen besetzt. Am reichlichsten gediehen die Karauschen in dem Hofteiche, der viel Nahrung hatte. Sie hatten sich dort so vermehrt, daß ein Zug mit der Wade in dem kleinen Teiche mehrere gefüllte Eimer ergab.

Da sie wegen der zu großen Menge nur klein blieben, so wurden öfters einige Eimer voll mitgenommen, um andere Teiche damit zu besetzen. Mein Bruder und ich nahmen an solchen Fahrten natürlich mit Wonne teil und halfen beim Ziehen des Netzes. Kamen wir dabei bis an den Bauch ins Wasser und gingen nachher unbekümmert mit „qwutschenden" Stiefeln herum und ließen uns das Zeug auf dem Leibe wieder trocknen, so waren wir der Anerkennung des Onkels gewiß. Einmal hatte er es als eine Unmännlichkeit hingestellt, wenn Jungens überhaupt Strümpfe trügen. Das ließ ich mir nicht zweimal gesagt sein, und erst gegen Weihnachten, als wir schon zum Schlittschuhlaufen gingen, kam es heraus, daß ich von den Hundstagsferien ab strumpflos in meinen Stiefeln gesteckt hatte.

* * *

Bredentin lag in keiner schönen Gegend und Wald sah man an einigen Stellen nur fern am Horizont dämmern. Nur bei dem benachbarten Gute Karow war ein kleines Gehölz und einer jener allmählich zuwachsenden Seen, der reich an Wassergeflügel sein sollte, aber dahin kamen wir nicht, weil mein Onkel dorthin keinen Verkehr hatte. Und doch war die Gegend nicht ohne Reiz, besonders an den üppigen Wiesenthälern, wo sich lange Reihen von alten Kropfweiden hinzogen und mein Onkel an passenden Stellen kleine, aber dichte Gehölze von Weiden und anderen Bäumen angepflanzt hatte. Besonders war

es ein Teich in der Nähe des Hofes, wo ich mich gern aufhielt. Ein fast undurchdringliches Weidendickicht umgab ihn zur Hälfte, Schilf und Rohrbomben säumten sein Ufer und ein kleines, im Sommer nur spärlich fließendes Wässerchen durchströmte ihn. Dort war ein Paradies der grünen Wasserfrösche, die in mächtigem Bogen in den Teich plumpsten, wenn ich mich näherte. Diese Frösche wurden von einem Könige beherrscht, der an einer stark versumpften Stelle des Teiches seine Residenz hatte. Vielleicht war es auch nur ihr Kantor, dessen tiefen Baß man aus ihren abendlichen Gesängen immer deutlich heraushören konnte, allein ich hielt ihn für den König, denn ein solches majestätisches Tier hatte ich vorher nie erblickt, habe auch nachher nie seinesgleichen gesehen. Er war mindestens doppelt so groß wie die größten seiner Unterthanen, sah vornehm und weise aus und hatte in seinem Benehmen eine Würde, die sich zu seinem Range wohl schickte. Ich war natürlich von dem brennenden Wunsche beseelt, ihn zu besitzen, und da ich gehört hatte, man könnte Frösche angeln, so machte ich mir eine Angel, deren Haken aus einer umgebogenen Stecknadel bestand und mit einem roten Läppchen geködert war. Als ich diese Vorrichtung dem Froschkönig vor der Nase tanzen ließ, erregte sie die allerhöchste Aufmerksamkeit und Se. Majestät geruhten gnädigst danach zu schnappen. Ich lüftete ihn auch wirklich an der Angel etwa einen Fuß hoch, dann fiel er wieder ab und sah sehr beleidigt und verwundert aus, wie jemand, den man in seinen innersten

Gefühlen gekränkt hat. Noch einmal bewegte ich ihn zum Zuschnappen, aber wiederum vergeblich. Dann war es aus mit seinem Vertrauen, und als ich nun wieder das rote Läppchen verlockend um seine Nase tanzen ließ, drehte er sich mit einer Gebärde erhabener Verachtung herum und zeigte mir sein stattliches Hinterteil. Ich habe diesen Frosch viele Jahre lang gekannt und seitdem immer die Verpflichtung gefühlt, ihn als das wunderbarste Geschöpf seiner Art, das mir vorgekommen ist, der Nachwelt zu überliefern. Dies ist hiermit geschehen.

Eine andere Anziehung für uns bildete der sogenannte „große Graben", einer jener ungemein breiten und tiefen Entwässerungskanäle aus den Zeiten, da man die Drainage noch nicht kannte und mit großer Landverschwendung die mächtigen Gräben zog. Denn obwohl die eigentliche Wasserrinne die gewöhnliche Breite nicht überschritt, so lag sie doch so tief, daß wegen der schrägen Böschungen seiner Wände, der Graben an manchen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß breit war. Im Sommer war er fast ganz wasserlos und dann ein wahres Füllhorn der mannigfachsten Blumen. Saß man in ihm, so war man ganz aus der Welt, rings nur nickten Tausende von Blumen und spielten unzählige Schmetterlinge. Libellen schossen in reißendem Fluge darüber hin und standen dann plötzlich wieder wie angenagelt in der Luft; man hörte in der Stille das Schwirren ihrer Flügel. Von oben schaute das reifende Korn hinein, wogte im sanften Winde und wisperte seinen Sommergesang; fern

schlugen die Wachteln, die Grillen zirpten und Gold- und Grauammern zwirnten ihr eintöniges Lied. Dort habe ich manchen Kindertraum geträumt.

An einer einsamen Stelle, wo dieser Graben eine sanfte Anhöhe durchschnitt und zwei Wiesen miteinander verband, hatte mein Onkel die hohen, schrägen Ufer mit Weiden und Pappeln bepflanzen lassen. Dort stand auch im hohen Sommer auf der Sohle immer Wasser und hier fand in späterer Zeit mein jüngerer Bruder Hermann, der ein fanatischer Vogelfreund von seiner frühesten Kindheit an war, das unzweifelhafte Nest einer Beutelmeise. Es war über dem Wasser an einem Weidenzweige frei aufgehängt und der länglichrunde Beutel hatte in der oberen Hälfte seitlich einen kurzen, röhrenförmigen Eingang. Mein Bruder hat das Nest noch lange gehabt und ich habe es selbst öfter bei ihm gesehen. Leider hatten er sowohl wie ich damals nicht die volle Einsicht von der großen Bedeutung dieses Fundes und wir versäumten, ihn zu veröffentlichen oder das Nest einem anerkannten Ornithologen vorzulegen. Später ist es verloren gegangen und mit ihm der einzige Beweis für das Vorkommen der Beutelmeise in Mecklenburg. Ein sogenanntes Unikum ist wieder einmal spurlos verschwunden, und obwohl für meinen Bruder und mich kein Zweifel besteht, daß wir damals ein wirkliches Nest der Beutelmeise vor uns hatten, so können wir den Beweis dafür doch nicht mehr führen.

* * *

Noch lieber als nach Bredentin reisten wir beiden ältesten Brüder, Werner und ich, zu einem jüngeren Sohne meiner Großmutter, Wilhelm Römer, der das Gut Kneese bei Gadebusch gepachtet hatte und das Schweinehaus mit den kostbaren Granaten-Fundamenten besaß. Dieser war ganz das Gegenteil von Onkel Adolf und besonders in seinen jungen Jahren war: „Leben und leben lassen!“ seine Devise. Wir besuchten ihn meist in den Michaelsferien und machten den vier Meilen langen Weg gewöhnlich zu Fuße mit dem Ränzel auf dem Rücken. Wenn wir dann auf den Hof kamen und uns der alte Kettenhund am Viehhause durch wütendes Gebell und einen wahnsinnigen Kriegstanz an seiner Kette, sowie die beiden Teckel durch heftiges Kläffen angekündigt hatten, da sehe ich noch immer meinen riesigen, über sechs Fuß hohen und dreihundert Pfund schweren Onkel vor mir, wie er, angethan mit einem kurzen sogenannten Stepprocke und auf dem Kopfe einen alten, ins Gelbe verschossenen Jägerhut, die Treppe der Veranda herabkommt und uns entgegen wandelt. Wie er dann uns mit einem: „Gun Dag Jungs!“ begrüßt und sich nach seiner Gewohnheit mächtig die Hände reibt. Das Händereiben war überhaupt ein Römerscher Gebrauch und ist durch Erbschaft auch auf mich und meine Geschwister übergegangen. Am stärksten darin war aber dieser Onkel Wilhelm. Wenn eine Sache ihn recht erfreute und bewegte, so setzte er sich sogar manchmal dazu in einen kurzen Trab und konnte also händereibend über seinen halben Hof laufen.

Dann begrüßten wir unsere Tante Emma, die so klein wie mein Onkel groß war, und, wenn sie zusammen gingen, auf einen Schritt ihres Mannes immer zwei machte. In der Nachbarschaft führte das Ehepaar deshalb den passenden Namen: „Maus und Löwe.“

„So, nu kommt man rein!“ sagte mein Onkel dann, „das Vesperbrot steht schon da.“ Wenn wir dann an dem mit guten Sachen reich besetzten Tische saßen, pflegte er wohl zu sagen, wenn meine Tante das Rauchfleisch oder den kalten Braten vornahm: „Snied ehr 'n ollig Stück af, Emma, nich so 'n Finzel!“ und wenn wir es uns nach der langen Wanderschaft tüchtig schmecken ließen, rieb er die Hände vor Vergnügen. Das war ein anderer Empfang als in Bredentin, wo uns Onkel Adolf mit einem Inquisitorblick und einer sarkastischen Bemerkung begrüßte und uns, wenn es mal was besonders Gutes bei Tische gab, mit der Bemerkung zum Zugreifen aufmunterte: das sei eigentlich viel zu schade für uns.

Kneese hatte für uns Knaben den ungeheuren Vorzug, daß wir dort alles „durften“, sogar auf die Jagd gehen. Ich habe dort manchen Abend auf dem Anstand gesessen, während sich die Dämmerung niedersenkte, allerdings meist ohne jeden Erfolg, denn ich hatte keinen Anlauf und die noch dazu in der Gegend nicht gerade häufigen Hasen kamen stets an einer anderen Stelle heraus, als wo ich mich befand, und verhöhnten mich aus der Ferne durch fröhliches Männchenmachen. Freilich, Rehe gab es dort genug, aber

die durfte ich nicht schießen, da mein Onkel zur höheren Jagd die Berechtigung nicht hatte. Die Rehe, die dort aus dem großherzoglichen Revier austraten, wo sie sehr geschont wurden, waren unglaublich frech. Einer meiner Vettern, der bei meinem Onkel die Wirtschaft lernte, erzählte allen Ernstes, eines Abends habe ihm so ein unverschämter Rehbock in die Flinte hineingerochen. Da ihm der Pulvergeruch nun wohl nicht sympathisch gewesen wäre, so habe er lange vor ihm gestanden und immerfort geschreckt, als wolle er ihn ausschelten. „Ich konnt' das Beest gar nicht wieder loswerden!" schloß er diese merkwürdige Geschichte. Mein Bruder Werner hatte mehr Glück und kam öfter einmal bei beginnender Dunkelheit auf den Hof, einen stattlichen Hasen mit großem Stolze an den Löffeln tragend.

Doch schoß ich auch nichts, so war es doch schön für mich an den stillen Abenden am Waldrande zu sitzen, vor mir die grüne Wiese, hier und da durch ein rötliches, sich äsendes Reh belebt. Man sah doch immer etwas, z. B. einen Fuchs, der gegen den hellen Himmel wie ein Schattenbild mit niederhängender Lunte über einen benachbarten Hügel schlich, oder man lauschte auf die vielfachen, geheimnisvollen Stimmen des Waldes. Nun wurde ein leises Knistern und Rascheln des Laubes wie von vorsichtigen Schritten hinter mir vernehmlich, und da plötzlich stand seitlich von mir ein Rehbock am Rande der Wiese. Er sicherte eine Weile, zog dann ruhig weiter und senkte den Kopf zum Aesen nieder. Welch ein prächtiges Gehörn er

hatte. Ich zirkelte mit den Augen die Stelle des Blattes aus, wo er getroffen werden mußte. Der war mein, wenn ich nur gedurft hätte, das war aber leider etwas von dem wenigen, was ich nicht „durfte". Einmal, als ich schon im Sommer in Kneese war, saß ich am Rande eines üppig mit Hopfen berankten Erlenbruches versteckt und hatte das Glück, eine Ricke mit zwei Kitzchen zu betrachten, die dicht vor mir in dem hohen Wiesengrase äste. Die kleinen zierlichen Tierchen spielten um sie herum und kamen mir so nahe, daß ich sie mit der Flinte hätte berühren können. Ich saß still wie eine Mauer, um die reizende Gesellschaft nicht zu verscheuchen, doch da die Mücken und die abscheulichen Blindfliegen sehr an mir thätig waren und mich von allen Seiten fleißig anzapften, so mußte ich doch wohl einmal eine Bewegung gemacht haben, denn plötzlich faßte mich die Ricke, die sich bis dahin ruhig geäst hatte, ins Auge. Nach Art der Rehe, wenn sie etwas Auffälliges oder Verdächtiges bemerken, tauchte sie einige Male stoßweise mit dem Kopfe auf und nieder, dann stampfte sie mit dem Vorderlaufe auf, ein zirpendes Warnungspfeifen, und die ganze zierliche Gesellschaft stürmte durch das hohe Gras davon.

In dieser Gegend war viel Buchenwaldung und nicht weit von Kneese lag der schöne, vielzipflige Schalsee mit seinen bewaldeten, buchtenreichen Ufern. Dort gab es eine Stelle, wo ein bei stiller Luft abgefeuerter Schuß dreizehnmal erkennbar zurückgeworfen wurde und dann noch als anhaltender Donner an fernen Waldvorsprüngen verhallte. Dort streiften wir eben-

falls umher mit dem etwa gleichalterigen Sohne des Försters und versuchten die wilden Tauben auf ihren Standbäumen zu beschleichen oder schossen auf einer sumpfigen Wiese nach den schreienden, sich im Winde schwenkenden Kiebitzen.

Schön war es auch, mit dem Jäger des Försters die Dohnensteige zu begehen und ihm zu helfen beim Auslösen der gefangenen Krammetsvögel, die wie kleine arme Sünder am Galgen in den dreieckigen Dohnen hingen. Im herbstlichen Walde war es so still, nur zuweilen schnickte ein Rotkehlchen oder eine Schar Meisen zog mit leisem: „Sit, sit!“ vorüber. Ueberall aus dem feuchten Waldboden thaten sich Pilze hervor, hier leuchteten wie Scharlach die Fliegenschwämme, dort standen in Scharen die Elfenbeinpilze, glänzend wie weißes Porzellan, und von alten Baumstümpfen schimmerte der Schwefelkopf in Mengen, zu gelben Klumpen geballt. Bald ging es durch gemischten jungen Laubwald, den der Herbst mit allen seinen Farben geziert hatte, bald durch finstere Fichtenstangenschonung, wo es dunkel und still war und man lautlos auf der weichen Nadeldecke einherschritt. Dort flog mir einmal eine aufgeschreckte große Eule, die in dem engen Gange den Ausweg nicht finden konnte, fast an den Kopf. Wie angenehm aufregend war das Vorausspähen nach den gefangenen Vögeln, wenn sich ein neuer langer Gang öffnete, den man weithin übersehen konnte. Freilich, zuweilen hing auch nur ein Kopf mit blutigem Hälschen in der Schlinge, da sich ein vorüber schnürender Fuchs in kühnem Sprunge

den leckern Bissen abgepflückt hatte, was natürlich den Jäger jedesmal zu einem herzhaften Fluch auf den roten Räuber veranlaßte, zuweilen aber auch baumelte dort trübselig ein zierliches Rotkehlchen, deren sich leider alljährlich nicht wenige in den für die Drosseln bestimmten Schlingen zu fangen pflegen. Doch, wer in seiner Kindheit mit Jägern und Landleuten umgeht, der wird nicht zur Sentimentalität erzogen, und so dachte ich mir dabei weiter nichts, als: das wäre nun einmal so.

Der Art waren die mannigfachen Vergnügungen, die uns Kneese bot und da zu dem allen noch ein ausgedehnter Obstgarten kam, der seine herbstlichen Schätze für uns aufthat, und auch, wie der unsterbliche Karl Buttervogel in Immermanns Münchhausen sagt, für „fernerweitige gute Verköstigung“ gesorgt war, so kann man sich denken, daß wir mit diesem Ferienaufenthalte wohl zufrieden waren.

* * *

Um so weniger wollte nach solcher Freiheit natürlich der Schulzwang schmecken. Doch wußte ich mir auch dort allerlei Erheiterung zu verschaffen und vertrieb mir die Zeit durch vergnügliche Allotria. In Quarta und Tertia schrieb ich sozusagen den Kladderadatsch der Klasse, und alles, was nur in der Schule oder im Unterricht vorkam, ward auf der Stelle illustriert oder in Versen und Prosa parodiert und karikiert. In diesen Jahren hatte ich vorzugsweise Sinn für das Komische und Burleske. Alte Jahrgänge der

„Fliegenden Blätter", „Düsseldorfer Monatshefte" oder „Kladderadatsch-Kalender" wurden mit Eifer immer von neuem durchstudiert, und wie mir das burleske Gedicht Lichtenbergs über die Belagerung von Gibraltar gefiel, habe ich schon vorhin erwähnt. Besonders lustig schien mir die Stelle, wo von der Erschütterung der umliegenden Provinz durch den Kanonendonner bei Gibraltar die Rede ist, so daß dadurch die merkwürdigsten Zustände eintraten:

„Die Pendeluhr'n zu Malaga
Die wollten nicht mehr gehen,
Und in ganz Andalusia
Wollt keine Mausfall' stehen.
Die Schornstein' selbst sahn rundherum
Sich schon nach Menschenköpfen um,
Um sich darauf zu stürzen."

Oder wie die Schießlöcher der schwimmenden Batterien mit den Kanonen darin geschildert werden:

„An jeder Vorderseite saß
Ein Schießloch an dem andern;
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! fast größer noch,
Als erstgedachtes Schießloch."

Ueber solche Späße konnten unsere Urgroßväter lachen, daß ihnen die Zöpfe wackelten. Und ich muß sagen, sie sind mir immer noch viel lieber als die fade Wortwitzelei, die heutzutage von manchen für Humor ausgegeben wird. In der Bibliothek meines Vaters fand ich Karl Malz, „Volkstheater in Frankfurter Mundart", ein Buch, das ich immer wieder las, und da ich mich in diesen Blättern der Wahr-

heit befleißigen will, muß ich sagen, daß die damals weitverbreiteten „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten“ mehr Eindruck auf mich machten, als nach den Gesetzen der Aesthetik vielleicht zulässig ist. Doch darf ich mich wohl damit trösten, daß ein Hauptästhetiker, der alte Vischer, in dieser Sammlung mit Beiträgen vertreten ist, die zu den herzhaftesten des tollen Buches gehören.

Ich vermute — denn alles aus dieser Zeit ist verloren gegangen — daß die meisten meiner damaligen Hervorbringungen nach solchen „berühmten Mustern“ gearbeitet waren, und die wenigen Spuren davon, die sich in meinem Gedächtnis noch vorfinden, scheinen das zu bestätigen. Zuerst zeichnete ich nur Karikaturen, die ich mit Unterschriften versah, aus den Unterschriften wurden allmählich kleine Texte oder Gedichte. Im Lauf der Zeit nahm das Literarische immer mehr Ausdehnung an, und schließlich verschwanden die Bilder ganz. Ich hatte auch mein Publikum und war darin sehr bescheiden, denn ich war mit einem einzigen Leser zufrieden und strebte nicht nach Massenverbreitung. Die Bilder der ersten Periode sammelte ein gutmütiger Mitschüler, der schließlich einen ganzen Packen davon hatte, die Zettel und Heftchen der zweiten Periode nahm der jüngste Sohn des Direktors an sich und besaß schließlich auch einen ziemlichen Stapel solchen Blödsinns. Ich selbst behielt nichts; es war mir ehrenvolle Anerkennung genug, wenn jemand das Zeug haben wollte und es sogar aufhob. Später, als ich schon von der Schule

abgegangen war, erzählte mir der Sohn des Direktors, der „Alte“ sei zufällig über diese Schriften gekommen und läse zuweilen darin, wobei er sich vor Lachen ausschütten wolle und erklärt habe, es sei viel Witz darin. Das schien mir zwar sehr ehrenvoll, ich konnte aber nicht umhin, den alten Herrn für sehr genügsam zu halten. An eine der Bildergeschichten erinnere ich mich noch. Sie stellte die Schicksale dar, die mein Mitschüler Peter Albert durch sein ungeheuere große silberne Uhr, eine sogenannte „Butterbüchse“, erlitt. Wie er vom Alpdrücken geplagt wurde, als er sie einmal zufällig des Nachts auf der Bettdecke hatte liegen lassen, wie er sich allmählich verkrümmte, da sein Wachstum durch die gewaltige Last der Uhr an der linken Seite zurückblieb, wie er ins Wasser fiel und sich trotz seiner Schwimmkunst nur mit Mühe retten konnte, weil ihn das Gewicht der Uhr immer wieder auf den Grund zog, und was dergleichen knabenhafte Scherze mehr sind. Ja, ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich mich selbst nicht scheute, meinen vermeintlichen Witz an körperliche Gebrechen zu hängen. Eine Anzahl meiner Mitschüler hatte sich eines Winters auf den ausgedehnten Eisflächen der Schweriner Seen verirrt und war nach allerlei Fährlichkeiten erst spät in der Nacht wieder ins Haus gekommen. Da nun der Anführer bei diesem Ausfluge eine sehr schiefe Nase hatte, so erklärte ich am nächsten Tage in einem wohlgebauten Distichon diese Irrfahrt für ganz natürlich, da der Führer immer seiner Nase nachgegangen sei und sich

infolgedessen fortwährend im Kreise herum bewegt hätte.

Zum Helden verschiedener Dichtungen wählte ich eine stadtbekannte Persönlichkeit, den allzeit betrunkenen Böttcher Maaß, der zuweilen von einer johlenden Herde von Straßenjungen verfolgt durch die Stadt taumelte. Zuerst ließ ich ihn nach der Weise des allbekannten Herrn Urian auf Reisen gehen und ihn die wunderlichsten Abenteuer erleben. Ich weiß noch, ich schrieb dies Gedicht in der Zeit vor der Nachmittagsstunde in der Schlafstube meiner Eltern auf einer sogenannten Waschkommode. Das Dichten ging mir damals noch fixer von der Hand als jetzt. Später holte ich aus zu einem längeren Epos, die „Maassiade“ genannt, in dem sich Herr Maaß in allen möglichen Wissenschaften und Künsten versucht und dabei ungeheuren Blödsinn zu stande bringt. Dann gründete ich ein Blatt, das den Namen „Variatio delectat“ führte und wöchentlich erscheinen sollte. Den Leitartikel bildete ein langes Gedicht: „Die Belagerung von Magdeburg“, aus dem mir noch zwei Strophen in der Erinnerung haften. Nachdem die Greuelthaten der Eroberer genugsam geschildert worden sind, heißt es:

„Aber den entmenschten Siegern
Ist dies alles ganz egal;
Auf den Trümmern toter Leichen
Speisen sie jetzt sauren Aal!“

Am Schluß wird Tilly den Erinnyen übergeben mit dem Ausruf:

„Tilly, Tilly, grauser Feldherr!
Weh, wie wird es dir ergehn!
Oftmals noch wird das Gewimmer
Toter um dein Lager stehn!“

Außerdem enthielt diese erste Nummer den Anfang eines blödsinnigen Romans, von dessen Fortsetzung ich keine Ahnung hatte, einige kleinere Sachen und eine Menge von verrückten Inseraten. Eine weitere Nummer ist nie erschienen, und somit gleicht das erste und einzige von mir herausgegebene Blatt der berühmten „Aeolsharfe“, von der auch weiter nichts existiert als die Nummer 8 des dritten Jahrganges. Auch das Fragment eines fürchterlichen Trauerspiels entstand, angeregt durch das Marionettenstück von Karl Malß, „Prinz Ferdinand von Kolpotonga oder der durch Liebe, Eifersucht und Jalousie gar gräßlich ums Leben gekommen seiende Prinz“. Mein Stück führte den Titel: „Prinz Sternkobold oder das karrierte Ungeheuer“ und fing damit an, daß der verbannte Prinz Sternkobold in einer Einöde auf dem Nachtstuhl sitzend einen ungeheuren Monolog hält. Später kommt eine Scene vor, wo der „König“ des Stückes eine ganze Schar von Verschwörern vor sich rufen läßt, ihnen eine Standpauke hält und ihnen dann allen höchsteigenhändig die Köpfe abschlägt. Hernach setzt er sich auf den Leichenhaufen und spricht voll tiefer Empfindung:

„Froh zu sein, gebraucht man wenig,
Und wer froh ist, ist ein König!“

Von einem andern Stück: „Prinz Butterkuchen“ existierte nur die Schlußscene, die etwa so lautete:

„(Eine Felshöhle, in der Prinz Butterkuchen ermordet liegt. Der König mit Gefolge tritt auf. Das Gefolge murmelt.)

Der König. Was murmelt ihr, Gefolge?

Einer aus dem Gefolge: Sehr Murmeliges hat sich hier ereignet. Dort in der Höhle Hintergrunde liegt Prinz Butterkuchen und schwimmt in seinem Blut!

Der König. Er schwimmt? Verhaßte Fertigkeit! Und tot sagt ihr?!

Ein Anderer. Sehr tot geruht der Prinz zu sein. Seht ihr denn an der Decke nicht das Loch, wo seine Seele durchgefahren?

Der König. Das Loch? Für seine dicke Seele ist es viel zu eng. Und tot sagt ihr? Prinz Butterkuchen ist nie tot genug, noch töter soll er sein, ich will am tötesten ihn wissen.

(Er durchbohrt ihn fünf- bis sechsmal mit seinem Dolche.)

Das Gefolge. Nun ist er tot genug, nicht töter kann er sein, um niemals wieder aufzuleben!“

Aus diesen wenigen Proben, die sich in meinem Gedächtnisse erhalten haben, wird man sehen, wie gut es war, daß aus dieser Zeit kindischer Freude am Burlesken und Blödsinnigen alles der Vernichtung anheim gefallen ist.

Im Grunde hatte ich aber eine ungemeine Hochachtung vor wirklicher Dichtung und wagte mich nur darum nicht an ernsthafte Stoffe, weil ich dies für ungemein schwer hielt. Insbesondere gute lyrische

Gedichte hatten für mich etwas von Wunder und Geheimnis, ich staunte sie an und begriff nicht, wie es möglich sei, daß ein Mensch dazu gelangen könne, die Musik seines Innern also in klingende Worte zu bringen.

Am meisten begeisterten mich damals Uhland, Heine und Andersen, die in meiner Knabenseele friedlich nebeneinander wohnten, und später habe ich zu thun gehabt, mich von dem Einfluß der beiden letzten wieder zu befreien. Denn Dichter, die sich auf so markante Art „räuspern“ und „spucken“ wie Heinrich Heine und der dänische Märchendichter Andersen, reizen junge, noch unselbständige Geister am meisten zur Nachahmung. So begegnet man denn noch heute den Unarten Heinrich Heines in unserer neuesten Literatur und sobald sich eine junge Dame hinsetzt, ein Märchen zu schreiben, darf man fast sicher sein, daß sie alle die kleinen Mätzchen des alten Hans Christian Andersen getreulich nachmachen wird. Freilich, das Gute des großen Lyrikers Heinrich Heine nachzubilden ist sehr schwer, und auch unter den Märchen aus jener Zeit, da sich der dänische Dichter noch nicht selber nachahmte, sind Perlen, die noch lange ihren sanften Schimmer verbreiten werden.

Cooper und Walter Scott hatte mein Vater mir aus seiner Bibliothek schon früh in die Hände gegeben, ich las aber auch oder verschlang vielmehr verschiedene Romane von Bulver, die ich ebenfalls dort fand, von denen besonders „Nacht und Morgen“ einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich den

Roman gleich noch einmal durchpflügte. Was sonst noch in der Zeit bis zu meinem siebzehnten Jahre auf mich einwirkte, waren der Gil Blas, der Don Quijote, Immermanns Münchhausen, Paul und Virginie, Tristram Shandy, Gullivers Reisen, noch jetzt eines meiner Lieblingsbücher, aus dem ich unendlich viel gelernt habe, und E. T. A. Hoffmann, für dessen Schriften ich noch immer eine große Vorliebe besitze. Goethe trat mir erst später näher, und für Schiller konnte ich nie die warme Begeisterung empfinden, die sonst diesem Alter eigentümlich ist und besonders zur Zeit meiner Jugend noch sehr verbreitet war. Den Preis von allen aber trug damals Uhland davon, dessen Gedichte ich in meiner Jünglingszeit stets in der Tasche trug und so oft las, daß ich noch jetzt viele Stellen daraus auswendig weiß. In seinem Stil war auch mein erstes ernsthaftes Gedicht geschrieben, von dem ich weiß, und das merkwürdigerweise aus Opposition entstanden ist. Ich trug mich damals mit mancherlei Plänen zu ernsthaften Gedichten, führte sie aber nicht aus, da ich solche Dinge zu bewältigen mir nicht zutraute. Morgens beim Kaffee pflegte ich meiner Schwester Frieda von solchen Ideen zu erzählen und sprach ihr auch einmal von einem gefangenen kranken Sänger, der sich noch einmal aufrafft und sein letztes Lied singt von der gefangenen Nachtigall und ebenso wie diese dann tot zu Boden sinkt. Meine Mutter, die dabei ab und zu ging, hörte das und sagte: „Ach, du redest immer nur und führst nie etwas aus!“ Das stachelte mich an, das Gedicht noch

an demselben Tage niederzuschreiben. Die letzten beiden Strophen lauteten:

„Die Harfe sinket nieder,
Der Sänger hält sie nicht,
Sie stürzet auf die Erde,
Die Harfe — sie zerbricht.

Von ihr ein leises Klingen
Durch das Gefängnis zieht —
Der Sänger hört' es nimmer —
Er sang sein letztes Lied!"

Das Gedicht besitze ich noch, habe aber das jugendlich-sentimentale Gestammel niemals drucken lassen.

* * *

Schwerin hatte stets ein gutes Theater, und als ich zwölf Jahre alt war, erlaubte mir mein Vater, in die „Zauberflöte" zu gehen. Das war ein großes Ereignis, denn ich war noch nie in einem Theater gewesen. Zwar in meinem siebenten Jahre etwa hatte ich in Wittenburg Marionetten gesehen. Ein wunderschönes Stück wurde gespielt, in dem eine gefangene Prinzessin vorkam, die immer, wenn sie die Hände erhob, mit ihren Ketten klirrte, daß es einem das Herz zerschnitt. Sie war wunderschön und hatte viele Fährlichkeiten erlebt, unter anderem einen grausigen Seesturm, den sie so deutlich schilderte, daß ich die haushohen Wellen und das schwankende Schiff vor mir sah. Ich konnte nur nicht begreifen, warum solche schönen Sachen hinter den Kulissen gemacht

wurden, wo sie keinem Zuschauer zu gute kamen. Den Seesturm hätte ich für mein Leben gern gesehen. Später als das Stück aus war, kam eine kleine Negerin, die trefflich tanzen konnte und mit unbegreiflicher Geschicklichkeit einen schwarzen Stab in die Höhe warf und wieder auffing. Fast graulich aber war es anzusehen, wie dann ein komischer Mann, der ebenfalls ungemein gelenkig zu tanzen verstand, in fünf Stücke auseinander ging, indem sich Arme, Beine und Rumpf in possierliche kleine Männerchen verwandelten. Ueber solche fast unglaublichen Wunder hatte ich dann noch lange gegrübelt und von ihnen geträumt. Nun aber sollte ich ein Stück sehen von lebendigen Menschen gespielt, die noch dazu sangen. Eine fürchterliche Schlange sollte darin vorkommen und Löwen, Affen und Mohren und Geschöpfe, die halb Vogel, halb Mensch waren. Durch Feuer und Wasser gingen die Menschen in dem Stück und was man mir sonst noch alles erzählt hatte. Ich war natürlich sehr rechtzeitig zur Stelle und stand in dem finstern Parterre, als das Theater noch halb dunkel war und nur der geheimnisvolle Vorhang, durch den zuweilen ein leises Wallen ging, in sanftem Dämmer vor mir lag. Ein eigentümlicher Duft, der allen Theatern gemeinsam ist, herrschte dort, und ich wunderte mich nur, daß die Besucher, die sich nach und nach einfanden, so gar nichts Feierliches an sich hatten, miteinander von alltäglichen Dingen plauderten und an die Stühle gelehnt neugierig mit Operngucker die Ränge musterten. Auch die Musiker, die dann

einer nach dem andern ihre Plätze einnahmen, schienen mir wenig von der Feierlichkeit des Ortes erfüllt zu sein; sie boten sich Prisen an, schnupften mit großer Umständlichkeit und sahen sehr gleichgültig und geschäftsmäßig aus. Dann ging ein eigentümliches Weben und Wirken im Orchester los. Die feinen Pizzikato-Töne gestimmter Geigen mischten sich mit Flötenläufen und den sanften Tönen des Horns, und zuweilen quäckte es wie mit komischen Ferkelstimmen dazwischen. Dann wurden die metallischen Töne der Kesselpauken laut, und ein gedämpftes Knurzen der Kontrabässe machte sich bemerkbar, zuweilen übertönt von dem fast menschlichen Gesange eines Cellos. Das war wohl noch nicht die eigentliche Musik, aber es weckte große Erwartungen. Unterdessen hatte sich das Haus gefüllt und das wunderliche Getöse im Orchester war immer stärker geworden. Plötzlich ging es wie ein Blitz über den Vorhang und es wurde ganz hell. Mit einmal stand dann dort ein schwarzer Mann, von dem man gar nicht wußte, wo er hervorgekommen war und der plötzlich mit einem Stäbchen aufklopfte. Im Orchester wurde es totenstill und dann — o wie feierlich — setzten die Posaunen ein. Die Zauberflöte gefiel mir; wie ein wunderbarer Traum aus einer höheren Welt zog dies seltsame Märchen an mir vorüber. Doch hatte ich auch manches auszusetzen. Insonderheit die Schlange mißfiel mir, ich hatte sie mir schrecklicher und wilder gedacht. Nun aber kam sie auf dem Bauche dahergerutscht wie ein ungeheurer grüner Spickaal, und kaum hatten die drei Damen

sie nur mit den Speeren angerührt, so zuckte sie noch ein- oder zweimal kränklich mit dem Schwanze und war tot. Die Königin der Nacht mochte ich gar nicht leiden. Aussehen that sie ja ganz nett in ihrem schwarzen, sternbesäeten Kleide, wenn sie nur das Singen hätte lassen wollen. Potz Blitz! Wie konnte sie quinkelieren und wie lange dauerte es immer, ehe sie fertig war! Am besten gefiel mir, wie sich später das alte, zahnlose, braune Mütterchen mit einemmal in die junge, reizende Papagena verwandelte.

Ich bin nachher natürlich noch oft ins Schweriner Theater gegangen und jedesmal, wenn ich Weinpunsch rieche, fällt mir dieses Kunstinstitut wieder ein. Denn der Duft nach diesem guten Getränk füllte stets die Restauration und verbreitete sich von dort weithin. Das muß schon in alten Zeiten so gewesen sein, wie ich aus Heines Harzreise schließe. Denn bei der Schilderung der großen Kneiperei auf dem Brocken heißt es: „Ein gemütlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punschglase hatte und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte die Bemerkung, es sei ihm zu Mute, als stünde er wieder vor dem Theater-büffett in Schwerin.“ Man darf annehmen, daß Heine dies nach dem Leben beobachtet hat, denn wie würde er sonst gerade auf das ihm ganz fremde Schwerin verfallen sein. Ob es dort wohl jetzt noch so gut nach Punsch riecht? Ich glaube kaum, denn dies poetische Getränk wird nun auch dort wohl schon längst dem alleinseligmachenden Biere zum Opfer gefallen sein. Ich unterschätze ja dieses Getränk durchaus nicht,

aber seine poetischen Qualitäten sind nur dürftig. Der beste Beweis ist, daß wir in dem so unermeßlich reichen feuchten Teile unserer Literatur nur sehr wenige Lieder haben, die dem Biere gewidmet sind. Dem Punsch aber hat sogar Schiller einen Hymnus gewidmet, und selbst der ärmste Poet, über dessen Lippen nur Dünnbier geht, huldigt in seinen Liedern dem Wein, insonderheit dem Muskateller, den er zwar nie gesehen und noch weniger getrunken hat, der sich aber seit den ältesten Zeiten als ein wahrer Musterreim auf Keller bei den Poeten des höchsten Ansehens erfreut.

* * *

Eines Abends, als mein Bruder Werner, der damals wohl dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein mochte, und ich im Bette lagen und wir noch ein wenig plauderten, sagte dieser plötzlich: „Du, Heinrich, ich will mich nun auch verlieben. Sie thun es alle."

„Weißt du denn schon in wen?" fragte ich.

„Ja," sagte er und nannte den Namen, „morgen früh fang' ich an!" Dann drehte er sich gegen die Wand und schlief ein. Pünktlich und gewissenhaft erfüllte er am anderen Morgen sein Versprechen und ist noch lange mit dieser so sonderbar hervorbrechenden Liebe geneckt worden.

„Sie thun es alle," hatte er gesagt, und ich konnte mich davon nicht ausschließen. Sie hieß Helene, war drei Jahre jünger als ich und wohnte den drei Gebrüdern Jenning, die in Schwerin die Schule

besuchten, gerade gegenüber. Der mittlere dieser Brüder, Fritz Jenning, war mein Freund und Klassengenosse, und so konnte ich, wenn ich ihn besuchte, die schönen Gefühle der Liebe und Freundschaft gleichzeitig pflegen. Der Freundschaft, indem ich von seinem Tabak rauchte, und der Liebe, indem ich unausgesetzt zu der schönen Helene hinüberstarrte. Sie hatte eine hübsche Stimme und ist später auch Sängerin geworden; einzelne Töne ihres Gesanges, die zuweilen über die Straße zu mir herüber flatterten, begeisterten mich, und da ich damals gerade für Hoffmann und besonders für die musikalisch exaltierten seiner Schriften schwärmte, so gab ihr diese Eigenschaft natürlich einen erhöhten Zauber. Helene war durchaus entzückend, die Art, wie sie den Kopf trug, wie sie ging, stand oder sich bewegte, oder sich auf der Bank vor ihrem Hause mit einem kleinen Nachbarskinde beschäftigte und es küßte, alles war unvergleichlich. Wie unermeßlich zu beneiden war dieses Kind und hatte doch keine Ahnung davon. Einmal streifte ich im Vorübergehen mit dem Oberarm ihre Schulter und noch wochenlang zehrte ich in der Erinnerung von diesem Ereignis und fühlte an meinem Arm eine sanfte, beseligende Wärme. O holde Thorheit!

Fortwährend träumte ich natürlich davon, wie ich sie aus großen Gefahren befreite. Sie wohnte zwar zu ebener Erde, aber für das eine dieser Traumbilder mußte ich sie unbedingt in den dritten Stock versetzen. Das Haus brennt. Plötzlich erscheint an einem der obersten Fenster eine helle, zärtliche Gestalt,

die Arme flehentlich nach Hilfe ausgebreitet. Ein Schrei des Entsetzens, ein dumpfes Gemurmel der Menge; es ist zu spät. Da bricht sich ein Jüngling Bahn durch das Volk, der Jüngling bin ich. Leitern werden zusammengebunden und schwanken durch die Luft empor. Ha, der Tollkühne! Er ist verloren! Doch siegreich durch Flammen und Rauch, mit wehenden Haaren und blitzenden Augen steigt er empor; eine zarte Last sinkt in seine Arme und abwärts geht es unter dem Jauchzen des begeisterten Volkes. Ein Dankesblick aus zärtlichen blauen Augen, und bescheiden verschwindet der Jüngling in der Menge.

Oder die Geliebte wandelt am Frühlingsmorgen beim Duft der Rosen und dem Gesange der Nachtigallen durch die blühenden Fluren. Ich stellte mir diese Scene immer an einem Wege vor, dessen Bezeichnung und Lage eigentlich etwas an sich hatte, das jede Phantasie im Keime zu morden geeignet war. Der Weg hieß nämlich „die Schlafmützenallee“ und zog sich am „faulen See“ entlang. Doch das machte mir nichts aus.

Also die Geliebte wandelt. „Plötzlich aus des Waldes Duster“ brechen zwei Strolche hervor; einer genügte meinem Heldenmute nicht. Was wollen sie? Sie wollen ihr was thun! Ihr das Portemonnaie wegnehmen — sie küssen — sie entführen — oder sich sonst ungebildet gegen sie benehmen. Aber ich bin in der Nähe. Sausend wie eine fliegende Kanonenkugel jage ich den Abhang hernieder, schmettere den einen durch die Wucht meines Anpralles zu

Boden und renne dem anderen mit dem Kopf vor den Magen, also daß er, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, umstülpt und die Sohlen gegen den Zenith kehrt. Dann, ohne mich um die hingestreckten beiden Scheusale weiter zu kümmern, trete ich einen Schritt näher und sage, die Hand aufs Herz legend, mit weltmännischer Gewandtheit: „Mein Fräulein, ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst geleistet zu haben!“ Worauf sie antwortet: „Mein Retter, wie soll ich Ihnen danken?“ Aber plötzlich erblaßt sie und ruft: „Was sehe ich? Sie bluten!“

„Es ist nichts!“ erwidere ich mit feierlicher Leichtfertigkeit und trete einen Schritt zurück. Aber sie läßt sich nicht hindern, sie drückt das zarte Tüchlein, das so süß duftet, auf die Wunde, und eine kostbare Thräne rinnt über ihre zarte Wange — und so weiter.

Dies waren meine wachen Träume, aber auch durch meine nächtlichen schwebte ihre schlanke Gestalt. In einem solcher Träume wanderte ich durch die Zimmer und Hallen eines prächtigen Schlosses. Niemand war in den einsamen Räumen, als der Sonnenschein, der in breiten Strömen durch die hohen Fenster eindrang. Als ich in einen mächtigen Saal trat, kam mir von dessen anderem Ende mit schwebendem Schritt die Auserwählte entgegen. Sie trug ein glattes, schwarzes Seidenkleid und streckte mir freundlich lächelnd die Hand hin. Wir sprachen kein Wort dabei und gingen Hand in Hand durch viele Säle und Gemächer. Die Thüren öffneten sich von selbst,

wenn wir nahten, und die Treppen schwebten wir hinauf, indem wir mit den Fußspitzen die Stufenkanten leise berührten. Unsere Schritte waren lautlos; nur das zarte Knistern und Rauschen des Seidenzeuges vernahm ich fortwährend. Endlich, nachdem wir schon sehr hoch gestiegen waren, that sich eine letzte Thür auf, und wir traten in ein Turmgemach, das ganz von hellem Licht und reiner Luft erfüllt war. Dort setzten wir uns auf eine schmale Holzbank und sahen in das weite Land und in die klare leuchtende Ferne, und bei alledem war mir zu Mut, als schwimme das Herz in meiner Brust in eitel Sonnenschein. Nach einer Weile beugte sich das schöne Mädchen mit einer lieblich geheimnisvollen Miene sanft an mein Ohr, und in der Erwartung dessen was sie mir zuflüstern würde, erwachte ich plötzlich zu meinem großen Leidwesen. Ich habe sehr oft darüber nachgedacht, was sie wohl gesagt haben würde, wenn ich nicht so zur Unzeit erwacht wäre.

So viel Liebreiz konnte natürlich nicht unbeachtet bleiben und ich hatte, wie ich jetzt allerdings glauben möchte, nur in meiner Einbildung, an die vier oder fünf Nebenbuhler, die ich mit den Blicken eines eifersüchtigen Türken beobachtete. Damals schrieb ich ein phantastisches Märchen, in dem diese Nebenbuhler eine überaus klägliche Rolle spielten. Ich weiß nur noch, daß ich sie in diesem Phantasiestück auf Kapingschen Hengsten reiten ließ, die, als sich die Nebenbuhler vor der Geliebten stolz damit sehen lassen wollten, elend mit ihnen zusammenbrachen und sie

dem Gelächter preisgaben. Herr Kaping war ein ehrsamer Fuhrherr und Ackerbürger, der mit einer Anzahl von lebensmüden Rossen die städtische Abfuhr besorgte. Um diese Pferde und ihre sprichwörtliche Elendigkeit hatte sich ein ganzer Sagenkreis gewoben; man behauptete zum Beispiel steif und fest, den einen dieser Hengste habe Herr Kaping auf einer Auktion für 36 Schillinge (2 Mark 25 Pf.) gekauft.

Das Phantasiespiel dieser Liebe, denn mehr war es nicht, und ich habe nie im Leben ein Wort mit Helene gesprochen, dauerte noch anderthalb Jahre, nachdem ich die Schule verlassen hatte, bis ich im Alter von achtzehn Jahren nach Hannover ging. Damals, kurz vor meiner Abreise, setzte ich dieser holden Thorheit ein Denkmal, indem ich am Pinnower See, nicht weit von der sogenannten steinernen Bank, unsere beiden Namen untereinander in eine Buche schnitt. Wenn der Baum seitdem nicht gefällt worden ist, werden sie wohl noch dort zu lesen sein, denn der glatte Stamm der Buche bewahrt solche Schriftzüge wohl an die hundert Jahre und länger. So mancher gewinnt demnach mehr Unsterblichkeit durch eine Buche als durch ein Buch.

* * *

In der Tertia übten die „Alten“ eine sehr strenge Tyrannei und kein „Neuer“ durfte es wagen, sich vor Ablauf des ersten halben Jahres in der Zwischenstunde von seinem Platze zu begeben und sich in der Schulstube zu bewegen. Das war ein den

„Alten" vorbehaltenes Recht und der „Neue" gewann dies nach der genannten Zeit nicht ohne weiteres, sondern erst nach den harten Prüfungen der sogenannten Einweihung. Er mußte dreimal Spießruten laufen, ehe er den Ritterschlag erhielt. Gegen Ende des ersten halben Jahres begannen diese Feierlichkeiten. Die Alten stellten sich mit Linealen und geknoteten Taschentüchern auf, und der für die Einweihung reif gehaltene „Neue" mußte dreimal die Klasse herum durch ihre Reihen laufen, während tüchtig auf ihn losgedroschen wurde. Hatte er diese Prüfung bestanden, so mußte er vor dem Primus niederknieen und dieser schlug ihn mit dem langen Klassenlineal zum Ritter. Es ging dabei nicht ohne Roheit her, doch fügten sich die meisten widerstandslos in diese durch ihr Alter geheiligten Gebräuche. Nur zwei widersetzten sich zu meiner Zeit. Der eine, ein riesenstarker Junge vom Lande, war durch die vereinigten Klassen-Herkulesse nicht von der Stelle zu bringen und mußte auf seinem Platze verdroschen werden. Der andere aber, dessen Ehrgefühl sich gegen diese Behandlung aufs äußerste sträubte, war nicht mit solchen Kräften begabt und wurde von zwei der stärksten „Alten" trotz seines Sträubens zur Exekution durch die Klasse geschleppt, ein widerlicher Anblick, den ich nie vergessen werde. Ich fügte mich nach dem Rezept des alten Rüßler: „Wat sall einer dorbi dauhn!" und da ich nicht unbeliebt war, kam ich glimpflich ab.

Aber obwohl ich nun im nächsten halben Jahre

selber zu den „Alten“ gehörte, sollte ich doch nicht lange Nutzen aus dieser erhöhten Lebensstellung ziehen. Denn das Maß meiner Sünden war voll und meinem Vater wurde mitgeteilt, er solle mich lieber freiwillig von der Schule nehmen, es würde doch nichts mit mir. Da fragte es sich nun, was ich werden sollte, und da ich einmal einen Bergkadetten in seiner hübschen Uniform gesehen hatte, der in Schwerin zu Besuch war, und da ich vom Bergmannsleben überhaupt eine sehr romantische Vorstellung hatte, so war ich bald entschieden. War doch auch Theodor Körner ein Bergmann gewesen, und dieser war in Schwerin der populärste Dichter, denn nicht weit davon, bei dem Dorfe Rosenberg, war er gefallen und ebenfalls in der Nähe, bei dem Dorfe Wöbbelin, lag er begraben. Alljährlich wurde an beiden Orten der Tag seines Todes, der in die schönste Sommerzeit fiel, festlich begangen. Aber dieser Plan scheiterte, denn bei näherer Erkundigung stellte sich heraus, daß für das Bergfach eine höhere Vorbildung erforderlich sei.

In der letzten Zeit hatte ich mich viel mit Physik und Chemie beschäftigt, mir verschiedene Apparate gebaut und das Haus mit allerlei übelriechenden Experimenten verstänkert. Ich hatte in unserem geräumigen Hause ein eigenes kleines Zimmer für diesen Zweck, wo man dergleichen Unfug ungestört treiben konnte. Mein in diesen Dingen mir sehr überlegener Genosse war mein Mitschüler Hans Tischbein, ein Abkömmling der weitverzweigten Künstlerfamilie dieses Namens, zu der auch der so-

genannte Goethe-Tischbein gehörte. Hans Tischbein hatte von Kind auf ein merkwürdiges Talent zu mechanischen Dingen und baute sich damals Elektrisiermaschinen, Telegraphenapparate, galvanische Batterien und dergleichen, die sich dadurch auszeichneten, daß sie erstens vortrefflich arbeiteten und zweitens ein merkwürdig geschicktes Aussehen hatten. Die unscheinbarsten Dinge wußte er zu verwenden, und alles sah an seinem Orte so richtig aus, als könne es gar nicht anders sein. In früherer Zeit hatte er einmal einen Pistolenlauf aus Blei gegossen, ihn mit einem Handgriff versehen und eine Drückervorrichtung dazu gemacht, wodurch man brennenden Zunder auf das Zündloch tupfen konnte, worauf das Ding losging, wenn es geladen war. Ich wünschte nun ebenfalls einen solchen Lauf zu gießen, allein er wollte mir die Methode nicht mitteilen und meinte, ich würde das auch nie herausbringen. Das weckte meinen Ehrgeiz und ich legte mich aufs Erfinden. Nach einiger Zeit brachte ich ihm den von mir gegossenen Lauf einer etwa sechs Zoll langen Kanone. Da teilte er mir seine Methode mit und siehe, sie war gegen meine komplizierte so einfach, daß ich mich schämte, darauf nicht verfallen zu sein. Er hatte außerdem noch vielerlei Talente, malte und zeichnete sehr hübsch und spielte mehrere Instrumente fast ohne Anleitung. Er war auch mein erster Komponist, setzte ein von mir verfaßtes, unglaublich unbeholfenes Liebeslied an Helene in Musik und sang es zur Guitarre. Er wollte wie sein früh verstorbener Vater Baumeister werden

und im nächsten Herbst nach Hannover auf das Polytechnikum gehen. Ich glaube, daß er es war, der mich auf den Gedanken brachte, mich dem Maschinenbau zuzuwenden. Es war damals die Zeit, wo das Studium der technischen Fächer anfing, sich mehr auszubreiten, und es war noch nicht wie jetzt durch allerlei Berechtigungszäune eingeengt. Außerdem muß ich gestehen, daß es etwas Verlockendes für mich hatte, auf diese Art trotz alledem zu einem richtigen Studentenleben zu gelangen. Als es bekannt wurde, daß ich von der Schule abgehen wolle, begegnete mir, wer weiß wie oft, die Frage: „Gehst du nu bi dei Stüer oder bi dei Post?“ Denn das war in solchem Falle das Gewöhnliche. Außerdem konnte man noch Kaufmann, Landmann oder Seemann werden. Wenn ich dann antwortete: „Jk warr Maschinenbuger“, so erregte das stets große Verwunderung, denn dies war damals in dem fast industrielosen Mecklenburg ein noch ganz ungebräuchliches Fach.

Um Ostern 1859 wurde ich konfirmiert und trat dann auf ein Jahr als Lehrling in die Schweriner Lokomotivreparaturwerkstätte ein, um die praktischen Arbeiten meines zukünftigen Berufes kennen zu lernen. Dort habe ich nicht viel gelernt und durch das, was meine ungeschickten Hände verdarben, wohl mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Nur in der Formerei ging es besser, weil mir diese Art Arbeit sehr gefiel. In den stillen, hohen Räumen war es so behaglich, zumal wenn die Sonne durch die trüben Fenster auf

den schwarzen Sand schien und in den hellen Lichtstreifen tausend Stäubchen flimmerten. Da lag man auf der Erde und putzte an den Formen herum, und dabei plauderte man mit dem Meister, der weit herumgekommen war, bis nach Holland und nach Italien, oder unterhielt sich mit dem Arbeitsmann der Gießerei, der ein Original war und in der Weise des Sancho Pansa zu philosophieren liebte. Zu einem anderen Lehrling sagte er einmal: „Ja, Sei hebben't gaud. Sei arbeiten hier nu so'n bäten, un nahst gahn Sei up dei hogen Schaulen, un denn ward'n Sei so'n Herr un denn reisen Sei in't Bad!"

So ungefähr dachte er sich unsere Carriere. Ach, leider war sie nicht so einfach! Hübsch war es auch, wenn dann am Sonnabend gegossen wurde; es war mir immer ein Fest, wenn der Ofen angestochen wurde und das flüssige Eisen wie glühende Milch, funkelnde Sterne von sich sprühend, in die eisernen Tragepfannen lief. Wenn dann die Masse in die Oeffnungen der bereitstehenden Formkasten eingegossen wurde, war es mein Amt, mit einer eigens dazu geformten Eisenstange die schwimmenden Schlacken zurückzuhalten, daß sie nicht mit in die Form liefen, und sehr wichtig kam ich mir vor, wenn wir einmal dabei Zuschauer hatten, wie es sich öfter ereignete.

Nach Beendigung dieser Lehrzeit nahm ich ein halbes Jahr lang Privatunterricht in der Mathematik und schrieb bei meinem Vater Aufsätze, deren Stoff ich mir beliebig wählen durfte. Diese Aufsätze, drei an der Zahl, die alle verloren gegangen

sind, bezeichnen meine ersten Versuche auf dem Gebiete der Erzählung. Der erste schildert, wie einige junge Turner eine Wanderfahrt unternehmen und dabei in ein kleines Städtchen geraten. In der Nacht bricht Feuer aus und die Jünglinge eilen sofort an den Unglücksschauplatz, wo sie alles in Verwirrung finden. Sie aber bemächtigen sich der Situation und arbeiten mit Riesenkraft an der Spritze. Der gewandteste von ihnen erklettert unter hoher Lebensgefahr das Dach eines benachbarten Hauses und von dort gelingt es ihm durch geschickte Handhabung der Spritze das Feuer in unglaublich kurzer Zeit zu löschen. Dem Danke entziehen sie sich eiligst, und in ihrer Bescheidenheit wandern sie, um den ihnen zugedachten Ovationen zu entgehen, in aller Herrgottsfrühe weiter. Von der Höhe sehen sie noch einmal auf die Stadt zurück, die friedlich in dem ersten Morgensonnenschein daliegt. Von dem Schauplatz ihrer nächtlichen Heldenthaten steigt noch immer ein leichter, weißlicher Rauch empor. Sie aber schwenken die Hüte zum Abschied und wandern weiter in die schöne Welt.

Ich träumte damals viel vom Reisen, und so wurde in dem zweiten Aufsatz eine Wanderfahrt ins Gebirge beschrieben. Diese aber blieb Fragment, denn als ich mit großer Anschaulichkeit, wie ich meinte, den Marsch durch die Ebene an einem heißen Tage geschildert hatte und nun die Gebirgsfahrt beginnen sollte, ging mir die Puste aus, denn ich hatte nie ein Gebirge gesehen. Mir fällt dabei der hübsche

Witz ein, mit dem einmal jemand eine frühere, der Natur abgewandte, sogenannte ideale Richtung der deutschen Malerei verspottet hat. „Wenn," sagt er, „ein Franzose ein Kamel malen will, so geht er in den Jardin des plantes oder er reist gar nach Afrika und studiert das Kamel von allen Seiten und zeichnet und malt ganze Skizzenbücher voll Kamele. Der Deutsche aber hat das alles nicht nötig, er schöpft es einfach aus der Tiefe seines Gemütes."

Da nun wahrscheinlich mein Gemüt nicht tief genug war, um ein ganzes Gebirge daraus zu schöpfen, so hörte ich einfach auf.

Bei dem dritten dieser Aufsätze holte ich gar zu einer Novelle aus und da ich gerade unter dem Bannkreise E. T. A. Hoffmanns stand und ganz besonders für seine phantastische Geschichte den „goldenen Topf" schwärmte, so war der Held meiner Erzählung natürlich ebenfalls ein Student und hieß, wenn ich mich recht erinnere, auch Anselmus. Er ist am Ende seiner Studien angelangt und sucht eine Stellung als Hauslehrer. Der Student Anselmus ist zwar ein gelehrtes Haus, aber über die Maßen ungeschickt und unordentlich. Mit Behagen wird das Tohuwabohu geschildert, das auf seiner „Bude" herrscht und wie in dieses wüste Durcheinander, als sich der Student gerade in einem unbeschreiblichen Negligé befindet, ein überaus fein lackierter Bedienter tritt und ihm ein duftendes Brieschen überreicht von der Baronin Soundso, die einen Lehrer für ihr einziges Söhnchen sucht. Anselmus ist

überglücklich, und da er sich noch am selben Tage vorstellen soll, so bereitet er sich auf den Besuch sorgfältig vor, wobei er die jammervollsten Defekte an seinem schwarzen Anzug entdeckt. Nachdem er ihm nun mit Tinte etwas nachgeholfen hat, bleibt aber noch immer ein schändliches Loch unter der Achsel, aus dem das weiße Hemd hervorlugt, und er studiert sich nun vor dem Spiegel die Stellungen ein, die ihm erlaubt sind, wenn diese Schande nicht zum Vorschein kommen soll. Danach, zu Ehren dieses freudigen Ereignisses und um seinen Mut ein wenig zu beleben, trinkt er unterwegs in einer Konditorei ein Gläschen köstlichen Likörs, mit dem er sich in seiner Ungeschicklichkeit einen großen Fleck auf das weiße Vorhemd macht, den er nun auch noch zu verdecken hat, was die Anzahl der ihm erlaubten Bewegungen natürlich noch weiter mindert. Mit diesem verwirrenden Aermelloch- und Likörflecksbewußtsein wird er bei der Baronin vorgelassen, doch sein Herz erleichtert sich, als er sie in einem fast gänzlich verdunkelten Zimmer vorfindet. Denn die Dame ist augenleidend und hält sich stets in einem grün verhangenen Zimmer auf, mit grünen Teppichen, Möbeln, Tapeten und Vorhängen, ja selbst das Söhnlein ist grün gekleidet, um ihren Augen nicht wehe zu thun. Der Student Anselmus, gedeckt von der grünen Dämmerung, übertrifft sich selbst, er bringt die feinsten und zierlichsten Redensarten zu stande, gefällt der Baronin und sieht sich schließlich unter den angenehmsten Bedingungen an dem Ziele seiner

Wünsche. Doch als er sich nun, immer noch eingedenk seiner Schäden, mit fest an den Leib geschlossenem Arme und den Hut auf Herz und Likörfleck gedrückt, rückwärts hinauskomplimentieren will, rennt er in seinem Ungeschick gegen ein Glasschränkchen mit kostbarem Porzellan und venetianischen Gläsern. Ein furchtbarer Krach, die Baronin sinkt in Ohnmacht, der Sprößling schreit, und, den Tod im Herzen, alles, auch seine Hoffnungen, in Trümmern hinter sich lassend, rennt der unglückselige Anselmus hinaus.

Mit wie fröhlichem Leichtsinn begann man damals so eine Geschichte in der Hoffnung, der liebe Gott würde schon weiter helfen und fernere Abenteuer würden einem schon einfallen. Aber ach, die erwartete Hilfe blieb aus, und es fiel mir durchaus nichts weiter ein, so daß die Geschichte von den Abenteuern des Studenten Anselmus ebenfalls Fragment blieb.

* * *

Zu jener Zeit waren in Schwerin mehrere junge Leute, die sich dem Studium technischer Fächer widmen wollten, und unter diesen verkehrte ich, außer mit dem schon genannten Tischbein, besonders mit zweien, die ebenfalls später in Hannover studieren wollten. Der eine hieß Karl Graff, stammte aus Grabow und war ein zu allerlei Humoren und tollen Einfällen aufgelegter junger Mann; er konnte ungemein „mall“ sein, wie man in Mecklenburg sagt. Er wollte das Baufach studieren und ich glaube nie-

mand traute ihm damals zu, daß er je etwas Besonderes leisten würde. Trotzdem ist er am schnellsten von uns allen zur Anerkennung gelangt. Er wandte sich bald nach vollendetem Studium dem aufblühenden Kunstgewerbe zu und ward in sehr kurzer Zeit Hofrat und Professor in Dresden, wo er noch jetzt lebt.

Der andere hieß Karl Haack und hatte sich der Chemie zugewendet. Ihm, dem Sohne eines wohlhabenden Wagenfabrikanten, standen die Mittel zur Verfügung, deren Mangel mich in meinen Experimenten und Versuchen nie zu etwas Rechtem kommen ließ. Er besaß ein wohleingerichtetes chemisches Laboratorium und in der Wagenfabrik ließ er sich alle möglichen physikalischen Apparate bauen. Ich fand sein Dasein beneidenswert, denn alles, was bei mir nur Traum bleiben mußte, ward bei ihm liebliche Erfüllung. Was war mein eines, mühsam zusammengestümpertes Daniellsches Element zum Beispiel gegen seine stattliche Batterie und seinen vortrefflichen Induktionsapparat. Als er diesen einmal gerade in Gang gebracht hatte, kam Fritz Fahrenheim zum Besuch. Haack hatte eben die beiden metallenen Handgriffe durch lange übersponnene Drähte mit dem Apparat verbunden und auf den Tisch gelegt und da er noch aus einem entlegenen Zimmer etwas herbeiholen wollte, sagte er zu Fahrenheim, dessen Vorwitz er kannte: „Fritz, dat du mi dei Griffen nich in dei Hand nimmst — denn süß gifft dat'n Mallühr." Damit ging er hinaus. Fritz Fahren-

heim wurde natürlich mit dämonischer Gewalt zu den Griffen hingezogen; er betrachtete sie eingehend und konnte gar nichts Besonderes an ihnen finden. Endlich vermochte er nicht mehr zu widerstehen und tippte den einen der Griffe vorsichtig mit dem Zeigefinger an. Es geschah ihm gar nichts und kühner geworden nahm er den Griff in die Hand, ohne daß sich irgend etwas ereignete. Da er nun wußte, daß Karl Haack mit seinen Sachen sehr eigen zu sein pflegte, so kam er zu der Meinung, dieser habe ihn nur in Furcht setzen wollen, um ihn von seinem Apparate abzuhalten, und sofort hatte er auch schon den zweiten Griff in der anderen Hand. Nun aber war die Leitung hergestellt, und das schmerzhafte, unheimliche Schüttern des elektrischen Wechselstromes ergoß sich durch den Körper des Vorwitzigen. Entsetzt wollte er die Griffe von sich werfen, allein das ging nicht, sondern nur noch fester krampften sich durch die Wirkung des elektrischen Stromes die fliegenden Hände an das glatte Metall. Da überkam ihn das Grauen und die Angst vor dem Unerklärlichen, er fiel vor Schreck auf den Rücken und brüllte, an Armen und Beinen fliegend, ganz unmenschlich um Hilfe. Karl Haack eilte natürlich sofort herbei, befreite ihn aber nicht eher, als nachdem er sich über die schrecklichen, aber verdienten Folgen leichtsinnigen Vorwitzes eindringlicher Moral entäußert hatte. Fritz Fahrenheim aber begegnete von dieser Zeit ab elektrischen Apparaten jeder Art mit Mißtrauen.

In genialer Weise fing mein Freund Karl Haack

mit dieser Vorrichtung auch einige Straßenjungen, die sich gewöhnt hatten, an der Hausthürglocke seines Vaterhauses einen mächtigen Riß zu thun und dann schnell zu entfliehen. Durch ein besonders anhaltendes, zeterndes Klingeln gab es sich kund, wenn ein solcher Fisch an der Angel saß. Dann kam Karl Haack mit seinem spanischen Röhrchen heraus und ermahnte ihn zur Tugend. Dieses Motiv habe ich später in einer kleinen Erzählung „Der Gartendieb“ verwendet.

Doch nicht allein seine physikalischen, sondern auch seine chemischen Kenntnisse benutzte Karl Haack zu allerlei Allotriis und destillierte unter anderem in seiner großen Glasretorte auch ein sehr vortreffliches, dunkelgrünes, starkes Getränk, das ich aus gewissen Gründen gar wohl in meiner Erinnerung behalten habe. Als damals nämlich wie alljährlich am 26. August bei dem Orte Rosenberg das Körnerfest gefeiert werden sollte, machten wir uns, Karl Haack und ich, und noch vier andere Bekannte auf, um uns an dieser Feier zu beteiligen, und dafür hatte der angehende Chemiker zu männlicher Erquickung für unterwegs eine große Flasche jener ominösen grünen Flüssigkeit gestiftet. Da wir nun wohl alle miteinander an dergleichen starkes Getränk nicht gewöhnt waren, so gerieten wir dadurch in eine so ausgelassene Stimmung, daß wir, wie ich fürchte, der Körnerfeier nicht zur Zierde gereicht haben. Als wir auf dem Rückwege durch das Dorf Lankow kamen, verfielen wir darauf, dem Schulmeister, der vor seiner Hausthür stand, ein Ständchen zu bringen.

Während wir nun dort gar lieblich sangen, und der Pädagoge uns mit finsterem Ernste betrachtete, kamen aus dem Hause sechs oder sieben Kinder eins nach dem andern hervor, stellten sich in eine Reihe neben ihren Vater und sahen ebenfalls stumm und ernst auf uns hin. Wir aber sangen unbeirrt unsere schönsten Lieder, zählten zwischendurch die Kinder, was wir für einen vortrefflichen Witz hielten, und zogen dann vergnügt weiter.

Am zweiten Tage nachher aber hatten diese mannhaften Thaten ein verdrießliches Nachspiel. Es kam ein Abgesandter zu mir, der mir mitteilte, unser heiteres Benehmen an jenem Tage habe die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich gezogen, der für die Zeitung arbeite, und dieser trage sich mit der Absicht, unsere Abenteuer, insbesondere das mit dem Schulmeister, mit all ihren pikanten Details und Nennung sämtlicher Namen der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit auch weitere Kreise Erheiterung dadurch gewönnen. Ein Zeitungsschreiber könne solchen schönen Stoff nicht unfruktifiziert liegen lassen, denn er sei darauf angewiesen, und dergleichen hübsche Geschichten passierten nicht alle Tage. Da ihm aber eine dunkle Empfindung sage, manchem von uns würde ein solches Hervortreten an die Oeffentlichkeit gegen das Gefühl sein, so ließe er anfragen, wie wir es in diesem Falle zu halten gedächten. Er für sein Teil sei bereit, gegen eine Entschädigung von im ganzen drei Thalern auf den litterarischen Ruhm zu verzichten, den er möglicherweise aus dieser Angelegenheit ziehen könne.

Ich hatte im Verlauf dieser Verhandlung einen tödlichen Schrecken bekommen, der Nachsatz aber nahm den Druck wieder von meinem Herzen, und mit großer Erleichterung bezahlte ich den halben Thaler, der auf meinen Anteil kam. Das war meine erste Berührung mit der Presse.

Karl Haack studierte zuerst in Hannover Chemie und ging dann nach Göttingen, wenn ich nicht irre. Später wandte er sich der Photographie zu und hatte lange Zeit ein bekanntes Atelier in Wien. Er erfand ein Verfahren, Faksimile-Druckplatten von Zeichnungen auf photographischem Wege herzustellen, und nach dieser Methode sind einzelne der Werke von Wilhelm Busch ausgeführt worden.

Zu einem meiner früheren Mitschüler, Walter Flemming, der die Schule weiter besuchte und Mediziner werden wollte, fühlte ich mich besonders hingezogen, weil er meine literarischen Neigungen teilte und an meinen damaligen schwachen Versuchen Interesse nahm. Wir waren uns schon als Kinder näher getreten, als sein Vater noch dirigierender Arzt der Irrenheilanstalt Sachsenberg bei Schwerin war. Mein Vater fuhr alle vierzehn Tage hinaus, um dort zu predigen, und nahm mich dann öfter mit, was immer ein Fest für mich war, denn ich spielte während der Zeit mit Walter Flemming oder wir trieben uns in dem großen, obstreichen Garten der Anstalt herum und manchmal hielten wir uns auch in dem kleineren, ummauerten Teile des Gartens auf, wo sich die Irren im Freien bewegten. Diese machten mir damals keinen

besonderen Eindruck, nur fiel es mir auf, daß die einen viel lebhafter und andere wieder viel stiller waren als gewöhnliche Menschen. Nur einmal, als wir durch den großen Garten gingen, drängte es sich mir auf, daß wir uns in einem Irrenhause befanden. Wir begegneten einer Dame mit starrem Gesichtsausdruck, die sich, von einer Wärterin begleitet, im Freien erging. Sie mochte sich nun wohl für die Vernünftige und uns für die Irren halten, denn so lange sie uns sehen konnte, rief sie uns mit gellender Stimme zu: „Ihr Narren! Ihr seid ja Narren!“ Sie wurde von der Wärterin sanft nach dem Hause hingeleitet, doch in der Thür drehte sie sich noch einmal um und rief, so laut sie konnte: „Ihr seid ja Narren!“ Dieser Ruf gellt mir noch heute im Ohr.

Doch das waren vergangene Zeiten, jetzt wohnte der Medizinalrat Flemming mit seiner Familie schon lange in Schwerin in einem freundlichen Hause mit hübschem Garten, und ich fühlte mich dort besonders wohl, denn da interessierte man sich lebhaft für Wissenschaft, Kunst und Literatur und man kam mir freundlich entgegen, was nicht immer der Fall war bei einem so rauhen Schäflein, für das ich damals wohl allgemein gehalten wurde. Ich empfand es tief, daß mich Walter Flemming auch nach dem Abgange von der Schule ferner seines Umganges würdigte, denn ich hielt große Stücke auf ihn, auf sein Urteil und sein poetisches Talent, und es war mir damals klar, daß, wenn aus einem von uns einmal ein wirklicher Dichter werden sollte, nicht ich das sein würde. Als ich noch in

Tertia war, hatten wir als deutschen Aufsatz einmal die Aufgabe, ein Stück aus dem Ovid im Versmaße des Originals wiederzugeben. Walter Flemming und ich hatten das am besten gemacht, und sein Aufsatz wurde der Klasse vom Lehrer vorgelesen. Er hatte dieselbe Neigung für das Burleske wie ich, und mein „Prinz Sternkobold" war damals eigentlich nur entstanden, weil mich Walter Flemmings Trauerspiel „König Schulze" dazu angeregt hatte. Doch nun legte ich ihm auch die ernsthaften Gedichte, die jetzt entstanden, vor, aus seinem Urteile Belehrung ziehend, und ich kann darum wohl sagen, Walter Flemming ist mein erster Kritiker gewesen. Dies Verhältnis setzte sich durch unsere Studienzeit und länger fort, und einer meiner ersten Gänge war immer zu ihm, wenn ich einmal wieder nach Schwerin kam. Später hatten wir keine Gelegenheit mehr, uns zu sehen, und erst in neuerer Zeit haben wir uns in gemeinsamer Erinnerung an die fernen Jugendtage brieflich einander wieder genähert. Er ist jetzt Professor der Anatomie in Kiel.

So, in solchen Bethätigungen und Bestrebungen, gingen die anderthalb Jahre dahin, und im Herbst 1860 reiste ich dann, achtzehn Jahre alt, nach Hannover, um das Polytechnikum zu besuchen.

✳

4. Hannover.

Die Reise nach Hannover war damals noch nicht so einfach wie jetzt. Der nächste Weg ging über Lauenburg, bis wohin die Bahn führte. Dann setzte man zu Kahn über die Elbe, was im Winter bei Eisgang z. B. seine Schwierigkeiten hatte und zuweilen mit Gefahr verbunden war. Darauf fuhr man etwa zwei Meilen mit der Post bis Lüneburg, wo es einen langen Aufenthalt gab, den man benutzen konnte, die alte Stadt und ihre hübsche nähere Umgebung zu besehen. Besonders die hochgelegene Wallpromenade fand ich sehr schön, und es gab dort allerlei zu betrachten. Gleich zuerst, als ich dort war, und nachher immer wieder fiel mir das Lied aus Heines „Heimkehr" ein, das also lautet:

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Und lustig leuchtet der Mai,
Ich steh' gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mädchen bleichen Wäsche
Und springen im Gras herum;

Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten, grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht:
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Sie funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich tot.

Warum mir dies, abgesehen von seinem vielangefochtenen Schlusse, vortreffliche Gedicht dort einfiel, ja geradezu einfallen mußte, war mir damals schon klar, denn es malte mit wunderbarer Lebendigkeit die Aussicht, die man von dieser hochgelegenen Wallpromenade hatte. Es machte mir großes Vergnügen, als ich viele Jahre später las, daß Heine dieses Lied bei seinem Aufenthalte in Lüneburg gedichtet hat.

In Hannover hatten Freunde schon eine Wohnung für mich besorgt. Sie lag in einer Straße der Aegidienvorstadt, deren Namen ich vergessen habe, in einem kleinen, einstöckigen Hause eine Treppe hoch und bestand aus einem winzigen Stübchen und einer noch kleineren Schlafkammer. In meiner Erzählung „Leberecht Hühnchen" habe ich sie als dessen Wohnung geschildert, und die Schlafkammer war wirklich so klein, daß ich mir, wie es dort heißt, auf dem Bette sitzend die Stiefel nicht anziehen konnte, wenn ich nicht vorher die Thür zum Wohnzimmer öffnete.

Von der ersten Zeit meiner Anwesenheit in Hannover ist sehr wenig in meinem Gedächtnis geblieben, erst vom zweiten Vierteljahre ab fließen meine Erinnerungen. Es hielten sich ziemlich viele Mecklenburger dort auf, von denen sich eine Anzahl zusammenfand und sich gewöhnte, am Sonnabend miteinander zu kneipen. Einige Hannoveraner und Angehörige anderer Landesteile gesellten sich dazu, und so entstand allmählich eine sogenannte farbentragende „Blase", die sich „Obotritia" nannte und grün-weiß-rot trug. Dieses Stadium aber dauerte nicht lange, denn alsbald richtete die Landsmannschaft „Slesvico-Holsatia" ihr Augenmerk auf die neue Blase und trat mit uns in die Verhandlungen ein, die mit so feierlicher Wichtigkeit geführt wurden, daß mich die Erinnerung daran noch zur Ehrfurcht stimmt und mich mit Stolz erfüllt, daß ich gewürdigt war, an so wichtigen, historischen Ereignissen teilzunehmen. Da die Landsmannschaft Frisia vor kurzem zu Grunde gegangen war und die Holsatia mit den Corps in einem Verhältnis stand, das in der Studentensprache mit einem unsalonmäßigen Ausdruck bezeichnet wird und gegenseitiges Ignorieren zur Vorschrift macht, so hatte diese Verbindung kein Paukverhältnis, das heißt keine Körperschaft, mit deren Mitgliedern sie sich schlagen konnte. Um diesen höchst betrübenden Zuständen ein Ende zu machen, knüpfte also die Landsmannschaft Slesvico-Holsatia Unterhandlungen an zu dem Zwecke, die Obotritia zu bewegen, sich als Landsmannschaft aufzuthun. Damit hatte sie Erfolg; am 17. März 1861 ging dieses

Ereignis unter großer Feierlichkeit vor sich, indem wir die mecklenburgischen Farben blau-gelb-rot wählten. Die nächste Folge war natürlich eine Menge von Kontrahagen, deren sechsunddreißig noch bis zu den Sommerferien zum Austrag kamen. Ich war es, der die Waffen der neuen Verbindung noch in dem Gründungsmonat einweihte. Ein kleiner „Blutiger" war das Resultat, auf das ich sehr stolz war. Ich konservierte die winzige Schramme durch sachgemäße Behandlung so wohl, daß sie noch heute zu sehen ist. Im übrigen war das Verhältnis zwischen den beiden Verbindungen sehr freundschaftlich. Um die nötigen Paukereien zu stande zu bringen, wurde von Zeit zu Zeit eine sogenannte Kontrahierkneipe angesetzt, bei der die Mitglieder der beiden Verbindungen in bunter Reihe durcheinander saßen, und wo es ganz gemütlich zuging. Da nämlich unsere geheiligten Prinzipien die Bestimmungsmensur der Corps oder das einfache: „Ich wünsche mit Ihnen zu hängen" verboten, und jeder Kontrahage eine sogenannte Beleidigung vorhergehen mußte, so wurde dies auf der Kontrahierkneipe in aller Behaglichkeit besorgt. Man fand einfach irgend eine Aeußerung eines Mitgliedes der Gegenpartei „merkwürdig". Dieser verfehlte nicht, das für „sonderbar" zu halten, worauf man nicht umhin konnte, diese seine Meinung für „unverschämt" zu erklären, was er nun wieder „dumm" fand. „Dumm" war Tusch, man ging zu den beiden Paukwarten, die nebeneinander saßen, und diese trugen den Fall in ihre Notizbücher ein.

Die Mensuren fanden jeden Sonnabend früh auf dem Paukboden statt, der allen hannövrischen Verbindungen gemeinschaftlich diente. Es wurden zwar pro forma zwei Füchse als Wachen ausgestellt, doch war das eigentlich nicht nötig, denn die Polizei kümmerte sich um diese Angelegenheiten gar nicht. Freilich kamen auch solche Ausschreitungen nicht vor, wie sie heute an der Tagesordnung sind, wo man auf der Mensur steht, so lange man kann, und sich erst abführen läßt, wenn man vor Blutverlust ohnmächtig wird. In Hannover hatte der Doktor Klingenberg die Abfuhr zu erklären, und da er ein verständiger Mann war, dem nebenbei an überflüssig vielem Nähen nichts lag, so erklärte er bei einem irgendwie anständigen Schmiß sofort Abfuhr. So kam es, daß ich bei meiner zweiten Mensur mit einem überlegenen Gegner auf den vierten Hieb „abgestochen" wurde. Als Doktor Klingenberg dann beim Nähen an die durchhauene Lippe kam, sagte er: „Nun komme ich an die Nerven, womit man die süßen Küsse fühlt, wenn Sie nun in Ohnmacht fallen wollen, genieren Sie sich nicht." Ich that ihm den Gefallen aber nicht. Er war durch die viele Uebung ein Künstler in seinem Fache, denn er fungierte bei allen hannövrischen Verbindungen als Paukarzt und hat dort etliche Jahre später unter großer Feierlichkeit das Fest seiner tausendsten Mensur gefeiert. Er nahm auch an allen großen Verbindungskommersen teil und sein altertümliches Blumentopf-Cerevis war von all den unzähligen Landesvater-Schlägern wie ein

Sieb durchlöchert. Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie er seine Instrumente zurechtlegt und dann schmunzelnd und die Hände umeinander reibend näher tritt mit der Frage: „Nun, werden wir heute etwas Interessantes haben?"

Gingen dann einmal zwei gute Schläger miteinander los, so folgte er den Gängen mit Kennermiene und genoß sie wie ein Feinschmecker die Gänge eines guten Mittagessens. Es wird vielleicht manchen wundernehmen, wenn er hört, wer damals der beste Schläger in unserer Verbindung und wahrscheinlich in ganz Hannover war. Er hieß Körting und war kein anderer als einer der jetzigen Besitzer der weltberühmten Maschinenfabrik in Körtingsdorf bei Hannover, einer der bedeutendsten Industriellen Deutschlands, ja man kann wohl sagen der Welt.

Mit einem damaligen Burschen der Holsatia, der seitdem sehr bekannt geworden ist, verbindet mich ebenfalls eine Erinnerung an solche Jugendthorheit. Ich hatte ihm den linken Nasenflügel durchgeschlagen, und darüber geriet er bei seinem etwas hitzigen Temperament in solchen Zorn, daß er in der Aufregung anfing, flach zu schlagen, so daß ich von der in solchem Falle stark federnden Klinge fortwährend wie mit einer Reitpeitsche auf den Kopf getroffen wurde. Doch trotzdem diente mir dies zum Heile, denn als einmal einer dieser flachen Hiebe saß, bekam ich nur eine unschädliche Schramme, die vom Ohr bis zu der Nase reichte. Wäre dieser Hieb scharf gewesen, so wäre mir das halbe Gesicht auseinander

gespalten worden. Begegne ich jetzt diesem Manne, dem bekannten Kirchenbaumeister Geh. Rat Otzen, wie es zuweilen geschieht, in Berlin auf der Straße, so spielt, wenn wir uns begrüßen, um unsere Mundwinkel noch immer ein leises Augurenlächeln gemeinsamer Erinnerung. Im zweiten Jahre meiner Anwesenheit in Hannover stieg ich zu der Würde eines Fuchsmajors auf und hatte die Füchse in die Geheimnisse des Komments und in alle die Kenntnisse einzuweihen, die einem braven Burschen unentbehrlich sind. Ich brachte zu diesem Amte einige Fähigkeiten mit und in jener, die ein Haupterfordernis dieser Stellung ist, wurde ich nur von meinem Leibfuchs Fritz Salfeld erreicht, der allerdings ein Talent ersten Ranges war.

Ich machte in Hannover eine Art Mauserungsprozeß durch, denn damals hatte ich noch eine Eigenschaft, die mir seitdem ganz fremd geworden ist, nämlich eine kindische Freude daran, aufzufallen. Ich besaß die größten Kanonenstiefel, die man jemals in Hannover gesehen hat, trug einen Rock, den mir der Schneider nach meinen eigenen Ideen erbaut hatte, knüpfte mein Halstuch in eine ungewöhnlich geniale Schleife, und meine Tabakspfeife war beinahe so lang wie ich selber. Dies Monstrum, das früher in einem Schweriner Drechslerladen als Schaustück gedient hatte, war mir von einigen Freunden gemeinschaftlich dediziert worden. Die hörnerne Schwammdose war über einen Fuß lang und die Spitze noch viel länger, und wenn ihr ungeheurer, mit dem Verbindungswappen

gezierter Kopf mit Tabak gefüllt war, hielt dieser fast für den ganzen Kneipabend vor. Wenn ich mir jetzt meine damalige lange, hagere Gestalt vorstelle, wie sie mit dem Cerevis auf dem Kopfe, der kühnen Schleife am Halse, in dem sonderbaren Rock, der noch dazu überall ein wenig zu kurz und zu eng war, und mit den fabelhaften Kanonen an den dünnen Beinen durch die Straßen von Hannover stelzte, da kriecht es mir noch immer über die Seele wie leise Beschämung.

Mir fiel außer dem Amte des Fuchsmajors auch die Herstellung der Bierzeitung zu, obwohl ich nicht der eigentliche Redakteur dieser feuchten Wochenzeitschrift war. Aber dieser, Heinrich Muhl mit Namen, ebenfalls ein Mecklenburger, verbummelte die Sache meistens, und dann mußte ich am Sonnabend abend eine Stunde vor der Kneipe heran, um mit fliegender Feder der Homer unserer Thaten zu sein. An Stoff mangelte es nie, besonders nicht, als wir die berühmte Spritze nach Hildesheim gemacht und in dieser guten Stadt unermeßlichen Unfug getrieben hatten, so daß wir vorzogen, am andern Tage zu Fuß nach Nordstemmen zu wandern, weil wir fürchteten auf dem Bahnhofe arretiert zu werden. Wir hatten durch einen Gänsemarsch aus den Fenstern des Ratskellers, nächtlichen Kampf mit Zigarrenarbeitern, Abdecken eines Häuschens, aus dem schließlich eine scheltende Alte hervorkam, Beseitigung einer Bachbrücke, Reiten auf Kühen der städtischen Herde und dergleichen mehr dort viele unsterbliche Thaten verrichtet, die nun ihres Sängers

harrten. Der schöne Stoff hielt über ein Vierteljahr vor. Diese Bierzeitung hatte den Vorzug, daß sie ganz ausgezeichnet illustriert war durch ein Mitglied unserer Verbindung, das aus Stettin stammte und Maschinenbauer werden wollte. Später sattelte er um und ging nach Düsseldorf, um sich zum Maler auszubilden, wo er als der berühmte Illustrator Grotjohann vor kurzem gestorben ist.

* * *

Mit einigen anderen machte ich einmal im ersten Jahre meiner Anwesenheit in Hannover einen Ausflug nach dem Tiergarten, wo sich ein beliebtes Vergnügungslokal befand. Dort wurde auf dem Rasen getanzt, und bei dieser Gelegenheit lernten wir einige Mädchen kennen, die unter dem Schutze des Bräutigams der einen das Lokal besuchten. Es waren zwei Schwesternpaare; das eine bestand aus der Braut mit ihrer weit jüngeren sechzehnjährigen Schwester, die Hannchen hieß, und von dem zweiten war die eine fast eine Schönheit zu nennen, die andere dagegen hatte rötliches Haar, Sommersprossen und etwas aufgeworfene Lippen und war schon stark in den Zwanzigern. Da ich nicht tanzte, sah ich zu, und dabei gefiel mir Hannchen ausnehmend. Als wir später drinnen an einem Tische saßen, Bier tranken und die Damen mit Limonade traktierten, mußte ich sie immer ansehen. Die andern waren sehr lebhaft und gesprächig, sie aber sagte kein Wort und saß da mit

bescheidener Demut, obwohl sie nach meiner Meinung die Holdeste und Schönste von allen war. Da es beschlossene Sache war, den Mädchen beim Nachhausewege unseren Schutz angedeihen zu lassen, so sicherte ich mir beim Aufbruche Hannchens Begleitung, indem ich sie mit einer mir sonst gar nicht eigenen Kühnheit bat, sie nach Hause führen zu dürfen. Mit einer lieblichen Neigung des Hauptes willigte sie ein, und während die Damen nun gingen, ihre Mäntel zu holen, paßte ich auf, wie der ihrige aussah, denn es war draußen schon dunkel geworden, und ich wollte mir das als Erkennungszeichen merken. Der Mantel war weiß mit feinen braunen Streifen, und beruhigt ging ich hinaus, um zu warten. Nach einer Weile kamen die Damen nacheinander heraus. Da, die Dritte trug den braungestreiften Mantel, hatte aber wegen der Nachtkühle den Schleier herabgelassen. Wie klug hatte ich gethan, mir das Kleidungsstück zu merken, das sie kenntlich machte. So graziös, wie ich konnte, bot ich ihr meinen Arm. Sie sah mich an, zögerte ein wenig und hakte ein. Dann wanderten wir alle durch die schweigende Nacht dem Bahnhofe zu. Ich war ganz verwundert, wie gesprächig das vorhin so stumme Mädchen geworden war; sie führte die Unterhaltung, die keinen Augenblick abriß und sich über alles mögliche erstreckte. Wir kamen auch auf einige sentimentale Lieder, die damals beliebt waren. Besonders gefiel ihr eins, das sie auswendig wußte und mir mit viel Empfindung vorsagte. Es war das bekannte, das also schließt:

„Ob sie wohl kommen wird,
Zu beten, auf mein Grab?
Sie weiß, daß ich sonst keinen
Für mich zu beten hab'."

So verging die Zeit bis zum Bahnhof viel zu schnell. Dort war großer Andrang und wir beeilten uns, Stühle für unsere Damen herbeizuschaffen. Als ich glücklich einen erobert hatte und zu der meinen wieder zurückkehrte, hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und ich sah mit Schrecken, daß ich die Häßliche mit den Sommersprossen erwischt hatte, und bemerkte zugleich Hannchen in der Begleitung eines andern. Beide Mädchen trugen Mäntel, die genau einander gleich waren. Doch konnte ich mich nicht lange meinen Empfindungen hingeben, denn in diesem Augenblick lief der schon ziemlich besetzte Zug ein und wir hatten Not, alle unterzukommen. Es war mir gar nicht unangenehm, daß ich bei dieser Gelegenheit von meiner Dame getrennt wurde. Auf dem Bahnhofe in Hannover angelangt, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich bei Hannchen zu entschuldigen. „O, das schadet gar nichts!" sagte sie sehr naiv. Ich aber in deutscher Treue brachte meine Dame, die unglücklicherweise auch noch in dem vom Bahnhofe weit entfernten Linden wohnte, nach Hause und ließ mir nichts von meiner Enttäuschung merken.

Die Bekanntschaft spann sich weiter, da wir uns im Odeon wieder trafen, einem sehr beliebten Konzertgarten, wo wir alle abonniert waren. Ich brachte dann Hannchen gewöhnlich nach Hause, während die

Schwester mit dem Bräutigam voranwandelte. Der Weg war ziemlich weit und führte durch blühende Vorstadtgärten, um deren schwarze Baumwipfel die Nachtschmetterlinge surrten, während ein Duft von Nachtviolen und Jelängerjelieber die stille Luft erfüllte. Die Stimmung eines solchen Abends liegt ausgedrückt in einem Gedichte, das viel später entstanden ist:

Erinnerung.

Wie war die schöne Sommernacht
So dunkel, mild und warm. —
Wie schrittest du so still und sacht,
Gelehnt auf meinen Arm.

Von ferne klang, man hört' es kaum,
Musik mit leisem Schall;
Im blütenduft'gen Gartenraum
Sang eine Nachtigall.

Ein holdes, schweigendes Verstehn
War zwischen mir und dir,
Ein selig Beieinandergehn,
Und glücklich waren wir.

Die schöne Zeit, sie liegt so weit —
Verweht wie eitel Schaum.
Sie liegt so weit, die schöne Zeit,
Versunken wie ein Traum.

Wie schrittest du so still und sacht,
Gelehnt auf meinen Arm —
Wie war die schöne Sommernacht
So dunkel, mild und warm.

Im Grunde aber war es mit dem gegenseitigen Verstehen wohl gar nicht so weit her, denn es stellte sich heraus, daß Hannchen zwar ein schönes Kind, aber

ein rechtes kleines Gänschen war. Eines Abends, als wir aus dem Odeon traten, stand der große Komet von 1861 gerade in seinem vollen Glanze vor uns. Wir sprachen über ihn und ich meinte, der Komet von 1858 sei doch viel größer gewesen. Hannchen sah mich erstaunt an und sagte: „Haben Sie den auch gesehen? Sie waren doch damals noch gar nicht in Hannover.“

Ich war sehr erschrocken, faßte mich aber, so gut ich konnte, und antwortete ganz ruhig: „Er war auch bei uns zu sehen.“ — „Ach!“ sagte sie, aufrichtig verwundert.

Das war so eine von den kleinen Naivitäten, die meine beginnende Zuneigung jedesmal mit kaltem Wasser begossen, so daß sie schließlich ausgelöscht wurde und ich vermied, das Odeon wieder zu besuchen.

* * *

Außer einigen Liedern und anderen Gedichten schrieb ich fast nichts in dieser Zeit. Sehr wenige, ich glaube nur zwei davon, habe ich in meine Sammlungen aufgenommen und eins von diesen, „Die Rose im Thal“, das am 20. August 1861 entstand und den seligen Uhland zum Großvater hat, ist wohl am meisten komponiert worden von allen meinen Liedern. Zuerst von Ferdinand Hiller, dann von Wüerst, Abt und sehr vielen anderen. Noch jetzt begegnen mir von Zeit zu Zeit immer wieder neue Vertonungen dieses Jugendliedes. Außerdem entstand der Anfang einer Erzählung, in der mein Freund und Verbindungs-

bruder Karl Hohn eine Rolle spielen sollte. Es ist mir jetzt merkwürdig, daß ich mich schon damals damit beschäftigte, diesen zum Helden einer Erzählung zu machen. Karl Hohn ist nämlich das Urbild zu der Figur meines Leberecht Hühnchen und wir haben uns in Hannoer einmal fast genau so, wie es in der kleinen Erzählung geschildert wird, für dreißig Pfennige einen fidelen Abend gemacht. Er war ein Küstersohn aus Mecklenburg und hatte sich in Lüneburg, wo er vorher das Gymnasium besuchte, aufs äußerste durchgeschlagen, ohne jemals den guten Mut zu verlieren. Auch hier in Hannover war sein Wechsel sehr gering. Aber immer ging etwas wie Sonnenschein von ihm aus und er wußte allem eine heitere Seite abzugewinnen. An schnurrigen Vorstellungen und Erfindungen konnte er sich ungemein ergötzen. Einmal saß er am Fenster seiner Wohnung, die an einem großen Platze gelegen war, sah auf diesen und die wenigen Leute, die in der Ferne vorübergingen, hinaus und lachte vor sich hin. Ich fragte ihn, warum er so vergnügt sei.

„O," sagte er, „ich stelle mir vor, daß ich meine Nase ganz fix und weit ausschnellen und wieder einziehen könne, so daß ich den alten dicken Onkel dort hinten oder die lange, magere Tante, die dort geht, damit auf die Schulter tippen könnte. Wie sie sich dann verwundert und erschrocken umsehen und niemand da ist."

Er beschäftigte sich damals in seinen Mußestunden mit der Erfindung von allerlei Menschen für besondere Zwecke, die er sorgfältig aufzeichnete. Ich

erinnere mich noch an den Kampfmenschen und an den Reisemenschen, die beide mit einer Unzahl zweckmäßiger Erfindungen ausgestattet waren. Solche kleinen harmlosen Verrücktheiten ergötzten ihn sehr. Auch stammt von ihm aus jener Zeit die Erfindung des berühmten eisernen Ofens, der aufgezogen wird, in der Stube auf Gummischuhen so lange herumläuft, bis er warm ist, und sich dann in die Ecke stellt und heizt.

Ich wohnte im ersten Jahre in der Nähe des Gartenkirchhofes, der, nebenbei bemerkt, das berühmte Grab enthält, eine der größten Merkwürdigkeiten Hannovers. Auf dem schweren Leichensteine steht die Inschrift: „Dieses Grab ist auf ewig erkauft und darf nie geöffnet werden.“ Eine Birke ist aber zwischen dem Steine und seiner Unterlage aufgewachsen und hat, allmählich immer stärker werdend, diesen halb abgewälzt.

In der Geisterstunde einer kühlen, etwas nebeligen Mondscheinnacht kamen wir über diesen Kirchhof, setzten uns auf den breiten Deckstein eines der vielen Grabgewölbe und plauderten noch ein wenig miteinander. Ringsum standen in dem ungewissen Dämmer des Mondschein-Nebels all die vielen weißen Kreuze und Denksteine, und wir beschlossen, zu versuchen, ob wir uns nicht das Gruseln beizubringen vermöchten. Aber obwohl wir gegenseitig unsere ganzen Schätze von Gespenstergeschichten auskramten, es wollte nicht helfen. Das eine Bein meines Freundes befand sich in der Nähe eines der vergitterten Luftlöcher, die sich an den

Seiten solcher Gewölbe finden, und ich sagte, als alles andere nicht helfen wollte: „Was würdest du thun, wenn nun aus diesem Loche eine Knochenhand hervorlangt, mit eisernem Griffe dein Bein packt und nicht wieder los läßt.“

Aber auch dies machte keine Wirkung. Schließlich kam das Gruseln gerade wie in dem bekannten Märchen „Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“ durch äußerliche Umstände an uns. Nämlich von unten durch den kalten Leichenstein, auf dem wir saßen. Die Nacht war kühl; uns begann zu frösteln und froh, es endlich doch noch zum Gruseln gebracht zu haben, wanderten wir nach Hause.

Während meines Aufenthaltes in Hannover starb mein Vater, der schon vor Jahren an einem Lungenleiden erkrankt war und zu seiner Heilung mehrfach die Bäder von Lippspringe und Salzbrunn besucht hatte. Da nun meine Mutter nach Ablauf des sogenannten Gnadenjahres ihre Einnahme sehr eingeschränkt sah, und ich in Hannover ziemlich viel gebrauchte, so ward im Familienrat besonders auf Betreiben meines Onkels Adolf, der überhaupt nichts von diesem Studium hielt, beschlossen, daß ich wieder in eine Fabrik eintreten sollte, um noch mehr praktische Kenntnisse zu sammeln und mich eventuell, wie es seinem Ideal entsprach, von unten auf empor zu arbeiten. So wurde ich denn um Ostern 1862 „eingeheimst“ und trat als Lehrling in die kleine Maschinenfabrik von Kähler in Güstrow ein. Ich fand mich leichter, als man denken sollte, in diesen Sturz von der Höhe

eines freien Burschen zu dem Stande eines Fabrikarbeiters, weil ich stets die Gabe besessen habe, mich in das Unvermeidliche ohne Murren zu fügen, denn:

„Was man nicht ändern kann,
Wie es auch zwickt...
Der ist am besten dran,
Der sich drein schickt!“

* * *

Es ist bisher wenig von meinem Vater die Rede gewesen und das wohl aus dem Grunde, weil dieser vielbeschäftigte Mann fast nie Zeit hatte, sich mit uns abzugeben, so daß wir mit ihm meistens nur als mit der obersten Strafgewalt in Berührung kamen. Wenn ich ihn mir vorstelle, sehe ich ihn immer am Schreibtisch über seine Arbeit gebeugt, wie er mit so kleiner und enger Schrift Blätter rötlichen Konzeptpapiers bedeckt, daß sie von ferne wie liniert aussahen. Er lud sich zu seinen reichlichen Amtsgeschäften noch alles mögliche andere auf, so daß er immer tief in der Arbeit steckte, und fand sich dann einmal ein Mußestündchen, so war es seinen poetischen Versuchen geweiht.

Im Kreise seiner Amtsgenossen und Freunde war er ein vortrefflicher Gesellschafter und Geschichtenerzähler und als Kanzelredner fand er den größten Beifall, wobei wohl seine nicht gewöhnliche poetische Begabung eine Rolle spielte.

Ich habe erst nach seinem Tode erfahren, daß er meinen dichterischen Versuchen mit der größten

Teilnahme gefolgt ist. Meine Schwester Frieda hatte den Auftrag, ihm alles abzuschreiben und mitzuteilen, durfte mir aber nie etwas davon sagen.

So wenig ich nun im Leben mit meinem Vater in Berührung gekommen bin, so oft habe ich nach seinem Tode von ihm geträumt, und zwar war der Traum in seinen Grundzügen immer derselbe: Mein Vater war nicht wirklich begraben worden, sondern an seiner Statt ein mit Steinen beschwerter Sarg, während er selber weit fortgegangen war und in einem fernen Gebirge als Fußwanderer lebte. Dadurch hatte er seine Gesundheit wieder erworben, und trotzdem er sehr hager war, besaß er eine braune, kräftige Gesichtsfarbe und einen elastischen Schritt. Die Sehnsucht, seine Familie zu sehen, zog ihn von Zeit zu Zeit zurück, aber daß er noch lebte, war ein tiefes Geheimnis, und niemand durfte es wissen. Nach kurzem Aufenthalt wanderte er dann wieder fort. Einst hatte ich wieder diesen Traum und zwar mit der Variation, daß man ihm auf der Spur sei und er verborgen werden müsse. Wir brachten ihn in ein großes, unterirdisches Warengewölbe, wo immer ein Keller in den andern mündete, und suchten nach einem Versteck zwischen den unzähligen Kisten und Warenballen, die dort geschichtet lagen. Dabei hörten wir fortwährend die Leute gehen und sprechen, die ihn suchten. Endlich war die Gefahr vorüber, und wir brachten ihn an das Meer und nahmen Abschied von ihm. Ueber das Meer war eine Holzbrücke geschlagen, die sich gegen den Horizont in der Ferne verlor. Er nahm seinen langen

Wanderstab, der höher war als er selbst, faßte ihn etwa in zwei Drittel der Länge und ging, bei jedem Schritt den Stab aufstützend, auf die Brücke hinaus. Wir standen am Ufer und sahen ihm nach, wie er immer kleiner und kleiner wurde, bis er endlich als ein Pünktchen in der Ferne verschwand. Seitdem ist dieser Traum nicht wiedergekehrt.



5. Güstrow.

In der guten, alten Vorderstadt Güstrow, die unter den mecklenburgischen Städten den Ruhm für sich beansprucht ein Klein-Paris zu sein und sich auch wirklich durch die Heiterkeit und Lebenslust ihrer Bewohner auszeichnet, befanden sich zwei Maschinenfabriken, eine größere neue, die sich auf alles mögliche einließ, und eine ältere kleine, die noch von dem berühmten Alban, dem Erfinder des oscillierenden Dampfcylinders und des nach ihm benannten Kessels, eingerichtet worden war, jetzt aber einem Herrn Kähler gehörte und hauptsächlich landwirtschaftliche Maschinen und Teile für Mühlen baute. Die Arbeiten dieser Fabrik genossen bei den Landleuten großes Ansehen, denn sie waren ungemein solide und es ging die Sage, sie wären gar nicht kaput zu kriegen. Mit

Herrn Kähler war mein Onkel bekannt und hatte mich dort untergebracht. Ich wohnte ganz in der Nähe, in einem kleinen Gasthofe, wo ich eine nicht heizbare, geweißte Kammer innehatte, die außer dem Bette nur die allernotwendigsten Möbel enthielt. Wollte ich mich an Winterabenden eines warmen Zimmers erfreuen, so mußte ich mich unten in dem Gastzimmer aufhalten, das übrigens seinen Namen umsonst führte, denn es waren niemals Gäste darin, und es diente der Familie des Wirtes, die aus Mann, Frau und einer fast erwachsenen Tochter bestand, als Wohnstube. Außerdem gehörten zum Hause ein Dienstmädchen, ein Knecht, das nötige Vieh, ein alter fetter Teckel und ein Kanarienvogel, der die seltsame Eigenschaft besaß, sofort ohnmächtig von der Stange zu fallen, wenn man ihn von seinem gewohnten Platze über der Thür fortnahm. Wenn in diesem Hause mal jemand logierte oder in die Gaststube irgend ein unwissender Fremdling einkehrte, der sich durch das Wirtshausschild dazu hatte verleiten lassen, so war das immer eine aufregende Geschichte. Auch lag den Leuten gar nichts daran, denn sie waren sehr bequem und in ihrer Weise wohlhabend; außerdem gehörte zu dem Gasthause eine einträgliche kleine Landwirtschaft. Nur zu den Zeiten der Märkte kehrten dort seit alter Zeit eine Menge Viehhändler ein; dann war das ganze Haus gefüllt mit behäbigen Roßtäuschern, und es wurde eine Masse von Fischen verzehrt, auf deren Bereitung sich die Hausfrau gut verstand. Danach trat immer wieder eine oft monatelange Stille

ein, und wenn dann, wie es öfter geschah, die Damen abends ausgegangen waren, saß ich unten bei dem alten, kleinen und rundlichen Wirte und erheiterte ihn durch Mitteilungen aus dem reichen Schatze meiner Erfahrung. Denn in seinen Augen war ich ein weitgereister Mann und hatte ein gutes Stück von der Welt gesehen. Fühlte er sich dann ganz besonders erheitert, so erhob er sich wohl schwerfällig und ging langsam an den Schrank, wo seine Flaschen standen, und sagte mit einem Tone herablassender Freigebigkeit: „Herr Seidel, will'n S'n lütten Rum drinken?“ Dies war das Zeichen seiner höchsten Anerkennung, und noch immer bin ich stolz darauf, daß es mir an einem Abend gelang, ihn durch allerlei Erzählungen aus meiner Studienzeit so zu erheitern, daß seine Seele schmolz und er sich zum zweitenmale erhob und schmunzelnd fragte: „Herr Seidel, will'n S' noch'n lütten Rum drinken?“ Ich machte mir zwar gar nichts aus diesem Getränk, aber einen solchen höchsten Gnadenbeweis auszuschlagen, das ging doch auch nicht.

Da ich in der Lokomotiv-Reparaturwerkstätte nicht viel gelernt hatte, so fing ich mit einem sehr geringen Lohne an, mit fünfzig Pfennig täglich. In den zwei Jahren, die ich dort arbeitete, habe ich es aber so weit gebracht, daß ich in der Woche drei Thaler verdiente, und es freut mich noch immer, mit meiner Hände Arbeit einmal so viel erworben zu haben.

Mit den Arbeitern wußte ich mich gut zu stellen,

was unter solchen Umständen gar nicht so ganz leicht ist, denn im Grunde war ich doch weiter nichts als ein Lehrling, der für den Lohn arbeitete, und meine ganze soeben verflossene Burschenherrlichkeit war hier keinen Pfifferling wert. Aber es waren fast lauter gute, wohlwollende Leute, und an die meisten denke ich mit Vergnügen zurück. Besonders schloß ich mich an den Drehermeister an, der in seiner Art ein ganz gebildeter Mann war und für alle möglichen Dinge Interesse hatte. Außerdem besaß er eine große Geschicklichkeit, ins Auge gedrungene Eisensplitter wieder zu entfernen, und da dies in einer solchen Fabrik alle Augenblicke vorkommt, so konnte er diese Kunst oft genug zur Anwendung bringen. Es war hübsch zu sehen, wie zart seine harten Arbeiterfinger bei solcher Gelegenheit zu Werke gingen. Mit manchen wurde ich schwerer fertig, z. B. mit dem Bockenheimer, der von der Grobheit, für die seine Ortsgenossen in ganz Deutschland bekannt sind, sein redliches Teil mitbekommen hatte. Doch zähmte ich schließlich auch diesen durch Geduld und gleichmäßige Behandlung, und schließlich wandte auch er sich, wie die anderen, in Fällen, wo ihnen Zweifel aufstießen oder ihre Kenntnis nicht ausreichte, an meine höhere Belesenheit um Belehrung. Er fragte mich nämlich eines Tages, ob Romantiker solche Leute wären, die Romane schrieben. Dabei sprach er die ersten zwei Silben wie das Wort Roman aus und legte nachher den Ton auf das i. Ich glaube, es ist mir nicht gelungen, ihm die Bedeutung dieses Wortes klar zu

machen, zumal da sie mir selbst damals noch recht düster war.

Eine Stufe tiefer als die Handwerker der Fabrik standen die Arbeitsleute; diese hielten sich zu einander und bildeten eine Gruppe für sich. Wenn sie beim Frühstück oder Vesperbrot zusammensaßen und ihr Schwarzbrot mit Speck und Eiern oder sonstigem soliden Zubrote verzehrten, hörte ich oft ihren behäbigen Gesprächen zu. Während sich die Handwerker über alle möglichen Themata unterhielten, kannten diese nur drei Gesprächsstoffe, und diese hießen: „Dat Tüftenland, dat Swin, und dat Stämm'raden.“ Damit reichten sie das ganze Jahr. Den Frühling füllte das Kartoffelland und das Gedeihen dieser nützlichen Knollenfrucht, dann im Sommer trat das Schwein hinzu, ob es sich „futterte“ oder nicht „futterte,“ und wer eins von der letzten Sorte besaß, dem nagte tiefer Kummer am Herzen. Diese beiden Stoffe hielten bis in den Herbst und Winter vor, und dann kam das Ausroden der beim Schlagen der Bäume stehengebliebenen Wurzelstöcke an die Reihe, denn auf diese Art verschafften sie sich ihre Feuerung. So kamen sie allmählich wieder an das Kartoffelland, und die Sache fing wieder von vorn an.

Mit Herrn Kähler hatte man selten oder nie etwas zu thun; der kleine, behäbige, grau gekleidete Mann schob sich nur zuweilen auf Filzschuhen durch die Fabrik und mischte sich niemals irgendwo ein. Alles besorgte Herr Buddig, sein Werkführer, ein von

Gicht oder Rheumatismus ganz gekrümmter Mann, der an Krücke und Stock ging, trotzdem aber von einem feurigen Geiste erfüllt war und, wenn er von einem Gedanken ergriffen wurde, mit ganz merkwürdiger Geschwindigkeit durch die Arbeitsräume humpeln konnte. In der ganzen Fabrik gab es keine Zeichnung, Alles wurde nach alten Modellen und mündlichen Angaben ausgeführt. Man schrieb Herrn Buddig den Ausspruch zu: „'n beten mit Kried up'n Ambos, dat's dei beste Teiknung".

Wurde einmal ausnahmsweise für die Gießerei ein neues Modell gebraucht, so hockte Herr Buddig, der selber früher Tischler gewesen war, so lange in der Tischlerei, bis nach seinen Angaben und durch vieles Probieren das Ding endlich zu stande kam.

Seine Hauptpassion war die große Eisenhobelmaschine. An die ließ er niemand heran als höchstens einmal den ersten Vorarbeiter und alle wichtigen Stücke hobelte er selbst. Ich sehe noch immer sein weißes Haar und seine großen Brillengläser aus der etwas finstern Ecke leuchten, wo die große Hobelmaschine aufgestellt war. Herr Buddig war auch ein Erfinder und hatte eine Aufhängung für Kirchenglocken erdacht, die zwar jetzt allgemein bekannt ist, damals aber ganz neu war. Er hatte den Balken, an dem die Glocke aufgehängt wird, aus Eisen konstruiert und bügelförmig nach unten geführt, so daß die Achse, um die sich die Glocke schwang, dicht über ihrem Schwerpunkte lag. Dadurch wurde erreicht, daß große Glocken, die sonst schwer in Schwingung zu versetzen

sind und dabei den Turm, in dem sie aufgehängt sind, sehr erschüttern, ganz leicht bewegt werden konnten und daß zudem ihre Aufhängepunkte nur wenig durch Seitenkräfte in Anspruch genommen wurden. Herr Buddig hatte sich eine kleine Kirchenglocke verschafft und betrieb die Herstellung dieser neuen Aufhängung mit mächtigem Eifer und großer Sorgfalt. Endlich war es so weit, die Glocke war im oberen Balkenwerk der Fabrik aufgehängt und an dem Tragbügel ein seitlicher Arm befestigt, von dem ein Strick herniederhing. Das Läuten konnte nun losgehen. Und es ging los! Ich sehe noch immer den kleinen, verkrüppelten Mann, wie er mit leichter Hand den Glockenstrang bewegt und ein Leuchten des Triumphes von seinem Antlitz strahlt. Ja, seine Brillengläser sogar schienen mir noch einmal so stark zu funkeln als gewöhnlich. Er konnte sich gar nicht genug erfreuen an der spielenden Leichtigkeit, mit der sein Apparat arbeitete, und noch oft am Tage humpelte er eilfertig dorthin und läutete mit verklärtem Gesichtsausdruck. Zuletzt holte er sich ein Kind herein, ein kleines Mädchen, und als dieses nun mit einer Hand den Strick bewegte und sich die Glocke schwang und ihre Töne durch die Fabrik hallten, da strahlte das alte, gleichsam aus Holz geschnitzte Gesicht wie eitel Sonnenschein.

Ich erwarb mir im Laufe der Zeit seine Zufriedenheit, was er aber niemals äußerte, sondern nur von Zeit zu Zeit durch eine Lohnzulage ausdrückte. Diese erfuhr ich nur dadurch, daß er mir

mehr Geld hinlegte, als ich bisher zu fordern hatte, mich über seine Brillengläser hinweg ansah und grinste.

Zu Anfang hatte ich einiges Heimweh nach Hannover und den Freunden, die ich dort gelassen hatte, und wenn ich an meinem Schraubstock stand und schrubbte — wie man das Arbeiten mit den groben Feilen nennt —, so summte ich wohl zu dem Takte der Feilstriche für mich hin: „O, alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?“ und mit wahrer Inbrunst konnte ich mir eine Scene ausmalen, wie ich heimlich nach Hannover zurückgekehrt, den Hut ins Gesicht gedrückt und in einen Mantel gehüllt, gleich dem großen Unbekannten auf der Bühne, an einem Sonnabend Abend in die Kneipe treten würde, wo meine Verbindungsbrüder versammelt waren. Wie sie dann verwundert hinblicken würden auf den geheimnisvollen Fremdling, bis dieser plötzlich Hut und Mantel von sich wirft und nun erkannt und jauchzend begrüßt wird.

Doch auch noch manchen anderen Allotriis hing ich nach während solcher Arbeiten, die gerade keine besondere geistige Aufmerksamkeit erforderten, und in meine Sammlung „Glockenspiel“ habe ich ein Gedicht aufgenommen, das damals beim Schraubenschneiden entstanden ist. Es lautet:

Weiße Rose.

Weiße Rose, weiße Rose!
Träumerisch
Neigst du das Haupt.

Weiße Rose, weiße Rose,
Balde
Bist du entlaubt.

Weiße Rose, weiße Rose,
Dunkel
Drohet der Sturm.
Im Herzen heimlich,
Heimlich
Naget der Wurm.

Der Kenner wird bemerken, daß der Rhythmus des Schraubenschneidens vollständig in das Gedicht hineingekommen ist.

In dieser Zeit las ich mit besonderer Vorliebe Sternes Tristram Shandy viele Male hintereinander. Außerdem holte ich mir Bücher aus einer Leihbibliothek, die in einer engen Straße lag, dem sogenannten grünen Winkel. Diese Bibliothek befand sich in einem höchst sonderbaren, düsteren Giebelhause und es roch darin wundervoll muffig nach alten Büchern. Hatte ich mich abends über den vollständig dunklen Flur getappt, einzig geleitet von einem feinen Lichtschimmer, der durch eine Thürritze fiel, dann fand ich in dem sehr mäßig erhellten Raume hinter dem Ladentische einen sonderbaren, kleinen Mann, der ein Aussehen hatte wie ein recht alter, abgegriffener und viel gelesener Leihbibliotheksband. Neben ihm saß seine Frau und strickte. Sie sah ebenso aus, nur daß sie ein wenig anders eingebunden war. Wenn ich dann im Katalog blätterte oder mir Bücher vorlegen ließ, kratzte es wohl am Fenster, die Frau öffnete es, und herein kam

würdevoll eine wunderschöne Katze. Die Frau und die Katze begrüßten sich mit einem Blick liebevollen Einverständnisses, dann legte sich diese auf den Ladentisch und spann, während die Stricknadeln der Frau leise dazu klirrten. Manchmal hatte ich mit dem Alten ein kleines Gespräch über Litteratur, wovon er, wie fast alle Leihbibliothekare, natürlich gar nichts verstand. Einmal verlangte ich einen Band von Tieck. Seufzend stieg der Brave die Leiter hinauf bis zum obersten Borte, wo eine lange Reihe von Bänden dieses Romantikers aufmarschiert war in Uniformen, die noch fast wie neu waren.

„Da stehen sie nun und fangen Staub“, sagte er. „Jetzt fragen Sie einmal nach und verlangen einen Band, aber sonst kommt das in zehn Jahren nicht vor. Es wäre besser, die Bücher wären nie geschrieben!“

Unterdes war Karl Hohn, der vorher in Hamburg beschäftigt gewesen war, nach Güstrow gekommen, da er auf dem technischen Bureau der andern größeren Fabrik eine Stellung gefunden hatte. Er wohnte bei einer Witwe Sprenger, die früher bessere Tage gekannt hatte und sich nun durch Waschen von feiner Wäsche und dadurch durchbrachte, daß sie junge Leute in Kost und Wohnung nahm. Ich zog jetzt ebenfalls dorthin, obwohl ich nun bis zur Fabrik einen weiteren Weg hatte und mit meinen ölgetränkten, englischledernen Hosen einen größeren Teil der Stadt durchwandern mußte. Bei dieser Frau führten wir das lustigste Leben von der Welt. Ich habe dort

mit allen möglichen Leuten zusammengewohnt, mit Photographen, Buchdruckern, Schmiede- und Zimmergesellen, und es waren die nettesten Leute darunter. Wie viele Menschen wissen, was ein Schweizerdegen ist? Ich weiß es, denn ich habe mit einem solchen auf einem Zimmer gehaust. So nennt man einen Drucker, der zugleich Setzer ist, und solche werden verlangt in den kleinen Druckereien, wo einer alles machen muß.

Hier wurde durch das tägliche Zusammenleben die Freundschaft mit Karl Hohn noch mehr befestigt. Mit einer gewissen Rührung erinnere ich mich noch, wie mir gleich in der ersten Zeit, als wir beide eines Abends im Bette lagen, der sonst so sonnige Mensch mit tiefem Kummer eine romantische Liebesgeschichte erzählte, die er in Hamburg erlebt und die mit der Untreue der Geliebten geendigt hatte. Wie ich dann über den schmalen Gang, der unsere Betten trennte, hinweg ihm die Hand reichte und ihm die seine stumm drückte. Aber Hohn war nicht der Mann, sich lange Zeit stillem Gram hinzugeben, und wie gesagt, wir führten dort das lustigste Leben. Die Verpflegung konnte für den geringen Preis, den wir zahlten, natürlich nicht glänzend sein, und es ist mir jetzt noch ein Rätsel, wie Mutter Sprenger dafür überhaupt das möglich machte, was sie leistete. Was war es dann aber auch für ein Fest, wenn unser aller Lieblingsgericht, Beefsteak mit Pellkartoffeln auf den Tisch kam. Schon allein das große Wettpellen, das jedesmal stattfand, war ein Sport, der uns sehr erheiterte. Ich habe da-

mals eine solche Uebung im Kartoffelpellen erlangt, daß ich es jetzt noch mit jeder Köchin aufnehme. Mit Vergnügen erinnere ich mich auch jener heiteren Winterabende, wo uns schwelgerische Gelüste kamen und wir uns ein herzhaftes Stück guten, mecklenburgischen Schinkens und eine halbe Flasche Arrak holen ließen und dann, nach leckerem Mahle, jeder in einer Ecke des alten Sofas sitzend, köstlich duftenden Grog tranken, wozu wir uns mit krausen Phantasiespielen unterhielten oder unsere alten, schönen Studentenlieder sangen. Zuweilen kamen auch junge Mädchen zu Besuch, und dann wurden Pfänderspiele veranstaltet und Tollheiten getrieben, aber alles in den Grenzen erlaubter Heiterkeit.

Ich konnte mich des Zusammenlebens mit meinem Freunde nicht sehr lange mehr erfreuen, denn er erhielt eine bessere Stelle in Hannover. Dort habe ich ihn später noch einmal gesehen, als ich zum fünfjährigen Stiftungskommers meiner Verbindung hinüberreiste, und seitdem nicht wieder. Doch im Briefwechsel standen wir noch lange und schreiben uns noch zuweilen. Er ging später nach Kampen in Holland und heiratete eine Holländerin. Jetzt ist er schon lange Oberingenieur einer großen Maschinenfabrik in Feijenoord bei Rotterdam. Kürzlich teilte er mir mit, daß sich eine seiner Töchter mit einem niederländischen Marineoffizier verlobt habe.

Ich hatte nun zwei Jahre in der kleinen Fabrik gearbeitet, und da Hohn fortging, gelang es mir, an seiner Stelle auf dem Konstruktionsbureau der andern

Fabrik als Zeichner anzukommen, und zwar, da ich noch gar nichts konnte, mit dem außerordentlich geringen Anfangsgehalte von zehn Thalern monatlich. Es war eben ein neuer Oberingenieur angestellt worden, der ein außergewöhnliches Talent in seinem Fache war, und bei dem ich in einem Jahre so viel lernte, wie später nie in meinem Leben wieder in einer gleich kurzen Zeit. Als ich meine erste Zeichnung ablieferte, schüttelte er lächelnd den Kopf und fragte: „Sie haben wohl noch nie gezeichnet?“ „Nein“, sagte ich. Bei der zweiten Zeichnung suchte ich die Mängel, so gut es ging, zu verbessern, und als er sich diese betrachtete, fragte er: „Haben sie wirklich noch nie gezeichnet?“ „Nein“, antwortete ich wieder. „Hm“, machte er mit dem Tone der Anerkennung. Damit hatte er mich gefangen, und nun ging es reißend schnell vorwärts, so daß ich nach anderthalb Jahren ziemlich selbständig arbeitete und mein Gehalt auf dreißig Thaler monatlich gestiegen war.

Es zeigte sich hier schon die Erscheinung, daß es mir stets besser gelang, vor der praktischen Aufgabe zu lernen, als in einer Schule. Ich möchte sagen, es gibt geborene Autodidakten, die nur richtig gedeihen, wenn sie ihren Weg allein gehen, und deren bester Lehrer das Leben ist.

In dieser Fabrik wurde alles mögliche gebaut, gewöhnliche Dampfmaschinen, Wasserhaltungsmaschinen, Werkzeugmaschinen der verschiedensten Art, Mühlen und landwirtschaftliche Maschinen von allen Sorten, Ziegelmaschinen, eiserne Dächer und wer weiß was

sonst noch. Man konnte in Folge dessen dort viel lernen. Zuweilen aber, besonders im Sommer, war flaue Zeit, und dann hatte man auf dem Bureau oft weiter nichts zu thun, als die Stunden abzusitzen. In solcher Zeit schrieb ich im Jahre 1864 mein erstes Märchen, ein „Sommermärchen", in die leeren Räume eines fast gefüllten Notizbuches. Ich schickte es später an die „Jahreszeiten", die in Hamburg erschienen und bereits einige Gedichte von mir gedruckt hatten. Die „Jahreszeiten" wurden in Güstrow, ich glaube für einen Journalzirkel, gehalten, und jeden Sonntag war mein erster Gang in die Buchhandlung, wo man mir gestattete, die soeben angekommene Nummer einzusehen. Ende Juni 1865 war es, als ich in dieser Buchhandlung die berauschende Thatsache erfuhr, daß mein Märchen wirklich und wahrhaftig gedruckt war.

Solche Empfindung ist bekanntlich nur mit der ersten Liebe zu vergleichen. Das vergilbte, alte, löschpapierne Blatt besitze ich noch, und wenn ich es heute betrachte, so erinnere ich mich mit einer gewissen Wehmut des unbeschreiblichen Wonnegefühls, das diese bedruckten Seiten in mir erzeugten, als ich sie zum erstenmal erblickte.

Ich hatte nun immer gehört, dem Schriftsteller gebühre ein Honorar oder Ehrensold auf dem Gebiete der allgemein geschätzten Prosa, für Gedichte dürfe man das allerdings nicht verlangen. Ich schrieb darum einen Brief an die Redaktion der „Jahreszeiten" mit der bescheidenen Anfrage, wie es damit stünde.

Ich bekam die sehr höfliche Antwort, das Honorar für einen Bogen der „Jahreszeiten" betrage fünf Thaler, und wie ich wohl gesehen hätte, arbeiteten dafür die besten Schriftsteller gerne mit. Bei dem Umfange meines kleinen Beitrages von drei Seiten würde das Honorar nach diesem Satze nur 1 7/8 Thaler betragen haben, und das hätten sie doch nicht gewagt, mir anzubieten.

Ich sah ein, daß dieser sogenannte Ehrensold eher ein Schandsold zu nennen war, und konnte nicht umhin, die Berufsschriftstellerei von nun ab für einen ziemlich nahrungslosen Berufszweig zu halten.

Mein erstes Honorar sollte ich erst einige Jahre später beziehen, und zwar bekam ich es in Naturalien. Ich hatte für einen Freund, einen Müllerssohn, ein Polterabendgedicht für die silberne Hochzeit seiner Eltern gemacht, und dies hatte so gut gefallen, daß die braven Leute für mich an ihren Sohn zwei wundervolle Spickaale schickten. Mein Freund brachte mir nur einen und gestand dann: „Eigentlich sünd't twei wäst, äwer den annern heww ik gliek upfräten." Wenn mein Freund nicht leider früh gestorben wäre, so hätte er später eine litterarische Agentur aufthun müssen; das nötige Talent dazu hatte er, wie man aus diesem kleinen Zuge sieht.

* * *

In Güstrow passierte zu meiner Zeit folgende wahre Geschichte: Es war einmal eine Frau, die

hatte zwei Töchter. Die eine davon hieß Luise, war sechzehn Jahre alt, schlank wie ein Reh und hatte große, braune, „fragende“ Augen. Sie wohnte in einem hübschen Hause, das an einer Straße, die ins Feld führte, das letzte war. Der Garten hinter dem Hause war durch eine lebendige Hecke von einem vorüberlaufenden Feldwege geschieden. In der Hecke war eine Lücke und im Garten eine Laube. In dieser Laube saß sehr oft des Abends, wenn es schon dunkel war, ein junger Mann, der dort eigentlich gar nichts verloren hatte. Nun schlug es in der Stadt neun von verschiedenen Türmen, und die „Diebsglocke“ wurde geläutet, was ein uralter Gebrauch war. Dann war es wieder still und in dieser Stille konnte man vernehmen, wie in der Gegend des Hauses leise, ganz leise, eine Thür klinkte. Dann hörte ein aufmerksames Ohr wohl ein Rauschen von Kleidern, die an die Büsche zur Seite des Gartenweges streiften; kurze Zeit darauf erschien eine schlanke Gestalt am Eingang der Laube und verschwand darin. Dann war weiter nichts vernehmlich als das Flüstern der Blätter oder waren es menschliche Stimmen? Das soll viele Abende so gewesen sein. Der junge Mann hat später Gedichte herausgegeben, und unter diesen findet sich eins, das also lautet:

Die Sommerwolke.

Als du mir vorüberschwebtest
Gestern um die Mittagszeit —
Eine weiße Sommerwolke
Schienst du mir im lichten Kleid.

Lachtest so verlockend lieblich
Und dein Blick verhieß mir Glück,
Freundlich war dein grüßend Neigen —
Schautest gar nach mir zurück!

Einer weißen Sommerwolke
Glichest du, mein zartes Kind —
Und ich weiß wie unbeständig
Weiße Sommerwolken sind!

Eines Abends saß der junge Mann in der Laube und wartete vergeblich. Als das noch ein zweites Mal geschah, wußte er, daß das von ihm so gern vernommene Läuten der Diebsglocke nun seine gewohnte Bedeutung für ihn verloren habe. Er soll sein Schicksal mit Fassung getragen haben. Ein Jahr später heiratete Luise einen Zigarrenfabrikanten aus Bremen.

* * *

Gleich zu Anfang, als ich nach Güstrow kam, trat ich in den Männerturnverein und ward eins seiner eifrigsten Mitglieder. Man kann sich denken, wie es zur Ausbildung des Körpers beiträgt, wenn man den ganzen Tag von morgens sechs bis abends sieben Uhr körperlich arbeitet und dann zur Erholung intensiv turnt. Ich zeichnete mich besonders am Reck und im Springen aus und erwarb mir damals unter dem Namen „Springer Seidel" bei Gelegenheiten von Turnfesten und sonstigen Zusammenkünften der Turnvereine eine Art Provinzialberühmtheit, denn in allen Arten des Springens, hoch, weit, mit der Stange

und über Bock, Pferd oder Sturmlaufbrett, fand ich nie einen Gegner, der nur annähernd mitkam. Ich sprang damals einundzwanzig von meinen Füßen oder 6,2 Meter weit.

Das Turnen stand zu jener Zeit überall in hoher Blüte und der Güstrower Verein war damals der Sammelplatz von jungen Leuten aus allen Ständen. Sehr hübsche Feste und Aufführungen mit lebenden Bildern, Theateraufführungen und dergleichen wurden veranstaltet. Ich selbst trat einmal als Akrobat und Feuerfresser auf und erwarb mir durch Verzehren von brennenden Lichtern ungeheuren Ruhm.

Später wurde ich Turnwart des Vereins und hatte dann immer sechzig bis siebzig Mann unter meinem Kommando. Dies alles aber nahm im Frühling des Jahres 1865 ein jähes Ende, als mich plötzlich ein heftiger Blutsturz befiel, der sich mehrfach wiederholte und sich nach einigen Monaten von neuem einstellte. Danach schickte mich der Arzt meiner Mutter nach Görbersdorf in Schlesien, und als ich fortging, sagten fast alle, die mich kannten, zu sich: „Der kommt nicht wieder“, so miserabel sah ich aus. Der berühmte Doktor Brehmer in Görbersdorf sah meinen Zustand nicht so ängstlich an, was mich sehr beruhigte, denn ich hatte auch ein wenig das Gefühl, dies sei der Anfang vom Ende. Nach der Untersuchung wollte ich mir ein wenig die Gegend ansehen, worauf ich sehr begierig war, denn ich war noch nie im Gebirge gewesen, und stieg auf einen benachbarten kleinen Berg, der mit bequemen Wegen versehen war und

von dem man in eine weite, fruchtbare, von einzelnen bewaldeten Höhen durchzogene Ebene blickte, die, wie ich nachher erfuhr, schon zu Böhmen gehörte. Nachher an der allgemeinen Tafel wurde ich mit meinen Nachbarn bekannt und erzählte, wo ich gewesen war. „Was," sagte der eine, ganz erstarrt, „Sie waren ja auf dem Reichmacher. Was wollen Sie hier eigentlich? Die meisten, die hier sind, haben wohl den höchsten Wunsch, es so weit zu bringen, dort hinauf zu gehen, aber die wenigsten können es. Ich selbst war auch noch nicht oben." Man mag daraus ersehen, in welchem Zustande die meisten Lungenkranken schon sind, wenn sie in solche Kurorte gehen.

Mir bekamen die eiskalten Duschen und die reichliche Ernährung, verbunden mit Ungarwein, in Görbersdorf sehr gut; nach sechs Wochen pustete ich dem Doktor die Glocke seines Spirometers aus dem Wasser, was sich noch nie ereignet haben sollte, und reiste ganz rundlich und mit einer Farbe, „wie das Braun vom Brote" wieder nach Güstrow, wo man mich mit vergnügtem Erstaunen begrüßte. Das Turnen aber gab ich auf den Rat des Arztes und zu meinem großen Leidwesen für immer auf.

⁕

6. Berlin.

Nachdem ich viereinhalb Jahre in Güstrow gelebt hatte, begab ich mich im Herbst des Jahres 1866 nach Berlin, um auf der Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren. Unter den Linden standen noch in Reihen die Kanonen der Siegesstraße, und ich kam gerade um die Zeit in diese Stadt, von der aus ihr fast beispiellos schnelles Aufblühen beginnt. Damals gefiel mir Berlin sehr wenig, da es mit den meisten seiner Einrichtungen hinter seiner Größe zurückgeblieben war und in vielen Hinsichten oft von weit kleineren deutschen Städten übertroffen wurde. Obwohl ich in Güstrow gewiß nicht verwöhnt worden war, so fühlte ich doch instinktiv, daß vieles anders sein müsse, und daß Berlin damals nicht viel mehr war, als ein ungeheuer großes Dorf.

Wer diese Stadt kennt, wie sie jetzt ist, kann sich davon schwer einen Begriff machen, hat sich doch allein seine Bevölkerung in den 28 Jahren, die seitdem vergangen sind, um eine ganze Million vermehrt, wobei die ungeheure Bevölkerungszunahme der vielen Vororte und Villenkolonien noch gar nicht in Betracht gezogen ist. Charlottenburg allein zählt jetzt über hunderttausend Einwohner gegen damals etwa achtzehntausend.

Zuerst fühlte ich mich recht einsam in Berlin, doch dies besserte sich bereits nach dem ersten Viertel-

jahr, als ich mehr Bekannte gewonnen hatte. Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes erhielt ich eine Empfehlung an meinen Landsmann, den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers, dessen Vorträge in der Gewerbeakademie mich aufs höchste anzogen. Ich besuchte ihn und ward dann nach kurzer Zeit von ihm zum Mittagsessen eingeladen. Dort fand ich noch zwei andere Mecklenburger, den jetzigen Professor Gustav Flörke in Rostock und Ernst Ziel, später bekanntlich Redakteur der Gartenlaube. Beide studierten damals an der Berliner Universität. Nach dem Essen führte uns Eggers in den litterarischen Sonntagsverein, genannt: „Tunnel über der Spree“, und da gefiel es mir ungewöhnlich gut. Zwar war der Tunnel damals schon im Niedergang begriffen, und nur noch ein Abglanz seiner einstigen Bedeutung schmückte ihn wie ein Abendrot vergangener, schönerer Zeit. Am 3. Dezember des Jahres 1827 von M. G. Saphir und dem Schauspieler Lemm nach dem Vorbilde der „Ludlamshöhle“ in Wien gegründet, war er anfangs eine Art Ulkverein gewesen, hatte aber im Laufe der Zeit eine ernsthaftere, litterarische Färbung angenommen und erinnerte nur durch einige beibehaltene Aeußerlichkeiten an seine humoristische Kindheit, so durch seinen Schutzpatron Eulenspiegel und seine Symbole, die Eule der Weisheit, die in der einen Kralle den Spiegel der Wahrheit und in der anderen den Stiefelknecht der Narrheit trug. Die eine Zinke dieses Stiefelknechtes lief in ein Ziegenohr aus und bedeutete „unendliche Ironie“, die andere in einen Schafskopf

und sollte „unendliche Wehmut" vorstellen. Der Vorsitzende führte den Titel „Angebetetes Haupt" und trug als Zeichen seiner Würde einen ungeheuren Stab, der mit einer bronzenen Eule gekrönt war. Durch Aufstoßen mit diesem Stabe wurden die Sitzungen eröffnet und geschlossen, auch diente dasselbe Zeichen als „Glocke des Präsidenten". Gespräche über Religion und Politik waren verboten, und Rang oder Stand gab es ebenfalls nicht, denn jedermann ward einfach bei seinem Tunnelnamen genannt, der zu seinem bürgerlichen Berufe, seiner Persönlichkeit oder seiner Art zu dichten in irgend einer Beziehung stand. So hieß zum Beispiel Putlitz, der in der Zeit zwischen seiner Schweriner und Karlsruher Intendantenstellung dem Tunnel angehörte, „Thespis", Menzel wurde „Rubens" und Fontane „Lafontaine" genannt. Mit Ausnahme des Sommers kam man an jedem Sonntagnachmittage um fünf Uhr bei einer Tasse Kaffee zusammen, und das Tagewerk bestand nach Verlesung des Protokolles der vorigen Sitzung und Erledigung etwaiger geschäftlicher Angelegenheiten in der Beurteilung der von Mitgliedern und „Runen" vorgetragenen Dichtungen. Diesen Namen führten die Gäste, wahrscheinlich weil sie dem Tunnel noch unbekannt und noch nicht genügend entziffert waren. Auf eine reiche Vergangenheit konnte der Verein in dieser Hinsicht zurückblicken, denn in seinem Kreise waren — um nur einige zu erwähnen — Dichtungen zuerst an das Licht der Kritik getreten, wie „Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus" von dem spä-

teren Kultusminister von Mühler, „Der Page und die Königstochter“ von Geibel, „Die Schlacht bei Waterloo“ von Scherenberg, „L'Arabbiata“ von Heyse und „Archibald Douglas“ von Fontane. Um noch einige bekannte Namen aufzuzählen, die dem Vereine angehört hatten oder damals noch angehörten, so erwähne ich Strachwitz, Herlossohn, Kugler, Kaulbach, Schneider (Vorleser des Königs), Dahn, Gildemeister, v. Lepel, Hosemann, Taubert, Hummel, Kücken, Woltmann, Rudolf Löwenstein, Lazarus, Friedberg (der spätere Minister) ꝛc. Zur Zeit seiner Blüte schweifte wohl jeder Mann von Bedeutung in Berlin, der zur Litteratur in irgend einer Beziehung stand, durch den Kreis des Tunnels. Auch Storm verkehrte dort mehrfach während seines Potsdamer Aufenthaltes. Die Dichtungen, die zum Vortrag kamen, wurden „Späne“ genannt und nach scharfer Kritik durch Abstimmung mit den Urteilen: „sehr gut, gut, verfehlt, ziemlich oder schlecht“ gekennzeichnet. Die höchste Anerkennung des Tunnels bestand in Acclamation, die durch allgemeines Scharren mit den Füßen ausgedrückt wurde. Dies kam ziemlich selten vor. Bei der Kritik nahm man kein Blatt vor den Mund, und für nervöse Poeten war dieser Verein kein Ort, denn unter Umständen saß man höllisch auf dem Verwunderungsstuhl. Gern erzählt wurde folgende kleine Geschichte: Jemand hatte ein ziemlich fades, inhaltsloses Lied vorgetragen und dumpfe Stille herrschte rings im Umkreise, denn niemand mochte mit dem Henkeramte beginnen. Endlich sagte eine mitleidige Seele:

„Nun, zur Komposition vielleicht wohl geeignet!" — „Aber als Lied ohne Worte!" fiel sogleich ein anderer ein und die Sache war abgethan. Mir selbst ging es einmal ähnlich so erbärmlich mit einem dreistrophigen Liede, das einer schwachen Stunde seinen Ursprung verdankte. Zuerst kam einer und wollte die letzte Strophe als überflüssige Wiederholung beseitigt haben, dann riet ein anderer, auch die zweite zu entfernen, und schließlich meldete sich ein dritter zum Wort und sagte mit behaglichem Schmunzeln: „Ganz außerordentlich aber würde nach meiner Ansicht das Lied gewinnen, wenn sich der Dichter entschließen könnte, nun auch noch die erste Strophe zu streichen."

Solche Bosheit trat aber doch nur ausnahmsweise zu Tage, und, wie schon gesagt, mir gefiel es in diesem Verein so gut, daß ich mich bald zur Aufnahme meldete und dann unter dem Namen „Frauenlob" eines der fleißigsten Mitglieder wurde. Im Jahrgang 1868/69 kamen allein von mir 68 „Späne" zur Beurteilung.

An jedem dritten Dezember wurde das Stiftungsfest feierlich begangen durch eine Festsitzung mit darauf folgendem Abendessen. Dann erschienen die „Makulaturen", das heißt die dichtenden Mitglieder des Tunnels sowohl wie die „Klassiker", das heißt die nicht dichtenden, in höchster Gala, nämlich mit dem Tunnelorden geschmückt, einer zinnernen Medaille, die an einem schottisch karrierten Bande im Knopfloch getragen wurde. Die Festsitzung bestand der Haupt-

sache nach in der Erledigung der Immermanns-Konkurrenz. Das verstorbene Mitglied des Tunnels, der Kammergerichtsrat Wilhelm von Merckel, der den Vereinsnamen „Immermann“ führte, hatte ein kleines Kapital gestiftet, dessen Zinsen an diesem Abend dem glücklichen Sieger im Kampfe nicht der Wagen, aber doch der Gesänge zufielen. Die oft zahlreichen Gäste pflegten sich für diesen Kampf und die dabei vorkommenden Urteile sehr zu interessieren und waren nur zuweilen etwas erstaunt über die Schärfe, mit der diese ausgesprochen wurden. Ja, wer mit einem schwächlichen Produkt in die Arena getreten war, hatte einen schlechten Stand und mußte sich im Angesichte holder Frauen und lieblicher Mädchen sehr unangenehme Dinge sagen lassen. Ich gewann diesen Preis mehrere Male, fiel aber dafür auch zu anderer Zeit wieder so ab, daß ich nachher genötigt war, eine Flasche Wein extra zu trinken, um meine Beschämung wieder wegzuspülen. An dieser Konkurrenz beteiligte sich damals fast regelmäßig der alte Christian Friedrich Scherenberg, der im Tunnel den Namen „Cook“ führte. Wenn er den Preis gewann, blieb er wohl zum Abendessen, im anderen Falle wurde er sehr mißmutig und plötzlich war er verschwunden.*)

---

*) Wer sich über diesen interessanten und jetzt viel zu sehr vergessenen Dichter, sowie über den Tunnel, wie er früher, zur Zeit seiner größten Blüte, war, näher unterrichten will, dem empfehle ich sehr Theodor Fontanes vortreffliches Buch: „Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840—1860.“

Nach erledigter Arbeit kam dann das Vergnügen, nämlich das Abendessen mit allerlei gemeinschaftlich gesungenen Liedern, einer Reihe von vorgeschriebenen Trinksprüchen, natürlich alle in Versen, und Aufführungen dramatischer oder musikalischer Art. Mit ganz besonderem Vergnügen erinnere ich mich an eine Leistung des alten Wilhelm Taubert, der im Tunnel „Dittersdorf" hieß und bekanntlich ein vortrefflicher Klavierspieler und Improvisator war. Der Pariser Rothschild und Rossini waren gerade im Jahre 1868 fast gleichzeitig gestorben und ein Tunnelmitglied hatte ihnen bei der Festtafel einen witzigen Nachruf gehalten, in dem er allerlei Parallelen zwischen diesen beiden großen R's zog. Kaum war er damit fertig, so eilte Taubert an das Klavier, präludierte und begann eine entzückende Improvisation über die beiden Themen „Das Gold ist nur Chimäre" von Meyerbeer und „Wünsche Ihnen wohl zu ruhen" aus dem „Barbier von Sevilla" Rossinis. Wie er die beiden Melodien durcheinanderflocht, ja sie gleichzeitig brachte, war entzückend. Das war ein Nachruf, den sich die beiden berühmten Männer schon gefallen lassen konnten.

Ich kann wohl sagen, daß ich in formeller Hinsicht sehr viel im Tunnel gelernt habe, denn obwohl die Beurteilungen der meist älteren Herren ein wenig zur Pedanterie neigten, so gab es in dieser „Singschule" doch einige vortreffliche „Merker", denen nichts entging. Dem Deutschen, der eine angeborene Neigung hat, den Inhalt über die Form zu stellen, ist

eine formelle Schulung viel nötiger als dem Romanen, der leicht in den entgegengesetzten Fehler verfällt.

*   *   *

In dieser Zeit seines herbstlichen Verblühens, da ich den Tunnel kennen lernte, war seine Hauptstütze und sein eigentlicher Mittelpunkt der Professor Friedrich Eggers, derselbe, der mich dort eingeführt hatte. Er war geboren am 27. November 1819 in Rostock und erst, nachdem er vier und ein halbes Jahr in der Kaufmannslehre ausgehalten hatte, einer für ihn sehr harten Zeit, setzte er es durch, sich dem Studium widmen zu dürfen, machte nachträglich sein Abiturientenexamen und studierte in Rostock, Leipzig, München und Berlin Geschichte und Archäologie, schließlich ganz zur Kunstwissenschaft übergehend. Als ich ihn kennen lernte, war er nahezu 48 Jahre alt und Professor der Kunstgeschichte an der Kunstakademie. Außerdem hielt er Vorträge über denselben Gegenstand an der Bauakademie und an der Gewerbeakademie. Er war ein geborener Lehrer, wie ich wenige kennen gelernt habe. Er ging ganz in dieser Thätigkeit auf und wußte seine Zuhörer anzuregen, zu begeistern und mitzureißen. Seine Vortragskunst war außerordentlich, und lyrische Gedichte, die bekanntlich am schwersten zu rezitieren sind, habe ich von niemand besser gehört. Der Stil, in dem seine Vorträge ausgearbeitet waren, konnte nicht gerade vorzüglich genannt werden, denn in dem

Bestreben, möglichst viel zu sagen, hatte er eine Vorliebe für lange Perioden mit Einschachtelungen. In seinem Munde aber nahmen diese überladenen Sätze eine wunderbare Klarheit an, und, indem er bald scharf betonte, bald schnell dahineilte, bald durch eingefügte Schachtelsätze blitzartige Seitenlichter auf den dargestellten Gegenstand warf, merkte man gar nicht, welch ein Bandwurm sich da eigentlich vor einem entrollte. Durch diese Vorträge hat er Tausende von jungen Leuten gefördert und angeregt, besonders in der Gewerbeakademie, wo er am liebsten vortrug und die begeistertste Zuhörerschaft hatte. Wie sehr er sich zum Lehrer berufen fühlte, spricht er selber aus in dem schönen Gedichte „Lobgesang“:

„Nicht mehr quält mich, was meine Jugend mir trübte,
Grausame Wahl des Berufs — nun bin ich berufen
Zu der schönsten Lebensarbeit — zum Lehren!“

Er hatte eine sehr bedeutende dichterische Begabung, wie zwei Bände Gedichte*) beweisen, die aber erst nach seinem Tode herausgegeben wurden und leider die ihnen gebührende Achtung noch nicht gefunden haben. Unter den Gedichten befinden sich

---

*) Gedichte von Friedrich Eggers. Mit dem Bildnis des Dichters, gest. von Prof. E. Mandel. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane, 1890.

*) Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in meklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane 1890.

Lieder, Balladen und Sinngedichte, die einfach ersten Ranges sind.

Für eine wahre Perle habe ich immer ein kleines lyrisches Gedicht gehalten, das er einst in einer schlaflosen Nacht in Erinnerung an seine schweren Jugendschicksale aufschrieb. Es lautet:

Klage.

Hinter mir, wie ein böser Traum,
Liegt meine arme Jugendzeit.
Schüttle den Baum, schüttle den Baum!
Kein süß Erinnern Blüten schneit.

Fallen so große Tropfen gleich,
Fallen wohl in das grüne Gras;
Tropfen vom Baum, Tropfen vom Zweig —
O, was sind meine Augen so naß!

Dieses Gedicht vereinigt Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit mit einander, es ist ein echt lyrischer Erinnerungsseufzer aus tiefster Brust. Ich glaube, es hätte selbst vor den Augen Storms, der nur sehr wenig Gedichte unserer auf diesem Gebiete so reichen Litteratur als echt lyrisch gelten ließ, Gnade gefunden. Ich besitze dies Lied in seiner ersten Abschrift. Diese ist auf ein Blatt Papier geklebt, das noch die schrägen Bleistiftzüge der ersten, im Dunkeln gemachten Niederschrift trägt. Ein anderes Lied handelt

Vom Wiedersehen.

Alles können sie ergründen
In den Tiefen, auf den Höhn —

Wann sich Sterne wiederfinden,
Wo sich Welten wiedersehn.

Von des Frühlings Wiederkehren
Wissen sie wohl Tag und Stund,
Könnten selbst den Stern belehren,
Der den rechten Weg nicht fund.

Geht er doch mit goldnem Schimmer
Ewig durch des Himmels Haus,
Fehlet nie und nutzet nimmer
Die gewohnten Gleise aus.

Nur, wenn zwei sich trennen müssen
Und wenn eins vom andern geht:
Frag die Weisesten, sie wissen
Nicht, wann ihr euch wiederseht.

Den die Ferne dir genommen,
Der allein dem Herzen frommt,
Weißt du auch, nun muß er kommen,
Weißt du doch nicht, ob er kommt.

Man beachte die wunderbare Schönheit der mittelsten Strophe. Durch diese einfachen Worte sieht man das Weltall nach urewigen Gesetzen kreisen. Dergleichen findet nur ein wirklicher Dichter.

Auch unter den Balladen und Romanzen ist sehr viel Schönes. Ich will nur noch von den Epigrammen eins hersetzen, das bekannt und berühmt geworden ist und in seiner schlagenden Knappheit das auch wohl verdient. Es stand an dem Siemeringschen

Germania-Denkmal der Siegesstraße von 1871 und lautet:

Germania.

Nährhaft
Und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eisen,
Sangreich,
Gedankreich,
Dich will ich preisen,
Vaterland mein!

Dies ist nach meiner Meinung überhaupt das beste Gedicht, das diese Jahre nationaler Erhebung hervorgebracht haben.

Auch unter den plattdeutschen „Tremsen“, die von ihm und seinem Bruder Karl gemeinsam herrühren, finden sich besonders unter den erzählenden Dichtungen sehr schöne Stücke.

Friedrich Eggers wohnte damals, als ich ihn kennen lernte, in einem Hinterhause der Hirschel- (jetzt Königgrätzer-) Straße drei Treppen hoch. Sein anziehendes Heim habe ich in meiner „Sperlingsgeschichte“ so ausführlich geschildert, daß ich das hier nicht wiederholen will. Dort war er für seine jungen und alten Freunde stets zu Hause, mit Rat und That zur Hand und zu gewünschter Belehrung stets bereit. So manchem jungen Künstler hat er die Wege geebnet und auch ich kann wohl sagen, daß er mein Leben in eine Bahn geleitet hat, die meine ganze Zukunft beein-

flußte. Durch ihn wurde der junge, obskure Student der Gewerbeakademie und spätere Fabriktechniker in Kreise eingeführt, die ihm sonst wohl verschlossen gewesen wären, durch ihn lernte ich seinen in Berlin lebenden Bruder, den Rostocker Senator a. D. Dr. Karl Eggers, kennen, der mir, dem gänzlich unbekannten Poeten, den Verlag meiner fünf ersten kleinen Bücher vermittelte, in dessen Familie ich meine zukünftige Frau kennen lernte und in dessen freundlichem Hause auf dem Karlsbade 11 ich fünfzehn Jahre gewohnt habe.

Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt so viele Freunde hatte wie Friedrich Eggers. Und darunter waren viele mit Namen von hohem Klange. Ich will nur von den Poeten einige herausgreifen wie z. B. Storm, Wilbrandt, Geibel, Heyse, Roquette, Fontane und Scheffel. Mit dem letzten, der ihm von der Studienzeit her befreundet war, stand er noch immer in Briefwechsel. An jedem 29. Februar setzten sich beide hin und schrieben einander über die Ereignisse der letzten vier Jahre. Dies bringt mich auf die vielen drolligen und komischen Züge, die ihm anhafteten. Seinen sonderbaren Haß auf die Sperlinge habe ich in der bereits erwähnten „Sperlingsgeschichte" geschildert. Er war überhaupt kein Tierfreund.

Höchst merkwürdig war das ökonomische System, nach dem er seine Einnahmen und Ausgaben regelte. Er hatte einen Kasten mit vielen Fächern, die alle mit Ueberschriften versehen waren, wie z. B. Miete, Kleider,

Stiefel, Zigarren u. s. w., kurz alle möglichen Lebensbedürfnisse hatten jedes sein besonderes Fach. Im Laufe der Jahre hatte er sich nun vortreffliche Verhältniszahlen ausgebildet, in denen alle diese Bedürfnisse zu einander stehen mußten, und nach diesen Zahlen wurde jede Einnahme in die Fächer verteilt. Betrug also z. B. eine Einnahme 300 Thaler und eine der Sonderkassen war auf 5/100 davon angewiesen, so bekam sie in diesem Falle 15 Thaler. Ich habe ihn öfter über diesem Kasten sitzen sehen, grübelnd und mit Geld klimpernd. Zuweilen kam es nun vor, daß beim Bezahlen einer größeren Rechnung der Bestand einer dieser Kassen nicht reichte. Dann pumpte sie bei einer besser situierten und gab ihr einen Schuldschein wie z. B.: „Die Kleiderkasse schuldet der Stiefelkasse so und so viel“ Diese Schuldscheine mußten bei neu fließenden Einnahmen wieder ausgelöst werden.

Er beklagte es oft, daß es die Sitten der heutigen Zeit dem Manne verbieten, farbige Stoffe zu tragen und ihn zu einem eintönigen Schwarz, Grau, Braun oder stumpfem Blau verurteilen. Er ließ es sich aber nicht nehmen, sein farbenfreudiges Auge wenigstens an bunten Westen von Seide, Sammet oder anderen Stoffen zu ergötzen, und besaß davon eine große Sammlung. Hatte sich einer seiner jüngeren Freunde irgendwie ausgezeichnet oder sonst sein Wohlgefallen erregt, so ging er wohl würdevoll an die Kommode, wo diese Sammlung aufbewahrt wurde, kramte ein wenig darin und schenkte ihm feierlichst eine Weste. Das war eine

Art von Ordensauszeichnung. Ich habe nie eine erhalten, vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie mir doch nicht gepaßt hätte, denn ich war viel größer als er.

Friedrich Eggers ist nicht alt geworden. Im Mai des Jahres 1872 wurde er als Leiter der preußischen Kunstangelegenheiten ins Ministerium berufen, in welcher Stellung er sich, von Arbeit überlastet, nicht wohl fühlte und sich immer nach seiner geliebten Lehrthätigkeit zurücksehnte. Er starb noch im selben Jahre am 11. August, betrauert von Unzähligen.

* * *

Um diese Zeit hatte ich die Gewerbeakademie bereits längst verlassen und war im Herbst 1868 in die Wöhlertsche Fabrik in der Chausseestraße eingetreten, von wo aus ich nach anderthalb Jahren bei dem Neubau der Potsdamer Bahn eine Stellung annahm. In diesen und den folgenden Zeiten führte ich ein sonderbares Doppelleben, denn ich war ängstlich bemüht, meine praktische Berufsthätigkeit und meine poetischen Liebhabereien scharf auseinander zu halten. Ich habe jahrelang mit Leuten auf einem Bureau zusammen gearbeitet, ohne daß diese eine Ahnung davon hatten, daß meine Mußezeit von ganz anderen Interessen ausgefüllt wurde. Ja, wenn es ihnen dann von anderer Seite mitgeteilt wurde und man ihnen die Beweise vorlegte, sträubten sie sich, es zu glauben

und sagten: „Das ist nicht möglich, Seidel ist doch so ein nüchterner Verstandesmensch und durch und durch Ingenieur.“

Ich hatte bei Wöhlert im Lokomotivbau gearbeitet, obwohl ich für dieses Sonderfach gerade am wenigsten Interesse hatte, bei der Potsdamer Bahn sollte ich mich nun außer mit der Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen, die ich zum Teil schon fertig entworfen vorfand, auch mit Dach- und Brückenkonstruktionen beschäftigen, einem Fache, über das ich nie einen Vortrag gehört hatte und von dem ich auch nicht das Allergeringste verstand. Und doch wurde dies fortan meine Hauptbeschäftigung. Zu Anfang verzagte ich fast und war schon kurz davor, die Stelle wieder aufzugeben, da ich mich ihr nicht gewachsen fühlte, doch allmählich unter der angestrengtesten Arbeit und nach einigen schlaflosen Nächten fing ich an klarer zu sehen und arbeitete mich in das neue, mir ganz fremde Gebiet ein. Das Beste lernt man eben vor den Aufgaben, die einem gestellt werden. Ich hatte das Glück, daß sich unter diesen neue und anregende befanden. So zum Beispiel die durch Wasserdruck betriebene Lokomotiv-Schiebebühne, die noch bis vor kurzem in der Halle des Potsdamer Bahnhofes thätig war und den Augen der Nichtkenner so geheimnisvoll erschien, wenn sie, ohne daß man erkannte, wodurch die Bewegung geschah, auf einen Hebeldruck hin spielend leicht mit der ungeheuren Last einer Lokomotive nebst Tender seitwärts abfuhr. Es war noch kein Beispiel solcher durch Wasserdruck betriebenen Anlagen bekannt, und ich mußte mir daher

alles selbst zurechtlegen. Später, als ich im Jahre 1872 auf das Neubau-Bureau der Berlin-Anhalter Bahn übersiedelte, begünstigte mich das Glück noch mehr, und ich erhielt eine Aufgabe, die in dieser Ausdehnung auf dem ganzen Kontinente noch nicht vorgekommen war, nämlich die Konstruktion des eisernen Daches der mächtigen Ankunftshalle, das eine Spannweite von 62½ Meter besitzt. Wem die Straße „Unter den Linden" in Berlin bekannt ist, der kann sich davon eine Vorstellung machen, denn die Breite dieser Straße beträgt 60⅓ Meter. Außer vielen anderen Dächern und Brücken entwarf ich dort auch die Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen für den Anhalter Bahnhof, darunter einen Aufzug, der bestimmt war, beladene Kohlenwagen vier Meter hoch zu heben oder zu senken, und machte privatim für die Stadtbahn ein Projekt für die Anlage ihrer hydraulischen Gepäckaufzüge, das im wesentlichen der Ausführung zu Grunde gelegt worden ist.

Nebenbei beschäftigte ich mich eifrig mit den poetischen Werken von Adalbert Stifter, Mörike, Storm, Keller, Swift, Dickens und Poe und widmete meine Aufmerksamkeit auch den amerikanischen Humoristen Bret Harte, Mark Twain und Aldrich. Vom Jahre 1870 ab erschien ein kleines Büchlein nach dem andern, und ihre Zahl stieg auf sieben, ohne daß auch nur eins von ihnen Beachtung gefunden hätte.

Im Jahre 1875 verheiratete ich mich mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, und

bin jetzt Vater von drei Knaben. Ich erzählte zu Anfang, daß Moltke von meinem Urgroßvater getauft wurde. Der greise Feldmarschall hat den kleinen Kreis menschlicher Beziehung zu meiner Familie dadurch geschlossen, daß er bei meinem jüngsten Sohne Helmuth Gevatter stand.

Als im Jahre 1880 die Arbeiten bei der Anhalter Bahn zu Ende gingen und sich mir in Berlin, das ich auf keinen Fall verlassen wollte, keine Aufgaben von ähnlicher Art darboten, gab ich meine Stellung auf, um mich fortan ausschließlich dichterischen Arbeiten zu widmen. Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung sind mir in reichem Maße zu teil geworden, den Mut und die Hoffnung auf den endlichen Sieg meiner Sache ließ ich mir aber niemals rauben. Vom Jahre 1882 ab gingen meine Schriften allmählich in den Verlag des feinsinnigen Leipziger Verlegers Liebeskind über, aber erst nach sechsjähriger, unermüdlicher, von manchen Verlusten begleiteter Arbeit begann er den Lohn für seine aufopfernde Thätigkeit zu finden.

Ich darf mich jetzt der freudigen Empfindung hingeben, daß überall in Deutschland und auch in Amerika, ja überall, wo Deutsche in Mehrzahl beisammen wohnen, zahlreiche Freunde und Gönner meiner Schriften erstanden sind, und für diese habe ich mich entschlossen, meine mehr als einfachen Lebensschicksale aufzuschreiben. Ich that dies mit Sorgfalt und Liebe, jedoch von mancherlei Zweifeln bedrückt,

ob diese geringen Erlebnisse geeignet seien, irgend jemand Teilnahme einzuflößen, und schließe darum mit den Worten des Dichters:

„Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich,
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!“

Von Berlin nach Perlin.

Eine Erinnerungsfahrt.







I.

Als ich im Juli des Jahres 1895 in meinem Garten zu Lichterfelde stand und meine Sommerblumen betrachtete, die in wirrem Durcheinander mächtig blühten, umgaukelte mich plötzlich ein ganz wunderschöner Trauermantel. Es war für diesen Schmetterling noch ziemlich früh im Jahr, und als ich so stand, ihm mit den Augen folgte und mich wunderte, daß er schon flog, setzte er sich plötzlich in der Herzgegend auf meinen Rock. Ich spitzte schon die Finger, um das schöne Tier zu fangen und die braune Sammetpracht seiner Flügel mit den goldenen Kanten und dem Saum von blauen Punkten meinen Kindern zu zeigen, da hob er sich davon, schwang sich über die Baumwipfel und verlor sich in der Richtung nach Norden auf Nimmerwiedersehen.

„Ah,“ sagte ich zu mir, „es ist hohe Zeit; das war schon ein Bote!“ Ich ging ins Haus, nahm eine Postkarte und schrieb an meinen Freund Johannes, der sich zur Sommerfrische in Wustrow auf Fischland aufhielt:

„Am 27. Juli nachmittags 2 Uhr im Wirtshaus zur Stranddistel. Seidel."

Ich muß hier zur allgemeinen Aufklärung leider einiges wiederholen, was manche meiner Freunde schon wissen, und zwar, daß das Wirtshaus zur Stranddistel für meinen Freund Johannes und mich eine besondere Bedeutung hat, und daß wir, wenn es sich nur irgend machen läßt, nicht versäumen, uns dort im Sommer einmal zu treffen. Es war im Anfang des Septembers 1881, als wir von Warnemünde aus an einem stillen, sonnigen Tage zu einer kleinen Küstenwanderung nach Osten aufbrachen. Die Luft war „diesig", so daß die Grenze von See und Himmel kaum zu unterscheiden war und die ganze Gegend in einen zarten silbernen Schleier gehüllt zu sein schien. Nach einer Wanderung von etwas über zwei Stunden gelangten wir an einen kleinen Landvorsprung, der von den Schiffern entweder „dei hoge Snut" oder auch etwas poetischer „Rosenort" genannt wird. Obwohl nun von Rosen an diesem Orte nichts zu sehen war, so gefiel es uns dort doch so gut, daß wir beschlossen, Rast zu machen und den mitgebrachten Reisevorrat zu verzehren. Nachdem wir bis dahin zur Seite hinter den niedrigen Dünen eine ausgedehnte Strandwiese gehabt hatten, wahrscheinlich ein allmählich versandetes und vertorftes Haff, dessen letzter Rest in der Nähe vom Rosenort als ein flaches Gewässer, „der heilige See" genannt, noch vorhanden ist, hebt sich hier das Ufer, und der Wald zieht sich dicht an die See heran. Verkrüppelte und spärlich belaubte Eichen und wilde Apfelbäume, zum

Teil mit dem Stamme halb im Sande vergraben, bilden die Vorhut gegen den unablässigen Ansturm des Windes und der See. Hinter ihnen steigen, immer einer im Schutze des anderen, die Bäume mit ihren Wipfeln in schräger Linie bis zu dem weit ins Land reichenden Hochwald auf. Vor dieser ersten Gruppe von Bäumen, die gleich alten, narbenreichen Kämpfern ihren Platz behaupteten, senkte sich ein flacher Dünenkessel, in dessen blendend weißem Sande ein riesenhafter Busch der schönen Stranddistel stand und seine blaßgrünen, zackigen Zweige und Hunderte von amethystfarbigen Blüten dem warmen Sonnenschein darbot. Es war die Zeit der Herbstschmetterlinge, und da diese in jenem Jahre gut geraten waren, und es andere Blumen nicht mehr viel gab, so hatten sich um diese blühende Staude so viele bunte Gäste versammelt wie um ein beliebtes Gartenwirtshaus am Sonntagnachmittag. „Wirtshaus zur Stranddistel" taufte mein Freund Johannes auf der Stelle diesen guten Ort. Dort waren schimmernde Distelfalter in Menge, da war der schöne Admiral, der mit seinem leuchtenden Schwarzweißrot die Farben des Deutschen Reiches zur Schau trägt, und sammetbraune Trauermäntel mit Gold verbrämt und mit schönen blauen Pünktchen geziert. Außerdem tummelte sich dort noch anderes, gemeines Volk von Schmetterlingen und auch Hummeln und Bienen und allerlei Getier mit gläsernen Flügeln, das mit Summen und Brummen ab und zu flog, während die Schmetterlinge wie eine farbige Wolke den blühenden Busch umspielten.

Wir setzten uns nun unter die alten, verkrüppelten Bäume in das Gras des Uferrandes, zehrten von unseren Vorräten und tranken roten Wein dazu, während wir dem lebhaften Verkehr im Stranddistelwirtshaus vergnüglich zuschauten. Ich führte als Trinkgefäß den silbernen Patenbecher meines ältesten Sohnes mit mir, der mich seitdem auf allen meinen Fußwanderungen begleitet hat, und als ich nun die Sonne durch den roten Wein auf den goldenen Grund scheinen ließ und mich eine Weile an dem Edelsteinglanz dieses funkelnden Farbenspieles erfreute, fühlte ich plötzlich, daß mich ein leichter Flügelschlag umkreiste. Beim Aufblicken bemerkte ich einen Trauermantel, der, offenbar von dem Duft des Weines oder von seinem roten Gefunkel angezogen, den Becher umgaukelte. Plötzlich saß er auf meiner Hand, und ich sah deutlich, wie er den spiralförmigen Rüssel hervorthat und damit umhertastete. Ich neigte vorsichtig den Becher, bis der rote Wein den Rand berührte, und nun ersah unser kleiner Gast seinen Vorteil, senkte sein Rüsselchen in die duftende Flut und hob an beträchtlich zu trinken. Wir beiden aber schauten ihm in stiller Andacht zu. Er sog eine ganze Weile, doch, obwohl ich mich ruhig verhielt wie ein Marmorbild, durchfuhr es ihn plötzlich wie ein Schreck; der schöne Schmetterling hob sich eilig davon und kam nicht wieder. Mein Freund Johannes meinte, er hätte bei seiner Entfernung ein wenig getaumelt, ich aber konnte davon nichts bemerken, zumal da ich die Erfahrung hatte, daß diese leicht beschwingten Lüftebummler immer etwas Angetrunkenes

in ihren Bewegungen zur Schau tragen. Dieses kleine Abenteuer erschien uns sehr anmutig, wie ein Poesie-bonbon, den das knauserige Schicksal so selten einmal aus seinem fest verschlossenen Süßigkeitenschranke an uns Menschenkinder austeilt. Wir gewannen eine Liebe für diesen Ort und haben uns seitdem, wie gesagt, schon öfter dort ein Stelldichein gegeben. Doch niemals blühte dort wieder die Stranddistel, welche früher in der Gegend von Warnemünde so häufige Pflanze überhaupt dort fast ganz verschwunden ist, da sie nicht allein von Badegästen, insonderheit höheren Töchtern, überall unbarmherzig ausgerauft wird, sondern auch von industriellen Eingeborenen, die die wunderliche Vorliebe der Stadtmenschen für dies stachlige Unkraut mit merkantilischem Scharfblick erkannten, bündelweise und massenhaft auf den Markt gebracht wurde. So ist denn dort die „Seemannstreue“, wie man die Pflanze auch nennt, ein seltenes Kraut geworden.

II.

Einer meiner häufigsten Träume ist, daß ich zu einem Schnellzuge, der immer abends um neun Uhr geht, zu spät komme. Der Traum hat unzählige Abänderungen und Verzweigungen, sicher ist aber immer, daß ich den Zug nicht erreiche, der mir gewöhnlich vor der Nase ganz sanft abgeht. Manchmal sitzt auch meine arme Frau mit ihren Kindern darin und fährt nun ohne Geld und Gepäck den traurigsten Abenteuern entgegen. Das letzte hat sich in Wirklichkeit allerdings

noch nie ereignet, wenn ich jedoch allein reise und mich deshalb das Gefühl der Verantwortung weniger drückt, so geht es selten ohne ein solches Abenteuer ab, und wenn ich auch zur rechten Zeit mitkomme, so gelange ich dafür zur Abwechselung an einen Ort, wo ich gar nicht hin will. Meine letzte Reise zum Wirtshause zur Stranddistel, im Jahre vorher von Doberan aus, war mir noch wohl in der Erinnerung. Der Zug war mit höhnischer Sanftigkeit abgefahren, als ich gerade auf dem Bahnhofe ankam, und ich wurde gezwungen, mir einen Wagen zu nehmen, um die Verabredung mit meinem Freunde Johannes einhalten zu können. Deshalb war ich ganz vergnügt, als ich zur rechten Zeit im Zuge saß, wurde aber aus meiner Beschaulichkeit aufgestört durch den gellenden Ruf: „Herr Seidel, Herr Seidel, die Brillen!" Und siehe, am Geländer stand unser Hausmädchen und hielt meine beiden Kneifer hoch empor. Dies betrachtete ich als ein günstiges Vorzeichen, also daß auf dieser Fahrt alles noch im letzten Angenblicke gut gehen würde, und im großen Ganzen hat mich das auch nicht betrogen. Meine Reise war eine Erinnerungsreise und dem Zwecke gewidmet, alte und neue liebe Plätze aufzusuchen und Pfade zu wandeln, die ich vor Zeiten gegangen war. Mit den neuesten Erinnerungen wollte ich anfangen, und darum sollte es zuerst nach Doberan gehen, wo wir im vorigen und vorvorigen Sommer bei freundlichen Gärtnersleuten gewohnt hatten; dann über Rostock und Warnemünde zum Wirtshaus zur Stranddistel, dann wieder zurück nach Warnemünde, wo ich manche

Sommerfrische zugebracht und meinen Freund Johannes kennen gelernt hatte, dann nach Schwerin, der Stadt meiner Knabenjahre und dann vielleicht nach meinem Geburtsdorfe Perlin, um zu

„. . . . spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn“

wie Gottfried Keller so unübertrefflich schön sagt. Dieser letzte Plan stand aber noch nicht ganz fest, denn eine leise Bangigkeit befiel mich bei dem Gedanken, die Stätten meiner ersten und schönsten Kindheitserinnerungen möchten durch das Wiedersehen jenes holden Zaubers entkleidet werden, den die Ferne einer vierundvierzigjährigen Trennung gleich einem blauen Märchenschleier über sie gebreitet hatte. Und doch reizte es mich wieder, da ich eben meine Jugendgeschichte „Von Perlin nach Berlin“ veröffentlicht hatte, zu vergleichen, wie weit meine Erinnerung der Wirklichkeit nahe kommen möchte.

Einstweilen aber rollte ich fröhlich meinem nächsten Ziele zu, und als ich endlich die fruchtbaren Fluren meines engeren Vaterlandes um mich ausgebreitet liegen sah, die Wälder, Hügel und Seen, die Wiesen und die weiten Felder, die zuweilen mit einzelnen stattlichen Eichen geziert waren, da überkamen mich echt mecklenburgische Instinkte, und ich holte meinen Reisevorrat hervor und frühstückte. Ich schenkte Wein in den silbernen Reisebecher und trank ihn meinem Vaterlande zu und geriet in eine rührselige Stimmung, so daß ich immer nur denken konnte: „O Heimatland, o Heimatland!“ und mich ganz un-

gemein freute, daß ich ganz allein in meiner Abteilung war.

Bis dahin war alles gut gegangen, als ich aber Rostock erreichte, begannen die Abenteuer, denn ich bildete mir ein, dieser Zug hielte auch auf dem Friedrich-Franz-Bahnhofe, den er gar nicht berührt, während ich auf dem Lloyd-Bahnhofe nach Doberan umsteigen mußte. Darum blieb ich in Rostock auf dem Lloyd-Bahnhofe, den ich für den andern hielt, ruhig sitzen, und erst beim Weiterfahren, als sich die Gegend so unerwartet veränderte und ich rechts das Wasser der Warnow blitzen sah, wurde mir mit einemmal klar, daß ich nach Warnemünde fuhr. Da lag mein ganzer schöner Reiseplan plötzlich da, wie ein rohes Ei, das aufs Straßenpflaster gefallen ist. Ich kam nun richtig wieder einmal an einen Ort, wohin ich, fürs erste wenigstens, gar nicht wollte. Ich faßte mich, so gut es ging, und nahm mir ein Zimmer in Hübners Hotel. Bei dem Mittagessen erfuhr ich, daß um dreieinhalb Uhr ein Dampfer nach Heiligendamm ginge, das bekanntlich der an der See gelegene Vorort von Doberan ist. „Ha," sagte ich, „nun komme ich doch noch dahin, wohin ich will!" Ich sprach's und schiffte schnell mich ein. Eine unerquicklichere Seefahrt habe ich nie erlebt. Es war überaus schwül und windstill, und die See fast spiegelglatt. Man hatte die Empfindung, auf lauwarmem Theewasser zu fahren, und schwitzend kam ich in Heiligendamm an. Natürlich war die Dampfbahn nach Doberan eben abgefahren, und der nächste Zug ging erst in fünfviertel Stunden. Ich

nahm den Weg zwischen die Beine, und nach einer Stunde scharfen Marsches in schwülster Sonnenglut hatte ich den freundlichen Ort erreicht. Hier, wo ich jeden Schritt kannte, mäßigte ich meine Gangart und wandelte die Pfade der Erinnerung. Es war nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr, zu einer Zeit, wo ich dieselben Wege schon, wer weiß wie oft, gegangen war, und mit einemmal überkam mich die traumhafte Empfindung, als sei ich nie fortgewesen und würde nachher meine Familie in dem Gärtnerhause an der Wiese des Stahlbades vorfinden.

Der schönste Teil Doberans liegt innerhalb der alten Klostermauern, die vom Mittelalter her noch vollständig erhalten sind. Sie umfassen den sogenannten Englischen Garten, einen Park mit schönen Wiesen und mächtigen Bäumen, der die berühmte alte Kirche umgibt. Einige Teile des Klosters sind hier noch völlig erhalten, andere liegen als Ruine da, und man kann von ihnen mit Hermann Allmers sagen:

„Sind auch ohne Dach die Reste
Dieser mächtigen Abtei,
Buchenlaub und Tannenäste
Sorgen, daß es schattig sei.“

Eine merkwürdige Mischung von Altertum und modernem Wesen, von Schwermut und Heiterkeit wird von diesen hohen, verwitterten Ziegelmauern umfaßt. Es war alles so wie früher um diese Zeit. Die Goldammern spannen ihr kurzes, schläfriges Lied in den Weiden am Wege, die Schwalben schossen über die Wiese dahin, und aus der Ferne tönte die Nachmit-

tagsmusik vom „Kamp“ her. In dem Garten des Kammerhofes waren noch dieselben köstlichen Sumpfwildnisse wie früher, in den Hecken blühte üppig die große, rosenrote taurische Winde, die sich in Doberan überall verwildert findet, und hier und da an der alten Ziegelmauer spann die Linaria cymbalaria oder das Zymbelkraut seine Ranken und schimmerte mit seinen feinen, bescheidenen Blümchen aus dem Grün hervor. Solcher Anblick that meinem Herzen wohl, denn alle diese Pflänzchen stammten von Samen her, die ich in den beiden Jahren vorher ausgestreut hatte, welche Gewohnheit manchen meiner Freunde ja schon genügend bekannt ist.

Ich muß gestehen, einer der Gründe, die mich nach Doberan zogen, war der, mich nach diesen, von mir dort eingeschleppten Blümchen umzusehen und festzustellen, wie ihnen der erste große Ueberfall durch botanisierende Schüler bekommen wäre. Denn es war mir bekannt geworden, daß im Frühling desselben Jahres für den Unterricht in der Pflanzenkunde auf dem Gymnasium große Mengen dieser bis dahin in der Gegend nie beobachteten Pflanze eingeliefert worden waren, zum beträchtlichen Erstaunen der einheimischen Botaniker. Einer von diesen, dem meine lästerliche Gewohnheit, die Flora der Gegend, wo ich mich aufhalte, zu fälschen, bekannt war, hatte Verdacht auf mich geworfen und brieflich bei mir angefragt, ob ich der Vater dieser Ueberraschung sei, was ich der Wahrheit gemäß zugeben mußte. Ich begrüßte darum die kleinen blaßblauen Blumengesichter, die mich so freund-

lich und zahlreich anlächelten, mit besonderer Freude, denn ich sah, daß ihnen hier wenigstens der genannte Ueberfall nichts geschadet hatte. Der Weg war einsam und wenig begangen, die Hauptstelle jedoch, wo meine kleinen Mauerblümchen im Jahre vorher ganz besonders gewuchert hatten, lag auf dem alten Kirchhofe, und dort waren sie der Entdeckung weit mehr ausgesetzt. Dieser alte Kirchhof, auf dem seit langer Zeit nicht mehr begraben wird, ist jetzt ein Teil des Englischen Gartens und bildet einen stillen, abgelegenen Winkel dieses schönen Parks, auf zwei Seiten von der hohen alten Mauer und auf der dritten von einem schnell fließenden Bach begrenzt, an dessen Ufern riesenhafte alte Bäume stehen. Die meisten Gräber sind längst eingesunken und verschwunden; nur eine gewisse Unebenheit der Rasenflächen zeugt noch von ihnen. Die dauerhafteren Erbbegräbnisse und Denkmäler aber haben sich erhalten; die älteren ein wenig versunken, verwittert und verfallen, umsponnen von Epheu, dem Kraut der Vergessenheit, die jüngeren noch ziemlich wohl im Stande, doch meist auch in einem solchen Zustande, daß man sieht, es gedenkt ihrer wohl niemand mehr. Aber überall, wo sich ein passendes Plätzchen fand, zeigten sich die zierlichen, blühenden Ranken des Zymbelkrautes. Sie hingen aus den Mauerfugen der alten Grabgewölbe hervor, wucherten aus den Ritzen der Grabsteine und überspannen an einzelnen Stellen die verwitterte Umfassungsmauer so mit Blättern und Blümchen, daß nichts von ihr zu sehen war. Ich nickte meinen zierlichen Kinderchen, die

sich so tapfer gehalten hatten, freundlich zu und ging weiter.

Die traumhafte Vorstellung verließ mich nicht, daß ich gar nicht fortgewesen sei. Es war alles so ganz wie immer. Ich wanderte durch die wohlbekannten Straßen zum „Kamp“, jenem von Lindenalleen umgebenen und mit Anlagen gezierten Platze, an dem die Hauptgebäude von Doberan liegen, und wo sein Leben pulsiert, wenn man so etwas von diesem friedfertigen Oertchen sagen darf. In dem bunten Tempelchen, mitten auf dem Platze, spielte die Musik, und alles war dort, wie ich es, wer weiß wie oft, gesehen habe. Die Kindermädchen fuhren Korso, die alten, schwarz gekleideten Damen mit den ernsten Gesichtern wandelten feierlich umher, auf den Bänken saßen die Gymnasiasten und schossen unternehmende Blicke nach den Backfischen oder heuchelten Stumpfsinn, und es stapfte dort wie immer einher der etwas vierkantige Herr mit den roten Bartkoteletten, dem Pädagogengesicht und den Tyrannenaugen, der mir nach seiner Gewohnheit auch heute einen jener strafenden Blicke zuwarf, die das Herz eines Unpräparierten bis in seine Tiefen erbeben lassen.

Es war die Zeit, wo ich sonst in den ‚Lindenhof‘ einzukehren pflegte, mein Schöpplein zu trinken, die Zeitläufte zu verfolgen und den weisen Gesprächen der andern Gäste über die Heupreise und die bevorstehenden Rennen zu lauschen. Aber als ich diesem Instinkt auch jetzt folgen wollte, erschrak ich doch ein wenig, denn plötzlich gab es was Neues. Der alte

„Lindenhof", in dessen niedriger, braun geräucherter Gaststube ich mich immer ganz wohl gefühlt hatte, war nicht mehr da. Er war plötzlich gewachsen, über Nacht, wie es mir vorkam, und hatte statt eines einzigen, ungewöhnlich niedrigen drei stattliche Stockwerke bekommen, und inwendig war er, was man „altdeutsch" nennt, mit farbigen Kachelöfen, Kannen, Krügen und Schautöpfen. Da aber das Bier, wie ich feststellte, von derselben alten Güte war, so fand ich mich ergebungsvoll in das ungewohnte Neue.

Nun galt es, die Gärtnersleute zu besuchen, wo wir zwei Sommer gewohnt hatten, und denen wir stets, und ich glaube auch sie uns, ein freundliches Andenken bewahren werden. Da kann ich nun eine kleine Geschichte nicht unterdrücken, die ich, dem Gebote der Klugheit folgend, vielleicht für mich behalten müßte. Denn erstens wirft sie kein gutes Licht auf die so schon arg genug geschmähten Berliner, denen ich ja selber angehöre, und zweitens könnte sie vielleicht jenen Duft verbreiten, der nach dem Sprichwort dem Gegenteil von Bescheidenheit anhaften soll. Aber ich bin auch nur ein schwacher Mensch, und so erzähle ich sie denn.

Als wir zum erstenmal nach Doberan gehen wollten, suchte eine befreundete Dame aus Rostock für uns dort eine Wohnung. Sie fand nun eine, die ihr vollständig passend erschien, und zwar bei jenen Gärtnersleuten. Sie trug dem Herrn des Hauses ihr Anliegen vor, und dieser fragte: „Wo sind die Leute her?"

„Aus Berlin," antwortete sie.

„Berliner?" rief der Gärtner, und ein Schaudern ging über sein wohlwollendes Gesicht. „Einmal und nicht wieder!" Und machte mit der Hand einen flachen Strich, um die Sache gleich in der Entstehung abzuschneiden, denn er hatte im vorhergehenden Jahre mit einer Berliner Familie Erfahrungen gemacht, die ihm für alle Zeit genügten.

„Na," meinte die Dame kleinlaut, „sie sind wohl nicht von der ganz schlimmen Sorte, und der Mann ist noch dazu ein geborener Mecklenburger, der Schriftsteller Heinrich Seidel."

„Herr Seidel vom Daheim?" fragte der Gärtner.

„Ja, er hat öfter fürs Daheim geschrieben," antwortete die Dame.

„Den nehm' ich!" sagte er, und die Sache war abgemacht.

Da er uns auch in dem darauffolgenden Jahre wieder „genommen" hat, so schließe ich daraus, daß er jene plötzliche Gesinnungsänderung später nicht bereut hat. —

Ich traf das freundliche Ehepaar zu Hause, und da sie in diesem Jahre nicht vermietet hatten, so konnte ich mit ihnen in den kleinen Zimmern sitzen, die mir so wohl bekannt und vertraut waren, obwohl ich mich nicht gerade allzuviel in ihnen aufgehalten hatte, da ich in der Sommerfrische fast den ganzen Tag unterwegs zu sein pflege, teils um das im Winter angesetzte Fett zu züchtigen, teils um meine in Berlin ausgehungerte Seele mit dem Anblick von Wald und Wiesen, Feldern und Bächen, Strand und See gehörig

wieder herauszufüttern und so das körperliche und seelische Gleichgewicht wieder herzustellen.

Aber die Zeit war knapp geworden, denn um 7 Uhr 55 Minuten ging schon der Zug nach Rostock, und als wir nun alle Fragen und Gegenfragen erledigt hatten, wie es den Frauen, Kindern, Dienstmädchen, Katzen, Hunden, Hühnern und Tauben und allem, was unser war, ginge, nachdem ich den im vorigen Jahre in unsrer Gegenwart gekelterten Johannisbeerwein probiert und ihn für einen hoffnungsvollen Jahrgang erklärt hatte, da war es auch schon hohe Zeit für jenen Zug, wie mein Gastfreund sagte, und ich machte mich nach herzlichem Abschied davon. Als ich draußen nach der Uhr sah, fand ich, daß ich noch über zehn Minuten Zeit bis zu dem nahen Bahnhof hatte, und beeilte mich durchaus nicht. Da aber schlug die Kirchenuhr plötzlich, langsam, feierlich, klar und ohne jede Eile achtmal. Ich fand das sonderbar von ihr, als ich aber auf den Bahnhof kam, herrschte dort das Schweigen der Einsamkeit, und die Bahnhofsuhr war ganz der Meinung der geehrten Vorrednerin.

Da war nun einmal wieder meine Taschenuhr schuld, die eine Viertelstunde lang stehen geblieben war. Sollte ich ihr einen Vorwurf daraus machen? Sie war schon alt und hatte bereits meinem Vater treu und redlich gedient. Kann man solcher alten Uhr, die über ein Menschenalter lang mit der nie endenden Zeit Schritt zu halten versucht hat, verdenken, wenn es ihr geht wie dem alten Großmütterchen, das abends bei der Lampe das Strickzeug rührt? Mit

einemmal hören die fleißigen Nadeln auf zu ticken, und wenn wir aufblicken, sehen wir, daß die alten Augen zugefallen sind. Nach einem Viertelstündchen aber beginnt es plötzlich wieder emsig zu ticken und zu klirren, und Großmütterchen hat nicht geschlafen, o beileibe nicht, sie hat nur ein wenig nachgedacht.

So eine alte Uhr, die doch so etwas wie ein lebendes Wesen ist, hat am Ende auch ihre Erinnerungen, denen sie mal ein Weilchen nachhängen will. Und so gottlos wie die Uhr in dem Märchen meines Freundes Paschen, die nicht an den Uhrmacher glaubte und daran zu Grunde ging, war die meine nicht; sie glaubte sehr an den Uhrmacher und hatte mich in derselben stillen und eindringlichen Weise schon mehrmals erinnert, daß sie in die Klinik müsse zu meinem Freunde Oppermann in der Mohrenstraße. Uhren sind gerade wie Menschen, deren viele auch im Alter jährlich nach Karlsbad reisen müssen, wenn ihr inneres Ticktack im Gange bleiben soll. Und wenn ich mich selber betrachtete, da war doch in mancher Hinsicht auch nicht viel Staat mehr mit mir zu machen. In meiner Jugend, als mein inneres Räderwerk noch gut und meine Federn sprungkräftig waren, da gab es kaum einen Zaun, der mir zu hoch, und einen Graben, der mir zu breit war. Aber sollte ich jetzt über einen sechzehnfüßigen Graben springen, da würde es mir gehen wie Jim Smileys berühmtem Springfrosch, als ihn der tückische Konkurrent durch das geöffnete Maul von oben bis unten voll Hasenschrot gesackt hatte. Darum zürnte ich meiner alten Uhr nicht, brachte sie liebevoll mit der mittel-

europäischen Zeit wieder in Einklang und gab ihr sogar einen kleinen Vorschuß auf den Weg, von dem sie beliebig zehren mochte.

Um 9 Uhr 44 Minuten ging der nächste Zug, und ich wanderte still und ergeben bei langsam beginnender Dämmerung in das benachbarte Quellholz, einen hügeligen, jungen Buchenwald, durch den sich ein schnellfließender Forellenbach tiefe, gewundene Rinnen gegraben hat und stellenweise rasch und rauschend über große Steine dahinfließt, was das bescheidene Gemüt des Flachländers mit dem stolzen Namen „die Wasserfälle" bezeichnet. Es ist aber ein Forellenbach „mit ohne" Forellen, wie meine Kinder sagen, doch könnten ganz gut welche drin sein.

Der Abend dämmerte, und ich dämmerte mit in die herabsinkende Nacht hinein. Niemand begegnete mir; ich war mit dem Plätschern und Rieseln des Baches ganz allein. In diesem Walde hatte ich in den vergangenen Jahren allerlei ausgesät, was in der Gegend nicht vorkam, aber Aussicht dazu hatte fortzukommen; im letzten Jahre allein war ich mit etwa zwanzig Arten vorgegangen, was, wenn es geglückt wäre, der Flora von Doberan und Umgegend einen mächtigen Stoß gegeben haben würde. Ich suchte emsig nach Seidelbast, Akelei, gelbem Fingerhut und anderem, konnte aber in der Dunkelheit nichts finden: vielleicht war es auch für manche dieser Pflanzen, die sich langsam entwickeln, noch zu früh.

So verging die Zeit, und schließlich kam ich natürlich, da ich ein berechtigtes Mißtrauen gegen meine alte

Uhr gefaßt hatte, viel zu früh auf den Bahnhof. Auf der Fahrt nach Rostock eilte ich die ganze Zeit von einem Fenster zum andern, denn der Himmel stand ringsum förmlich in Flammen von fernen Gewittern. Zuweilen thaten sich zwischen grell beleuchteten Wolken förmliche Feuerschlünde auf, und überall zuckte und flammte es, als ob der Himmel im Fieber läge. Die Welt war ganz mit Waberlohe eingezäunt. Als ich auf dem Lloyd-Bahnhofe eine Stunde warten mußte, brach das Gewitter los mit ungeheurer Gewalt und unermeßlichem Regen. Ich saß aber wohlgeborgen in einer der besten Bahnhofswirtschaften Deutschlands und stärkte mich an einem vortrefflichen Lloyd-Beefsteak. Nachts gegen zwölf Uhr traf ich in Warnemünde ein und wanderte bei abziehendem Gewitter unter strömendem Regen nach dem Hause, wo mein Bett stand. Damit war der erste Tag meiner Erinnerungsfahrt zu Ende.

III.

Mein Freund Johannes hatte es im vorigen Jahre bequem gehabt, denn er wohnte damals in Müritz, nur etwa eine Stunde vom Wirtshaus zur Stranddistel entfernt. In diesem Jahre aber mußte er schon früh aufbrechen und hatte etwa sechs Stunden lang scharf zu marschieren. Doch das machte ihm trotz seiner achtundfünfzig Jahre nicht viel aus. Ich war diesmal der Bevorzugte, weil ich nur etwas über zwei Stunden zu wandern hatte. Rechtzeitig setzte ich über den Strom und marschierte, die Dünenkette zur Linken, zur Rechten

die Warnemünder Wiesen und weiterhin das Binnenwasser, den sogenannten Breitling, tapfer auf mein Ziel zu. So eine alte, vielhundertjährige Wiese hat auch ihr Ehrwürdiges, wenn es auch mehr im Gedanken liegt und nicht so in die Augen springt, wie bei einem alten Walde. Hier hatten vielleicht schon die Kühe des vandalischen Stammes der Warner geweidet, dann, als sich diese auf die Völkerwanderung begaben, die der eindringenden slavischen Obotriten, und dann, als der niedersächsische Stamm wieder zurückflutete in die alten germanischen Stammländer, die der Warnemünder bis auf den heutigen Tag. Noch waren diese Kühe auf den Wiesen der andern Seite des Stromes, denn auf dieser Seite wurde jetzt gerade das Heu geerntet für den Winterbedarf. Ist das eingebracht, dann vollzieht sich in frühester Morgenstunde ein sehenswertes Schauspiel, das manche Badegäste, die noch oder schon auf waren, sich angesehen haben. Die etwa hundert Kühe werden an eine bestimmte, dazu eingerichtete Stelle des Stromes getrieben, wo an beiden Seiten ein schräger, gepflasterter Weg hineinführt, und sie schwimmen dann, die ältesten und erfahrensten voran, mit freudigem Brüllen auf die andere Seite, wo sie bis zum Herbste verbleiben. Vielleicht ist diese Einrichtung auch schon uralt.

Je älter man wird, desto mehr Blumen der Erinnerung blühen an den gewohnten Wegen. Seit ich im Jahre 1881 zum ersten-, und später noch mehreremal Warnemünde auf einige Sommerwochen besucht hatte, war ich hier mit meinem Freunde Johannes und

noch hundertmal öfter allein gegangen, und auf dieser Wiese und in den angrenzenden Dünen kannte ich jeden Schritt und wußte, was für Pflanzen am Wege wachsen mußten. Und ich fand sie alle an den bekannten Orten, hier in den sumpfigen Wiesengräben die hübsche Parnassia und dort weiterhin die blaßviolette, so süßduftende Nelke mit den fein zerfaserten Blumenblättern: Dianthus superbus. Vor mir dämmerte, allmählich immer mehr näher rückend und Gestalt gewinnend, der schöne und große Wald, die „Rostocker Heide" genannt, der Schauplatz meiner kleinen Erzählungen, „Engelbert", „Die goldne Zeit", „Der Tausendmarkschein", „Der Haselwurm", und „Der Hagelschlag", in denen viel Wirklichkeit und Erfindung verflochten sind, Traum und Leben. Manchmal war es mir, als sähe ich den alten Pilzpieper in den Buchten, wo sich die Wiese in die Dünen hineinzieht, herumstapfen, meinen schärfsten Konkurrenten in der Champignonsjagd, deren eifrigem Betriebe ich hauptsächlich die so genaue Kenntnis dieser Gegend verdankte. Solche uralten Viehweiden sind ja Lieblingsstandorte für diesen köstlichen Pilz, und noch jetzt konnte ich ohne weiteres alle die Stellen bezeichnen, wo sich in früheren Jahren seine Ansiedelungen fanden. Die schneeweiße, seidenglänzende Abart gedieh hier besonders gut, und ich hatte schon geschlossene Exemplare von Gänseeiergröße dort gefunden, sogar einmal einen bereits geöffneten Hut, der mindestens 24 Centimeter Durchmesser hatte, denn ich mußte ihn in zwei Teile brechen, um ihn in der hinteren Rocktasche unterbringen zu können. Man lächle nicht über diese

niedere Art von Jagdbegeisterung. Jagd bleibt Jagd, und ob es nun auf den Brunsthirsch, den Auerhahn, die Schnepfe, auf Schmetterlinge, seltene Pflanzen oder aber nur Champignons geht, der Reiz ist derselbe. Der günstigste Moment, auf diese Jagd zu gehen, ist nach einem tagelang anhaltenden, warmen Regen in dem Augenblick, wo dieser anfängt, nachzulassen und die Sonne zuweilen schon wieder hervorbricht. Das herrschende Unwetter hat zugleich die lästigen Konkurrenten fern gehalten und das Wachstum der köstlichen Pilze befördert. Da sind sie reihen- und gruppenweise aus der Erde hervorgebrochen, und schon auf viele hundert Schritt sieht man sie in weißem Schimmer leuchten. Zwar könnten es ja immer noch die gehaßten und verachteten Boviste sein, doch beim Näherkommen sieht man, daß man sich nicht getäuscht hat. Der köstlichste Augenblick ist, wenn man sich zum ersten Pilz niederbeugt, mit lüsternem Zögern aber innehält und den Blick in die Runde schweifen läßt, um die angesammelten Schätze, die einem sicher sind, mit den Augen zu überfliegen. Unterdes hat sich der Himmel geklärt und sich das Wetter scheinbar befestigt, und kehrt man dann nach ergiebiger Jagd mit höchst geschwollenen Rocktaschen zurück, da kommen einem, überall vergeblich umherrevierend, die hoffnungsreichen Konkurrenten entgegen, mit Körben und Beuteln ausgerüstet, die leer bleiben werden, wie man ganz genau weiß. Obwohl das kein gutes Licht auf meinen Charakter wirft, so muß doch gesagt werden, daß dies der erhabenste Moment der ganzen Champignonsjagd ist.

Nach etwas über fünfviertel Stunden hatte ich die Wiesen überschritten und den Wald zur Rechten, und nach einer weiteren Viertelstunde erreichte ich den Damm, der das große Moor und die Nadelwiese vor dem Einbruch der See schützen soll. Wer sich nun in einem Luftballon über diesem Teile der Ostsee befunden hätte, dem wäre der Anblick eines langen, einsamen, weißen Strandes zu teil geworden, auf dem sich als dunkle Punkte zwei Wanderer aufeinander zu bewegen, der eine von Südosten, der andere von Nordwesten kommend. Ich war der erste, der das Ziel erreichte. Das Wirtshaus zur Stranddistel lag einsam da zwischen dem Brausen der brandenden See und dem Rauschen der Waldwipfel. Auch diesmal blühte im ganzen Umkreise keine der Pflanzen, von denen es seinen Namen führte, aber seltsamerweise lag mitten in dem flachen, weißen Dünenkessel ein blühender Zweig der Stranddistel, als sei er eigens als ein Gruß für uns dort hingelegt. Hatte vielleicht eine Wassernixe die Aufmerksamkeit gehabt, die nun, hinter einem Steine verborgen, Schaum auf dem Haupte, neugierig nach uns auslugte, oder vielleicht ein Waldweibchen, das dort hinter mir in der grünen Einsamkeit lauschte? Mir war, als höre ich ein silbernes Lachen; aber ob es aus der See kam, der Luft oder dem Walde, konnte ich nicht unterscheiden. Ich nahm den Zweig, befestigte ihn an meinem Wanderschirm, pflanzte diesen als Wahrzeichen vor mich hin, setzte mich auf den Uferrand und wartete. Als ich dort nun um mich blickte, übte das schöne Plätzchen seinen alten Reiz auf mich aus, und zugleich wurde

mir klar, worin sein Zauber eigentlich begründet war. Hier befand man sich auf dem einzigen Punkte der ganzen Gegend, wo alles vereinigt war, was das Ostseeufer an Reizen bietet. Hinter mir zur Rechten der wogende Hochwald, der weiterhin von hohem Abbruchsufer auf die See hinausschaute, zur Linken der stille, schilfumsäumte Landsee und weite Moor- und Wiesenflächen, in der Ferne von dämmernden Waldbuchten umsäumt. Ein weißer Strand schwang sich in weitem Bogen, von Dünen bekränzt, zum fernen Warnemünde, das mit seinen stattlichen Hotels und seiner Kirche voran in die See hinaus zu schwimmen schien; und auf der andern Seite zeigten sich, wie ein feiner, gelblicher Streifen, die hohen Abbruchsufer von Wustrow, die allmählich in die blaßblau dämmernde Waldmasse des Darß übergingen. Und vor mir die See, die alte, ewig neue!

Es war schon zwei Uhr vorüber, und mein Freund Johannes noch nicht sichtbar. Sollte er meine Nachricht nicht bekommen haben? Da, plötzlich, war der Sonnenglanz hinweggelöscht, und aus einer vorüberziehenden Wolke fing es an sachte zu tröpfeln. Das goß Trost in meine Seele, denn daran sah ich, daß er herannahte. Es muß nämlich gesagt werden, daß mein Freund Johannes bei den Wettermächten ganz abscheulich schlecht angeschrieben ist, und wenn er allein wandert, zieht mit ihm über seinem Haupte eine Depression, und er bekommt die Welt meist nur in einem Regenschleier zu sehen. Glücklicherweise ist bei mir das Gegenteil der Fall, und so ergänzen wir uns

gegenseitig sehr gut, so daß bei unseren gemeinschaftlichen Wanderungen das Wetter „durchwachsen“ ist wie Speck, wobei niemand von uns daran zweifelt, daß das Fette, der Regen, von ihm, das Magere, der Sonnenschein, von mir herstammt. Denn ganz kann ich seinen verderblichen Einfluß nicht aufheben, und es steht fest, daß ich noch nie so naß geworden bin, als wenn ich mit meinem Freunde wanderte. So erst im vorigen Jahre, wo wir in diesem selbigen Wirtshause zur Stranddistel, während wir unsere Mahlzeit hielten, drei Regengüsse bekamen, die alle drei bis auf die Haut gingen. Doch daraus machen wir uns beide nichts, besonders nicht mein Freund Johannes, der es gar nicht anders kennt. Er dichtet sogar in solchem Zustande, wie ich einmal mit großem Erstaunen wahrgenommen habe. — Wir hatten damals mit einem ornithologischen Verein einen zweitägigen Ausflug gemacht, dessen Wetter natürlich wieder sehr durchwachsen war, und als wir beide zusammen mit zwei jungen Naturforschern unterwegs aus dem Dampfer, der uns beförderte, ausstiegen, um die letzte Strecke des Weges zu Fuß zu machen, da kam natürlich eine Husche, die schon mehr ein Platzregen zu nennen war und meinen schirmlosen Freund so einseifte, daß er glänzte wie ein Spickaal, und das Geld in seinem Portemonnaie naß wurde. Während ich nun mit den beiden jungen Mikroskopikern ging, ihren weisen Gesprächen lauschte und zusah, wie sie in einem Bach kleine Fische fingen, denen sie durch Abstreichen höchst interessante silberne Bandwürmchen entlockten, die sie

schmunzelnd in ein Fläschchen steckten, fiel es mir auf, daß sich mein Freund absonderte und allein neben dem Wege durch den Kiefernwald streifte, sich von Zeit zu Zeit nach einer Blume bückend, wie es seine unabänderliche Gewohnheit ist. Er würde das, glaube ich, auch auf dem Wege zu seiner Hinrichtung noch thun. Ich dachte, er fühle sich doch etwas bedrückt durch die kühle Feuchte, in die er ganz eingehüllt war, und fliehe deshalb die Gesellschaft der Menschen. Beim Abendessen kam es erst heraus, was er verübt hatte. Er hatte in dieser Zeit ein anderthalb Meter langes Gedicht im Kopfe gearbeitet und auswendig gelernt, in dem alle unsere Reiseabenteuer beschrieben waren. Also das kleine Regenschauer flößte mir Hoffnung ein, und diese betrog mich nicht. Es war wirklich sein Leitmotiv gewesen, und da kam auch schon ein kleines Figürchen auf dem weißen Sande um die Ecke des hohen Waldufers mit dem charakteristischen Gange meines Freundes, an dem er auf eine Entfernung von Kilometern schon zu erkennen ist.

Bald war die Gesellschaft im Wirtshause zur Stranddistel vollzählig, und die Festlichkeiten konnten beginnen. Diese bestanden nach alt geheiligtem Gebrauch ausschließlich aus einem Frühstück, das den Wandertaschen entnommen und so lange wie möglich ausgedehnt wurde, denn es saß sich gut und futterte sich lieblich an diesem angenehmen Ort. Anmutige Gespräche von alter Zeit und von jungen Plänen würzten das Mahl, und die Tafelmusik besorgten das Rauschen der See, das Sausen der Wipfel und ab

und zu der Ruf eines Wasservogels vom heiligen See her. Gäste hatten wir auch diesmal nicht, und obwohl ich wie damals den Wein in meinem silbernen Becher in der Sonne zum Funkeln brachte, ließ sich doch keiner sehen.

Die Kosten der Unterhaltung trage ich in solchen Fällen, ja mein Freund behauptet, daß ich beim Wandern überaus geschwätzig bin, beinahe wie ein Bach oder eine Wassermühle. Er dagegen ist schweigsam, und würde er mit einem wandern, der ihm gleich wäre, so würde es auf die Unterhaltung jener beiden mecklenburgischen Landleute herauskommen, die zusammen über Land fuhren. Eine Stunde nach der Abfahrt, als sie an einem Weizenfelde vorüber kamen, sagte der eine: „Dei Weiten steiht gaud!“ und zwei Stunden später der andere, als ein Gerstenfeld in Sicht kam: „Dei Gasten äwer ok!“

Wenn nun auch mein Freund Johannes schweigsam ist, so hat er doch die Gabe zuzuhören und alles in sich hineinreden zu lassen, zur rechten Zeit zu lächeln, zu nicken oder den Kopf zu schütteln, und jene Liebenswürdigkeit des Herzens ist ihm eigen, daß, wenn er auch inwendig denkt: „Alberner Quatsch!“ er sich dies von außen gar nicht merken läßt. So unterhalten wir uns denn immer ganz prachtvoll.

Im Laufe der Zeit war es windstill und ungemein schwül geworden. Die Sonne stach, als wenn sie durch hunderte von kleinen Brenngläsern auf uns hinschiene, so daß es kaum zu ertragen war. Plötzlich erlosch ihr Schein, und in der Ferne murmelte

etwas. Wir blickten auf, und siehe, vor den Molen von Warnemünde war aus der See ein ungeheurer, finsterer Wolkenkopf aufgestiegen mit einer Haube von weiß schimmernden Rändern und blickte düster und scheinbar mit großer Mißbilligung auf meinen Freund Johannes hin. Dann zuckte ein Feuerschein darüber, und nach einer Weile murmelte es wieder grollend, und wie ich ganz deutlich zu verstehen glaubte: „Bist du schon wieder unterwegs? Na, warte!"

„Lieber Johannes!" rief ich. „Hörst du wohl? Das gilt dir."

Er nickte ergebungsvoll und antwortete: „Wozu bist du denn da?"

„Ich will sehen, was ich thun kann," sagte ich, „äwer, wer kann geg'n Backaben anhujanen*)?"

Da unser Frühstück beendet und unsere Flaschen leer waren und es zwar zu unseren Gewohnheiten, aber noch immer nicht zu unseren Vergnügungen gehörte, bis auf die Haut naß zu werden, so beschlossen wir Schutz zu suchen. Mein Freund wußte nahebei im Walde eine Arbeiterschutzhütte, wir fanden aber nur noch den leeren Fleck, wo sie gestanden hatte. Dann wandten wir uns zu einer sogenannten Heringshütte, die den Fischern beim Heringsfang an der Küste zur Unterkunft dient und in ziemlicher Entfernung hinter dem Schutzdamm auf der Wiese lag. Wir erreichten sie im letzten Augenblick, als schon der Wind sauste, die ersten Tropfen fielen und der Donner mächtig krachte.

---

*) angähnen.

Wir fanden sie fest verschlossen. Nun war guter Rat teuer. Ich aber sagte: „Nun stelle dich hier mal hinter die Hütte, daß dich die Wolke nicht sieht; ich werde mich allein zeigen. Das ist das letzte Mittel."

Ich stieg die Stufen hinauf, die auf den Schutzdamm führten, und sah dem kommenden Wetter entgegen. Merkwürdig, es zog seitwärts vorüber, es blieb bei den wenigen versprengten Tropfen, und bald hörte man sein fernes Grollen aus der Gegend von Gelbensande. Ich darf nicht sagen, daß ich diesen Erfolg mit bescheidener Dankbarkeit hinnahm, vielmehr machte er mich so geschwollen, daß ich mich auf dem Rückwege nach Warnemünde in den schändlichsten Renommistereien erging. Mein Freund Johannes lächelte ergebungsvoll dazu, und ich glaube, daß er in jenem Augenblicke von der Liebenswürdigkeit des Herzens, die ich ihm vorhin nachrühmte, den ausgiebigsten Gebrauch machte.

IV.

Der andere Tag, ein Sonntag, war guten Freunden in Warnemünde und einem Spaziergang in die Umgegend gewidmet. Am Abende entschloß ich mich kurz und meldete mich bei dem Pastor W. in Perlin, meinem Geburtsdorfe, an. Den Montag verbrachte ich bei lieben Freunden in Rostock, und am Abend gegen neun Uhr fuhr ich rechtzeitig ab und kam auch dahin, wohin ich reisen wollte, nämlich nach Schwerin, wo ich im Hotel de Paris einkehrte.

Am andern Morgen ging die Erinnerungsfahrt

in der Heimat meiner Knabenzeit weiter. Ich wanderte natürlich um den Pfaffenteich, jenen mitten in der Stadt gelegenen kleinen See, und schlenderte nachdenklich durch den alten Kreuzgang des an den Dom angebauten Klosters, darin zu meiner Zeit das Gymnasium untergebracht war, wo man mich mit den Schrecken der unregelmäßigen Verben und fürchterlicher Aoriste gepeinigt hatte. Ich warf sehr wohlwollende Blicke auf das Schaufenster der Bäckerei von vormals Henkus, das noch immer so aussah wie früher und noch dieselben zu Genußsucht und Verschwendung verlockenden Köstlichkeiten enthielt wie in alter Zeit.

Die Bäckerei hatte seitdem allerdings ihren Namen mehrfach gewechselt, und bis vor kurzem gehörte sie lange Jahre einem Bruder des berühmten Aesthetikers Lemcke, der ein geborener Schweriner ist. Für mich aber heißt sie noch immer Henkus wie in meiner Knabenzeit. Diese Bäckerei lag ganz in der Nähe des Gymnasiums und genoß bei den Schülern eines großen Ruhmes. In der Freiviertelstunde um zehn Uhr, wenn mein Bruder und ich eiligst nach Hause trabten, um unser mächtiges Butterbrot zu holen, das wir während des Rückweges auf der Straße verzehrten, standen hier die Kapitalisten und Gourmands des Gymnasiums am Ladentisch und verzehrten die in der ganzen Stadt berühmten Apfeltorten und Blätterteigkuchen, die zu dieser Stunde warm aus dem Ofen kamen. Wie das köstlich verlockend duftete, wenn so eine dampfende Platte mit Blätterteig hineingetragen wurde, und welch eine paradiesische Atmosphäre lukullischen Genuß-

lebens diesen Ladentisch umwehte, das kann nur der nachfühlen, der selber ähnliches in seiner Kindheit erlebt hat. Mir ward das selten genug als Ausnahme zu teil, doch wenn ich mir auch sagen mußte, daß sich die täglichen Stammgäste dieses Ladentisches meist durch ein blasiertes Wesen, eine gelbliche Gesichtsfarbe und einen stets verdorbenen Magen auszeichneten, so konnte ich doch nicht umhin, sie für sehr beneidenswerte Sterbliche zu halten.

Als ich schon ein junger Mann, und meine vier Jahre jüngere Schwester schon Gattin und Mutter war, befanden wir uns einmal gemeinsam in Schwerin bei unserer Mutter zu Besuch. Eines Vormittags nahm mich meine Schwester geheimnisvoll beiseite und vertraute mir folgendes an.

„Ich habe mir etwas geschworen als Kind," sagte sie, „und das will ich heute ausführen, denn Schwüre muß man halten, nicht wahr? Damals waren außer meinem Klassenlehrer, den die ganze Klasse gemeinsam liebte, Apfeltorten mein Ideal, von Henkus, weißt du. Und zwar nicht nur eine, die wohl ein oder das andere Mal an mich kam und so bezaubernd ‚nach mehr' schmeckte, nein so viel, daß man satt davon war, so ganz bummsdicke satt. Dieser Traum blieb ewig unerfüllt, aber ich schwor mir, wenn ich groß wäre, dann würd' ich's nachholen. Heut ist nun dieser Tag gekommen, und ich bitte dich, lieber Bruder, begleite mich, denn allein traue ich mich nicht so recht." Ich war gern dazu bereit; wir kauften eine große Tüte voll der beliebten Torten, die eben warm aus dem

Ofen kamen, und begaben uns damit in die Einsamkeit in die Gegend des neuen Kirchhofs. Hier konnte meine Schwester nun endlich ihren Vorsatz ausführen, und ich half ihr redlich dabei.

„Heinrich," sagte sie dann nachdenklich, „sie sind doch lange nicht mehr so schön, wie ich es mir gedacht habe. Alles wird doch schlechter in der Welt. Die Apfeltorten meiner Kindheit sind das nicht mehr, der alte Zauber fehlt ihnen, so ein gewisses Etwas."

„Ja, ja," antwortete ich mit bedachtsamer Weisheit, „so geht's in der Welt."

Trotzdem wurde die Tüte leer, und am anderen Tage war meine Schwester recht leidend. Sie hat nie wieder nach diesen berühmten Apfeltorten Begehr getragen.

Ich schlenderte weiter durch allerlei enge und winkelige Straßen, die ich so oft noch in nächtlichen Träumen durchwandere. Nun ging ich hier in Wirklichkeit und träumte dabei. Vieles war verändert, doch manches noch ganz so, wie in alter Zeit. Das sogenannte „neue Gebäude" am Markt mit seiner Säulenhalle hieß noch immer „das neue Gebäude", obwohl es zu meiner Knabenzeit schon ein recht altes Gebäude gewesen war. Die drei engen Straßen, die früher erste, zweite, dritte enge Straße hießen, hatten schöne neue Namen bekommen, waren aber noch ebenso eng und düster, wie damals, und wenn die frühere „faule Grube" ihren Namen auch ganz pracht- und glanzvoll verändert hatte, so kam es mir vor, als habe der alte Name weit besser für sie gepaßt.

Bei meinem Umherstreifen kam ich auch an die Ecke der Königs- und der Schloßstraße, und wenn es in Berlin bekanntlich eine „gleichgültige Ecke" gibt, an der Kreuzung der Jäger- und Oberwallstraße, weil dort der Schlächter Niquet wohnt, bei dem „alles Wurst ist", die Parfümeriefabrikanten Treu und Nuglisch, bei denen „alles Pomade ist", und der Kleiderhändler Landsberger, bei dem „alles Jacke wie Hose ist", wenn also Berlin seine gleichgültige Ecke hat, so besitzt Schwerin hier eine wohlschmeckende Ecke, denn auf der einen Seite wohnt der vortreffliche Konditor Krefft. Dieser hat mir in meiner Kindheit viel Kopfzerbrechen verursacht, denn er hatte eine mattgeschliffene Glastafel in seinem Schaufenster, auf der die Inschrift „Gefrorenes" zu lesen war. Lange Zeit habe ich diese Glastafel für das Gefrorene gehalten und darüber nachgegrübelt, wie Herr Krefft es wohl anfinge, es im heißen Sommer am Schmelzen zu verhindern.

Auf der anderen Seite aber wohnt Schmecke-Kohn. Es hausten nämlich früher — ob noch jetzt, weiß ich nicht — drei bemerkenswerte Kohns in Schwerin, die nach den Sinnen, die sie mit ihren Waren zu befriedigen trachteten, unterschieden wurden. Der Lampenhändler hieß Kieke-Kohn (Seh-Kohn), der Seifen- und Parfümerienhändler wurde Rüke-Kohn (Riech-Kohn) und dieser, der Delikatessenhändler, der Borchardt von Schwerin, natürlich Schmecke-Kohn genannt. Herrn Kohns Schaufenster hatte schon, als ich noch ein Knabe war, eine große Anziehungskraft auf

mich ausgeübt. Etwas Exotisches umwitterte es stets und ein Duft von Ananas und andern Südfrüchten. Waren dort nicht immer Dinge aufgestapelt, die man gar nicht kannte, aus denen aber ein geheimnisvolles Etwas sprach, daß sie verteufelt gut schmecken müßten, und gab es wohl anderswo so riesige, rosige Rheinlachse, solche verlockende Querschnitte von Hamburger Rauchfleisch, dunkelpurpurn und fein mit Fett geädert, so glänzende Spickaale, solche stattliche Hummern und so schimmernde Fasanen? Und dann die vielen buntfarbig verzierten Büchsen, Tönnchen und Gläser, die einen wahrhaft dämonischen Reiz ausübten, sie zu öffnen und auf ihren köstlichen Inhalt zu untersuchen.

Die Männer, die dort hineingingen, um sich an Austern und Kaviar, Hummer, Lachs und frischem Bärenschinken zu erquicken, Honoratioren aus der Stadt und behäbige Pächter und Gutsbesitzer aus der Umgegend, wie rosig, zufrieden und glänzend sahen sie stets aus, wenn sie wieder heraus kamen, und wie heiter waren sie dann gestimmt! Wahrlich, das mußte ein guter Ort sein. Davon war man scheinbar auch bis in die höchsten Kreise hinauf überzeugt, denn es ging die Sage, ein Mitglied der großherzoglichen Familie habe gleich nach seiner Konfirmation geäußert: „Nun darf ich doch auch zu Kohn gehen?"

Einer der treuesten Stammgäste dieses Lokales war bis in seine letzten Lebensjahre der alte Archivrat Lisch, im ganzen Lande als „Knakenpurrer" Lisch bekannt, weil er in allen Gegenden unzählige Kegel- und andere Gräber aus der Vorzeit in dem an Alter-

tümern so reichen Mecklenburg geöffnet und untersucht hat. Führte ihn eine lebhafte Phantasie auch manchmal zu kleinen Irrtümern, so hat er durch seinen unermüdlichen Eifer doch erreicht, daß zu seiner Zeit das Schweriner Altertumskabinett nach dem Kopenhagener als das bedeutendste für nordische Altertümer anerkannt war.

Der alte Herr saß jeden Vormittag bei Kohn und hatte ein großes Glas mit Moselwein und ein kleines mit Portwein vor sich stehen, aus denen beiden er umschichtig trank. Wurde er dann einmal von einem Neuling gefragt, weshalb er das thäte, pflegte er zu antworten: „Dat will'k Sei seggen. Seihn S' mal, dei Mosel is för den Döst*)." Darauf trank er einen großen Schluck aus dem ersten Glase und fuhr fort: „Aewer hei köhlt dei Maag so ut, un denn warm ik em hiermit wedder up!" worauf er einen kleinen Schluck aus dem zweiten Glase trank.

War ihm dann die Stillung des Durstes durch den Moselwein nebst der notwendigen Aufwärmung des Magens durch den Portwein gehörig gelungen, so fuhr, da der alte Herr schon etwas kümmerlich auf den Beinen war, zur bestimmten Stunde stets dieselbe alte, baufällige Droschke mit einem verwitterten Kutscher und einem gelben und einem braunen Pferde vor, in die der alte Herr einstieg und nach Hause fuhr. Dem Neuling wurde dann sicher von den Stammgästen mitgeteilt: „Dei Gäl**) führt nu den Mosel na Hus un dei Brun den Portwien."

*) Durst.

**) Der Gelbe.

Das war also Kohn, und ich empfand es bei meiner Erinnerungsfahrt plötzlich als eine tiefe Lücke in meiner Bildung, daß ich dies Lokal noch niemals von innen gesehen hatte. Als ich noch ein Knabe war, kam ich selbstverständlich nicht dazu, dann, in meinen Studien- und Lehrjahren, verhinderte mich mein schmales Geldbeutelchen daran, und später bin ich nur selten noch nach Schwerin gekommen. Nun aber, da ich auf der Schwelle des Alters stand, wo man sich drauf gefaßt machen muß, bald mit dem Titel „würdiger Greis" angeredet zu werden, dünkte ich mich reif dazu. Also beschloß ich, bei Kohn zu frühstücken. Ich traf es ungünstig, denn Herr Kohn benutzte die flaue Zeit des Hochsommers, um seine kleinen Gastzimmer „zeitgemäß" restaurieren zu lassen, was ihnen, in denen sich so viele trinkbare Männer schon in all den Jahren restauriert hatten, auch wohl zu gönnen war. In dem ersten ganz leeren Raum waren Tischler und Tapezierer thätig, und im zweiten, das mit den ausgeräumten Möbeln des ersten stark besetzt war, standen und lagen auf allen Tischen unzählige Krüge, Gläser, alte Waffen, Majolikateller, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen Antiquitäten. Auch ein herumlaufendes Bort an der Wand war stark mit solchem jetzt so beliebten Kunstgerümpel besetzt, denn Herr Kohn war ein Sammler und handelte, wie ich glaube, auch mit solchen Sachen. Ich setzte mich an den einzigen freien Tisch und bestellte mir „'n bißchen Frühstück". Was ich erhielt, war sehr gut, und auch der weiße Bordeaux nicht übel, wie so oft

in Mecklenburg, wo aus der guten alten Zeit noch Vorräte dieser unmodern gewordenen Weine lagern. Ich glaube aber, in das eigentliche Gastzimmer, das Heiligtum der Stammgäste, bin ich als Fremdling gar nicht zugelassen worden, denn wenn eine bestimmte Thür geöffnet wurde, hörte ich von einer andern Gegend des Hauses her Gläserklingen und das Stimmgewirr angeregten Gespräches.

Danach wanderte ich die Schloßstraße hinab zum „alten Garten", der seinen Namen ebenso führt wie der „Lustgarten" in Berlin und wie dieser gar kein Garten ist, sondern ein großer freier Platz. Es gibt wohl in keiner deutschen Stadt einen schöneren Platz als diesen. Abgesehen von dem unscheinbaren und mehr als einfachen Fachwerkbau, den die alte Großherzogin Alexandrine, die Schwester Kaiser Wilhelms I., bewohnte, umgeben ihn lauter stattliche Gebäude. Da ist das schimmernde, im Schinkelstil erbaute Regierungsgebäude, eins der edelsten Bauwerke seiner Art, da liegt das neue stattliche Theater und das vielleicht ein wenig zu niedlich geratene Museum mit der Bildsäule des Großherzogs Paul Friedrich davor. Alles dies aber wird beherrscht durch das geradezu märchenhafte Schloß mit seinen fünf Türmen, unzähligen Giebeln, verzierten Schornsteinen und goldglänzenden Kuppeln, kein langgestrecktes, düsteres Gefängnis, wie das Berliner zum Beispiel, sondern ein Schloß wie ein phantastischer Traum. Es liegt, ringförmig umgeben von dem schmalen, aber entzückenden Burggarten, auf einer kleinen Insel, und

eine stattliche Brücke, geziert mit Bildsäulen, führt darauf hin. Was aber diesem Platze und überhaupt der ganzen Anlage den unvergleichlichen Reiz gibt, das ist das Wasser. Zur Rechten des Schlosses liegt der von den Bäumen des Schloßgartens und den Häusern der Stadt umgebene Burgsee; zur Linken schweift der Blick über die Fläche des „großen Sees" bis zu den fernen, waldigen Höhen, die ihn umgrenzen.

Ich wanderte weiter, am Schloß vorbei und über die zweite Brücke in den Schloßgarten, der in diesem seinem ersten Teil eine vollständig symmetrische Anlage zeigt mit stattlichen Lindenalleen, regelmäßigen Kanälen und geschorenen Laubengängen. Dort war mir neu das Reiterdenkmal des Großherzogs Friedrich Franz II. von meinem Freunde und Landsmann Ludwig Brunow, der in seiner Kindheit die Gänse gehütet hat und sich vom Tischlergesellen über den Instrumentenmacher und Holzschnitzer hinweg zu einem berühmten Bildhauer aufgeschwungen hat, also ganz den typischen Weg gegangen ist, der in den Geschichtenbüchern beliebt ist.

Zwar aus dem Atelier kannte ich das Denkmal schon, aber hier auf einem auserwählt schönen Platze kam es doch ganz anders zur Geltung.

Der Schweriner Schloßgarten hat das Angenehme, daß er sich ganz allmählich in die Landschaft verliert, denn überall bis zu dem eine Meile entfernten Zippendorf ist die Gegend parkartig behandelt, und alle Wege sind nach künstlerischen Gesichtspunkten angelegt, so daß die Wälder, Seen, Wiesen und Hügel

der Umgegend wie Teile eines großen Gartens erscheinen. Ich wanderte dort auf den verschiedensten Wegen herum, und überall begegnete ich mir selber, bald als Knabe, bald als Jüngling:

Aus jedem Busch, von jedem Hügel
Grüßt mich Erinnerung,
Und schaut mich an blauäugig
Aus Flüssen und Seen
Und lächelt mir zu und flüstert:
„Weißt du wohl noch?"
Und blicket voll Wehmut
Von blühenden Gräbern
Und nicket schmerzlich mir zu:
„Weißt du wohl noch?"

* * *

Am Nachmittag begab ich mich an den Dampferhalteplatz am „alten Garten" gegenüber dem Schlosse, um einen weiteren Ausflug in die Umgegend zu machen. Das beliebteste Sommervergnügen der Schweriner sind Dampferfahrten nach der Insel Kaninchenwerder, nach Zippendorf und nach der „Fähre", einem Wirtshause am südlichen Ende des großen Schweriner Sees am Ausfluß der Stör, woselbst aber schon zu meiner Knabenzeit keine Fähre mehr bestand, sondern der Verkehr über diesen Fluß durch eine Holzbrücke vermittelt wurde. Diesen Ort beschloß ich aufzusuchen und von dort zum Pinnower See zu wandern, nicht dem großartigsten, aber wohl ohne Frage dem lieblichsten Punkte der Schweriner Umgegend. Ich hielt mich in der Fähre nicht auf, sondern wanderte sogleich weiter auf dem

Wege, der zu dem großherzoglichen Mustergute Raben-Steinfeld hinführt, und bog dann zur Rechten in den schönen, hügeligen Buchenhochwald ein. Der Pinnower See liegt zehn Meter tiefer als der Schweriner, obgleich er nur durch einen kilometerbreiten Landrücken von ihm getrennt ist, und vierzig Meter tief etwa fallen die ihn an dieser Seite umgebenden Höhen ziemlich steil zu ihm ab, wodurch schon ein etwas gebirgsartiger Charakter der Gegend erzielt wird, wenigstens darf man das in unserem nordischen Flachlande wohl so nennen. In wechselnder Höhe über dem Seespiegel führt ein Weg an diesem Abhange um den See, bald näher, bald ferner von ihm, und überall öffnen sich durch das üppige Holz und Buschwerk reizvolle Durchblicke auf seinen schimmernden Spiegel. Die Vegetation ist an diesem Seeufer teils von undurchdringlicher Dichtigkeit, teils besteht sie aus lichter stehenden alten Buchen, und überall rieseln aus dem feuchten Grunde kleine Quellen hervor, blitzen aus dem üppigen Kraut oder winden sich wie schimmernde Schlänglein über den Weg. Das Wetter, das den ganzen Tag mit Regen gedroht hatte, war wunderschön geworden und der Himmel klar, blau und wolkenlos. Natürlich, ich war ja allein unterwegs und mein Freund Johannes längst wieder in dem fernen Wustrow. Ich stand eine Weile und sah auf den See hinaus. Er lag da in dem verklärenden Schimmer der Nachmittagssonne, wie ein Traum von Frieden, Ruhe und Schönheit, und die beiden Dörfer an seinem gegenüberliegenden flachen Ufer schauten aus dem Grün ihrer Obstbäume

hervor wie Wohnorte der Seligen. Kein Lüftchen ging und trübte die glatte, geschliffene Fläche; es war, als wenn sich diese ganze kleine Welt, der eigenen Schönheit froh, staunend selbst im Spiegel schaue. Nur ein Taucher, der in der Ferne schwamm und zuweilen plötzlich in der Tiefe verschwand, um ebenso plötzlich an einer andern Stelle wieder da zu sein, brachte zuweilen ein Zittern sich langsam verbreitender und verflachender Ringe hervor.

Ich wandte mich dann einer andern Gegend zu, dem sogenannten steinernen Tisch, der auf der Spitze einer kleinen, mit stattlichen Buchen bestandenen Halbinsel, von Bänken umgeben, einen Ruhe- und Aussichtspunkt bildet. Bevor ich mit achtzehn Jahren auf das Polytechnikum zu Hannover ging, hatte ich dort einer zumeist aus Traum und poetischer Einbildung bestehenden Jugendneigung ein sentimentales Denkmal gesetzt, indem ich in einer Buche unsere beiden Namen untereinander einschnitt. Ich habe das schon in meiner Jugendgeschichte erzählt und dort hinzugefügt, daß der glatte Stamm der Buche solche Schriftzüge wohl an die hundert Jahre und länger bewahrt, und somit mancher mehr Unsterblichkeit gewinnt durch eine Buche, als durch ein Buch.

Als ich mich der Halbinsel näherte, sah ich, daß der Orkan, der im Jahre 1893 so große Verwüstungen angerichtet hat, hier mächtig gehaust hatte. Ich fand sogleich die Gegend, wo sich der gesuchte Baum befinden mußte, allein nur wenige Buchen standen dort noch; von den andern waren nur noch die abge-

sägten Stümpfe vorhanden, und trotzdem ich alle erhaltenen Bäume sorgfältig umging, fand ich die Inschrift nicht mehr vor. Diese Buchenunsterblichkeit war bereits den Weg alles Feuerholzes gegangen*).

Auf dem Rückwege kam ich durch das saubere und gut gebaute Dorf Raben-Steinfeld, wo in all den kleinen Blumengärten der Katenleute die wohlriechende Wicke üppig blühte, die Lieblingsblume der jetzigen Großherzogin. Ich säete — zur Nachricht für die Schweriner Botaniker sei es gesagt — einiges Zimbelkraut auf die Mauer des großherzoglichen Parkes und fand mich eine ganze Weile vor Abgang des Dampfers an der Fähre wieder ein. Dieses Wirtshaus und sein einfacher Landgarten schien sich seit meiner Knabenzeit gar nicht verändert zu haben. Ich saß in derselben Laube an der Stör, in der ich als Knabe und Jüngling schon so gern gesessen hatte, auf einer Bank und vor einem Tisch, die ebenso wackelig und verwittert waren, wie vor fünfunddreißig Jahren, und ich fütterte, wie damals, die Fische, wie ich sagen muß, noch mit demselben Vergnügen wie in alter Zeit. Aber neu war, daß jetzt verschiedene Ausflügler aus der Umgegend einrückten, die in Schürzen, Beuteln und Regenschirmen große Mengen von Pfifferlingen mit sich brachten und ihre ganzen Schätze zur allgemeinen Bewunderung und erwünschtem Neide

*) Nach einer Nachricht, die mir kürzlich von sehr kompetenter Seite zugegangen ist, soll die Buche mit der Inschrift doch noch da stehen.

auf den Tischen ausbreiteten. Diese goldgelben Pilze hätte zu meiner Jugendzeit niemand angerührt, viel weniger gegessen.

Bei der Rückfahrt über den spiegelglatten See in das Abendrot hinein, das über dem turmreichen Schwerin lag und das Wasser weithin mit rosigem Schimmer färbte, galt auf dem Dampfer das allgemeine Gespräch dem unvergleichlich schönen und klaren Nachmittage, der sich aus einer Reihe von gewitterreichen, trüben und regnerischen Tagen hervorhob, wie ein schimmerndes Juwel. Niemand von den Leuten wußte ja und konnte es wissen, daß nur mir und meinem Wetterglück dies meteorologische Phänomen zu verdanken war. So saß ich still und etwas geschwollen über meine Leistung dabei, hütete mich aber doch, die Leute darüber aufzuklären, da ich mich der Liebenswürdigkeit ihrer Herzen nicht so versichert fühlte, wie bei meinem Freunde Johannes, und da ich fürchtete, sie möchten bei meinen aufklärenden Aeußerungen ihre Blicke stillschweigend nach jener Gegend wenden, wo sich am Ziegelsee auf dem Sachsenberge einige ansehnliche Gebäude*) stattlich ausbreiteten.

Am Abend saß ich einsam in der Weinhandlung von Johann Uhle, ebenfalls einem Orte der Erinnerung. Manchen meiner Freunde ist dies mit einer großen Menge von ausgestopften Eulen aller Art ausgezierte Lokal aus meiner Erzählung „Hans Beinharts Abenteuer“ bekannt. Hier hatte sie gewohnt,

---

*) Die Landesirrenanstalt.

deren eingeschnittenen Namen ich heute bei der steinernen Bank vergeblich gesucht hatte, durch diese Räume waren wohl oft genug ihre leichten Füße geeilt, und diese Wände hatten den Schall ihrer schönen Stimme zurückgeworfen. Und so saß ich dort lange Zeit, überdenkend die Ereignisse der jüngsten Stunden und träumend von alten, längst vergangenen Tagen, und mir war, als wenn alle die vielen ausgestopften Eulen an den Wänden die Köpfe nach mir wendeten und verwundert herabblickten auf den alten, einsamen Träumer.

V.

Am nächsten Tage fuhr ich mit der Post nach Lützow, wo mich Herr Pastor W. mit seinem Wagen abholen wollte. Ich hatte das Glück, den Bockplatz zu erwischen, was mir für die ganze Zeit der Fahrt den Neid eines alten Herrn zuzog, der ihn auch gern gehabt hätte. Er hatte mich gleich zu Anfang darauf angeredet, und als wir unterwegs einmal vor einem Wirtshause hielten und er ausgestiegen war, um sich die Beine ein wenig zu vertreten, sah er schief zu mir hinauf und sagte: „Ja, Sie können wohl lachen!“ Ich war auch ganz vergnügt und hatte dem alten Herrn gegenüber eine ähnliche Empfindung, wie bei jenen zu spät ausgezogenen Champignonsjägern. Beati possidentes!

Ich unterhielt mich mit dem Postillon und erfuhr, daß dies die einzige und letzte Post sei, die noch aus Schwerin ginge, daß diese aber nach Vollendung

einer im Bau begriffenen Eisenbahnlinie demnächst eingehen würde. Dann würde er Briefträger werden und sich sehr verbessern. Dies war das Ziel, das er sich gesetzt hatte, und seine Carriere war damit abgeschlossen. Postillon zu sein ist poesievoll, aber Briefträger zu sein, ist einträglicher. So ist es überall im Leben.

Wir fuhren durch Lankow, wo früher das Sommertheater war, und ein Wirt wohnte, der aus Hamburg stammte und durch seinen cynischen Humor berühmt war. Manche von seinen Geschichten sind mir wohlbekannt, aber ich besinne mich vergeblich auf eine, bei der auch nur die annähernde Möglichkeit vorhanden wäre, sie hier mitzuteilen.

Von dem Forsthofe Friedrichsthal ab geht der Weg durch Wald, teils Buchen- teils Tannenwald. In den Lichtungen schwankten unzählige Schmetterlinge, des ungewohnten Sonnenscheins froh. Dann, nach einer Biegung des Weges, senkt sich zur Linken der Grund in die Tiefe, aus der zwischen den Stämmen der Neumühler See aufblitzt und wo weiterhin der „Düwelsborn“, eine sehr starke Quelle, entspringt und sich durch Buchenhochwald schimmernd dem See zuwindet.

Hinter dem Walde liegt ein einsames Wirtshaus, der „Eulenkrug“, wohin ich des graulichen Namens wegen als Knabe alle Erzählungen von Mordwirten und Räuberhäusern verlegte, und dann zeigt sich zur Rechten, im Grunde, das Dorf Brüsewitz, der Geburtsort des Grafen Schack, des Sammlers und Dichters.

Beim nächsten einsamen Wirtshause Rosenberg

hielt die Post. Ganz nahe dabei ist ein Denkmal im Walde, an der Stelle, wo Theodor Körner gefallen ist. Zu meiner Knabenzeit fand an diesem Tage, dem 26. August, dort alljährlich eine Feier statt; ob dies noch der Fall ist, weiß ich nicht.

Als wir uns dem Dorfe Lützow näherten, sah ich schon von ferne einen Wagen halten, der mich in seinem ganzen Habitus merkwürdig heimatlich berührte, und als die Post hielt, und ich abstieg, kam mir ein junger Mann in einem hellgrauen Sommeranzug und mit einem kleinen Schnurrbärtchen entgegen, der sich als Pastor W. zu erkennen gab und mich freundlich begrüßte. Mir drängte sich dabei ein großer Unterschied gegen die frühere Zeit auf, denn damals wäre ein Pastor in einem hellgrauen Sommeranzug und mit einem kleinen Schnurrbärtchen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Herr Pastor W. aber sagte mir, daß er trotzdem auf Reisen von seinen Amtsbrüdern sofort als ein Kollege erkannt würde und zwar auch von solchen, die nach alter Sitte schwarz und mit weißer Halsbinde gingen.

Wir stiegen auf den kleinen Stuhlwagen, und es berührte mich höchst eigentümlich, daß fast ganz dieselben kleinen, runden Litauer Pferde davor gespannt waren wie vor vierundvierzig Jahren. Zwar waren unsere hellbraun gewesen und hatten Peter und Liese geheißen, während diese Grauschimmel waren und Gries und Grag*) genannt wurden, sonst

*) Greis und Grau.

aber waren es von Aussehen und Behäbigkeit ganz dieselben Pferde und mit der gleichen Neigung behaftet zu träumerisch schläfrigem Dahinländern in einem Trabe, der sich vom Schritt nur durch das Aussehen, nicht durch das Tempo unterschied. Der Pastor gestand freimütig, daß sie wohl vor seinem Kutscher Respekt, vor ihm aber nur mäßige Achtung hätten, und daß er das Geheimnis, ihren Ehrgeiz anzustacheln, noch nicht ergründet hätte. Zwar redete er ihnen freundlich zu und rief mehrfach: „Auf, Kinder, es gilt! Auf, Gries! Auf, Grag! Munter, munter! Zeigt, was Ihr könnt!" wobei er die Spitze der Peitsche zärtlich, wie streichelnd, über ihre feisten Rücken tanzen ließ, aber dies machte gar keinen Eindruck; sie blieben „unentwegt" bei dem Tempo, das ihnen beliebte, und um ihre zufriedenen und satten Mäuler lag ein schmunzelndes Grinsen, was zu sagen schien: „Red' du man."

Bei Renzow verließen wir die Chaussee und bogen nun in den Landweg ein, der nach Perlin führt. Die Gegend wurde immer bekannter, und mir ward immer bänglicher um das Herz, denn, wie gesagt, ich hatte Furcht, das Paradies meiner Kindheit nicht so wieder zu finden, wie es so lieblich und anmutig mit allen Einzelheiten vor meinem inneren Auge stand. Wenn auch mein Orts- und Landschaftsgedächtnis von jeher außerordentlich scharf gewesen ist, so mußte doch immer bedacht werden, daß ich neun Jahre alt war, als ich mein Heimatsdorf verließ, und daß ich es vierundvierzig Jahre lang nicht wiedergesehen hatte.

Auf der Perliner Scheide, wie man dort statt Grenze sagt, war die große Kuhherde des Dorfes im Ueberschreiten des Weges begriffen, und wir gerieten mitten unter sie. Ein riesiger Bulle versperrte uns die schmale Straße und sah von der Seite mit finsteren Blicken auf uns hin. Der Pastor forderte ihn freundlich auf, Platz zu machen, und ließ die Peitschenspitze zart auf seinem Rücken tanzen, allein der alte, verwitterte Kuhhirt mußte erst seinen Hund schicken, ehe sich das gewaltige Tier bequemte, uns Platz zu machen. Dieser Kuhhirt war der erste Perliner, der uns begegnete, und ich wurde ihm sofort vorgestellt: „Sei hebben den Pastor Seidel doch noch kennt?“ sagte mein Begleiter.

Der Kuhhirt nickte grinsend.

„Dit is sin öllst Söhn, Heinrich!“

Kuhhirten und Schäfer sind überhaupt schweigsam; dieser schien es aber in ganz besonderem Grade zu sein, denn er machte seiner Verwunderung und Teilnahme nur in einem ungeheuren Lachen Luft, das er mit einem Aufwerfen des Kopfes von sich schoß: „Hohohohohoho!“ Dies war meine erste Begrüßung auf dem Gebiet meines Heimatsdorfes.

Mir war noch alles so vertraut und bekannt. Da waren die für die Perliner Feldmark charakteristischen Teiche oder wie man dort sagt „Sölle“, deren tiefschwarzes Wasser von alten, mächtigen Bäumen umstanden ist, und die in meinen nächtlichen Kinderträumen eine so grauliche und schreckhafte Rolle gespielt hatten; da standen noch überall zerstreut die alten, einzelnen Eichen

im Felde, in deren Schatten die Erntearbeiter ihre Mahlzeit verzehren, und deren gastliche Wipfel den schweifenden Vögeln Schutz und Unterkunft gewähren. Der letzte Teil der Straße lief in einen Hohlweg aus. Dort oben auf dem Ufer hatte ich gestanden, als hier, wo wir fuhren, auf einem ächzenden Wagen, der, wie ich glaube, von vierundzwanzig schnaufenden Pferden gezogen wurde, ein mächtiger Felsblock befördert wurde, der für das Paul Friedrichs-Denkmal in Schwerin bestimmt war.

Nun bogen wir in das Dorf ein, und es war mir, als hätte ich es erst gestern zuletzt gesehen, nicht vor 44 Jahren, so fest eingegraben stand alles in meinem Gedächtnis. Dort, wo es um die Ecke ging, mußte der Schmied wohnen, der zugleich Gastwirt war. Richtig, da war ja auch schon seine offene Werkstatt. Wir bogen nun in die Hauptstraße ein. Zur Linken wird sie begrenzt durch den gräflichen Park mit uralten, mächtigen Eichen und durch eine eingehegte Promenade, zur Rechten durch die hübschen, massiv gebauten Taglöhnerhäuser. Alles noch so wie früher. Ich kannte sie alle noch, nur das Schulhaus, wo ich mich mit der schwierigen Wissenschaft des b a — ba, b e — be, b i — bi und den Geheimnissen des Einmaleins beschäftigt hatte, war neu gebaut, lag weiter zurück und hatte ein Ziegeldach. Der hochgelegene Kirchhof mit seiner stattlichen Futtermauer von Feldsteinen, das alte Kirchlein, die riesigen Linden, der Glockenstuhl von graubemoostem Holzwerk, es war alles noch dasselbe. Nur war ich verwundert, als wir

plötzlich, ehe ich es vermutete, in den Pfarrhof einbogen. Da war etwas nicht in Ordnung gewesen, aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn ich bemerkte jetzt die erste Neuerung, nämlich daß man vom Thore aus das Pfarrhaus nicht mehr sehen konnte, weil sich vor ihm auf dem runden Rasenplatz die mächtige Kuppel eines Lindenbaumes emporgewölbt hatte. Wir fuhren um ihn herum, und nun lag das alte liebe Haus vor mir ganz so wie früher, nur daß es von oben bis unten mit Epheu berankt war und statt eines flachen ein Satteldach erhalten hatte, was man aber von unten gar nicht sah.

Ich wurde freundlich aufgenommen in diesem Hause, dem ich entsprossen war. Die kleine Frau Pastorin, ihre Mutter und ihre Schwester, alle kamen mir so liebevoll entgegen und suchten dem Erstgeborenen dieses Hauses seinen kurzen Aufenthalt so angenehm zu gestalten, daß ich sagen mußte, ich käme mir vor wie der verlorene Sohn, als er, jedenfalls wohl gegen seine Erwartung und gewiß zu seiner tiefen Rührung, bei seiner Rückkehr so festlich empfangen wurde. Zwar ein gemästetes Kalb hatte man nicht geschlachtet, aber doch eine Anzahl zarter junger Hühner, und festliches Wohlleben herrschte in diesem Hause zu meinen Ehren, so daß mir zu Mute war wie meinem Freunde Hennemann, als sein Onkel ihm zum Jahrmarkt eine ganze Mark geschenkt hatte und er verwundert und fast erschüttert über diese fürstliche Freigebigkeit in die Worte ausbrach: „Aber lieber Onkel, das kann ich ja gar nicht verlangen!"

Es war auch ein kleines Fräulein da mit einem Engelsköpfchen, Löckchen und Pausbacken, das hieß Ursula und begrüßte mich mit jener ruhigen Würde, die solche Armkinder an sich haben, und zeigte sich mir wohl geneigt, als wüßte sie schon, daß wir zu einander gehörten als Anfang und Ende einer langen Reihe. Denn am 25. Juni 1842 war ich als erster in diesem Hause geboren worden und am 4. August 1894 sie als die dreiundzwanzigste. Ja, in solch einem Pfarrhause nimmt oft viel Menschenschicksal seinen Anfang. Allein vom 26. Februar 1853 bis zum 31. Dezember 1861 wurden in diesem Hause neun Kinder geboren, also in jedem Jahr eins. Alle die Schicksale dieser Kinder eines Hauses zu verfolgen, möchte einen wunderlichen und scenenreichen Roman geben. Ich darf übrigens wohl verraten, daß seitdem schon wieder ein kleiner Besuch in diesem Hause angekommen ist, Erika, die vierundzwanzigste.

Nach dem Essen mußte ich natürlich alles besehen, alle die lieben vertrauten Zimmer, Keller und was da war. Unter der Treppe im Erdgeschoß war noch immer der grauliche dunkle Raum, aus dem in meinen Angstträumen das rattenartige, quieckende Tier hervorkam und mich in den Fuß biß. Im Garten hatte sich naturgemäß viel mehr verändert. Er war noch ebenso groß, aber er dehnte sich durch Grundstückaustausch bei Gelegenheit der Vergrößerung des dahinter liegenden gräflichen Parkes und des davor liegenden Kirchhofs jetzt mehr in die Breite als in die Tiefe aus, und von den alten, mir damals so wohl ver-

trauten Obstbäumen fand ich nur noch einen Sommerscheibenbaum wieder, an den sich noch dazu eine besondere Erinnerung knüpfte. Ich hatte einst einen seiner unreifen Aepfel auf einen Stock gespießt, um ihn über unser Haus zu schleudern, warf aber anstatt dessen mit großem Krach ein Fenster in dem Studierzimmer meines Vaters ein, was für mich zu einer recht schmerzlichen Katastrophe führte.

Der alte Baum war aber in diesem Sommer nicht mehr grün geworden, und ich sah nur noch seine Leiche.

Bei der Besichtigung der Umgegend traten wir aus dem Hofthore, und nun wurde mir mit einem Schlage klar, warum mir vorhin etwas nicht in Ordnung geschienen hatte, denn statt der vier stattlichen Bauernhöfe, die dort um den „Smärpool"*) herum gelegen hatten, und der beiden Taglöhnerkaten in der Ecke bei der Pfarrscheune, waren ringsum nur wallende Kornfelder zu sehen. Es starb plötzlich etwas in mir, das alle die vierundvierzig Jahre in meinem Geiste und in meiner Erinnerung gelebt hatte. Schon im Jahre 1867 waren diese Bauern „ausgebaut" worden, wovon ich nichts erfahren hatte. Mir war ungefähr zu Mute wie dem Sultan in der schönen Geschichte von Aladins Wunderlampe, als er eines Morgens aus dem Fenster sieht und anstatt des prachtvollen Palastes seines Schwiegersohnes einen leeren Platz erblickt.

---

*) Schmiedepfuhl.

Wir begaben uns nachher in die weitere Umgegend auf alten, lieben, bekannten Wegen zu den Seetannen, am lieblichen Dümmersee gelegen, und zur Pfarrwiese, wo ich zu meiner Freude noch denselben alten Nußbusch wiederfand, in dessen Schatten wir bei der Heuernte Eierkuchen gegessen hatten. An diesem und dem folgenden Tage ging ich mit dem Pastor in viele der sauberen Taglöhnerhäuser und drückte dort manche schwielige Hand. Es waren natürlich alles alte Leute, die sich meiner entsinnen konnten. Die Frauen fragten mich fast alle nach meiner Mutter, von der sie wußten, daß sie noch lebte, und ich hatte die Empfindung, daß sie sich diese noch immer so jung und hübsch vorstellten, wie sie damals gewesen war. Eine erzählte mir mit großem Stolz: „Ik bün jo dei tweit wäst, dei Fru Pasturin dei Kron upset't hett!“ und sprach zu mir von diesem wichtigen Augenblick ihres Lebens, als müsse ich mich dessen noch ganz genau erinnern, obwohl ich damals noch gar nicht geboren war. Die Braut trägt nämlich in jener Gegend eine hübsche Krone von farbigen und glänzenden Flittern und allerlei Bänderschmuck. Sie damit herauszuputzen ist das Amt der Pastorin.

In ein Haus aber gingen wir nicht, denn dort wohnte eine Feindin meines Vaters, die es ihm noch immer nicht verzeihen konnte, daß er sie vor mehr als fünfzig Jahren um einen sauer erworbenen Ruhm gebracht hatte. Der Vorgänger meines Vaters hatte der rationalistischen Richtung angehört, und es war bei ihm ein Katechismus im Gebrauch gewesen, der

dieser Richtung Ausdruck gab. Die alte Frau war damals in der Kinderlehre die beste gewesen und hatte den ganzen Katechismus „von Ur tau Enn'" geläufig herunterschnurren können, worauf sie nicht wenig stolz war. Nun kam mein Vater und führte den Lutherischen Katechismus ein, wodurch ihr mühsam erworbenes Wissen, ihr ganzer Stolz, plötzlich wertlos ward, und das hat sie ihm nie vergeben. „Hei hett uns dat Bauk*) nahmen!" sagt sie noch heut und ist schlecht auf ihn zu sprechen.

Am Abend waren wir bei dem jungen Grafen Bassewitz, dem jetzigen Besitzer von Perlin, dem Enkel dessen, der damals dort wohnte, und ich sah auch diese alten, lieben Räume wieder, die mir ehedem als der Inbegriff aller Vornehmheit erschienen waren. Das Haus hatte sich aber sehr verändert, denn es waren zwei neue Flügel angebaut worden, und die bescheidene Einfachheit und Farblosigkeit von damals hatte sich in modernen, vornehmen und farbenfreudigen Komfort verwandelt. Als ich aber mit dem Grafen bei leise beginnendem Regen auf der Freitreppe vor dem Hause stand, sah ich, daß der alte Gutshof noch ebenso aussah wie früher und auf den Stufen der Treppenwangen noch immer die Hortensien in Kübeln standen wie vor vierundvierzig Jahren. Auch der große Mahagonischrank, der die Süßigkeiten enthielt, und zu dem wir der alten Gräfin so gern, holder Hoffnungen voll, folgten, wenn sie uns dazu aufforderte, war noch

*) Buch.

vorhanden. Er wurde mir in einem Nebenraum gezeigt, wo er sein Altenteil genoß.

Als wir zum Pfarrhause zurückkamen, war zu meinen Ehren der Vorgarten illuminiert, und unter der Kuppel der stattlichen Linde, die mit ihren niederhängenden Zweigen einen laubigen Dom bildete, hingen im Kreise farbige Papierlaternen. Ich mußte wieder sagen: „Das kann ich ja gar nicht verlangen.“ Wir plauderten noch eine Weile in dieser stattlichen Laube, während der sanfte Regen auf die Blätter trommelte, und dann ging ich hinauf in das Zimmer, wo ich schon als Kind geschlafen hatte, und ruhte wieder einmal nach langen Jahren im Frieden meines Vaterhauses.

* * *

Am anderen Tage wurde die freundliche, kleine Landkirche besichtigt, die bis an den First mit Epheu und wildem Wein bewachsen war, ich suchte die alte Grabkapelle wieder auf, wo damals die junge Gräfin begraben wurde, und wo ich so oft gestanden hatte, mit dem Gesicht ans Gitter gedrückt, bis ich den Sarg und die vertrockneten Kränze darauf in der Dämmerung erkennen konnte; ich stieg wieder auf den Glockenstuhl und betrachtete mir die Glocken, wie ich das früher so oft gethan hatte:

„Die Glocken waren mir ein Heiligtum,
Sie hingen in dem alten Glockenstuhl
Von graubemoostem Holz. Ich pochte dran
Geheimen Schauers voll mit spitzem Knöchel

Und horchte, wie ein schwingend leiser Ton
Um die metallne Rundung lief . . ."

Dann gingen wir in die weitere Umgegend auf dem Wege nach Groß-Welzin, der mir in angenehmer Erinnerung war. Ich war geradezu erstaunt, als ich an den schönsten Teil dieses Weges kam, denn er überstieg bei weitem meine Erwartung, wie ich überhaupt die landschaftliche Umgebung meines Geburtsdorfes weit bedeutender fand, als ich erwartet hatte. Denn die Schönheit einer Landschaft zu erkennen, liegt noch nicht in dem Vermögen eines neunjährigen Knaben. Zwar die uralten, hohlen Weiden, in denen ich mich immer versteckte, wenn ich mit meiner Tante spazieren ging, die sich dann immer ungeheuer wundern mußte, wenn sie mich entdeckte, fand ich nicht mehr vor, aber ich glaube, man wird weit suchen müssen, bis man ein so wunderbares Stück alten breiten Landweges wieder entdeckt, überwölbt von so riesigen, uralten Buchen und Eichen. Ich habe seinesgleichen noch nicht gesehen und kann nur wünschen, daß dieses schöne Fleckchen Erde, so wie es ist, noch lange erhalten bleiben möge. Denn viele Jahrhunderte haben dazu gehört, diese unvergleichliche Pracht aufzubauen.

Wir sahen uns dann die „ausgebauten" Bauernhäuser an. Ihre Strohdächer hatten sich schon geschwärzt, und es sah aus, als hätten sie immer dort gestanden. Wir frühstückten auf einem Hünengrabe, das einen benachbarten Hügel krönte und mit alten, verkrüppelten Buchen geziert war, und tranken die

letzte vorhandene Flasche „Perliner“ dazu, nämlich vom Pastor gekelterten Johannesbeerwein. Dann schweiften wir weiter durch Wald, Feld und Wiese und brachten eine ganze Last von Pfifferlingen und Steinpilzen mit nach Hause.

Als wir bei Tisch saßen, kam mein erstes Kindermädchen, das schon einmal im Pastorhause gewesen war, um mich zu begrüßen. Sie freute sich sehr, als sie mich sah, fand mich aber etwas verändert, was ich ihr nicht verdenken konnte. Sie wohnte in dem benachbarten Renzow und hatte sich im Laufe der Zeit die Kenntnis gewisser chirurgischer Operationen angeeignet, die an jungen Hähnen ausgeübt werden, um ihre Gemütsart zu sänftigen und zu veredeln. Zur Ausübung dieser Kunst war sie nach Perlin gekommen. Sie erhielt einen großen Teller mit süßer Speise, und während sie diese auslöffelte, erzählte sie einige bemerkenswerte Ereignisse aus meiner frühesten Jugend, die sich um den alten Satz drehten: „Naturalia non sunt turpia“, und von solch einer drastischen Natürlichkeit waren, daß ich die jungen Damen bewundern mußte, die bei der Erwähnung solcher Züge aus dem Leben eines deutschen Dichters ihre Ernsthaftigkeit zu bewahren vermochten.

Nun aber war meine Zeit abgelaufen, und ich mußte scheiden von dem Orte, wo ich so über mein Verdienst liebevoll aufgenommen war. Diesmal fuhr uns der Kutscher, und es war merkwürdig, was Gries und Grag plötzlich für einen feinen Trab gehen konnten.

Als ich in der Post saß, die mich nach Schwerin brachte, von wo aus ich gleich weiter nach Berlin hin Anschluß hatte, überdachte ich noch einmal die letzten beiden Tage und war wohl zufrieden mit dem Besuch in meinem Geburtsdorfe. Mir war die gewohnte Enttäuschung erspart geblieben, klein und armselig vorzufinden, was groß und schön in der Erinnerung gestanden hatte; im Gegenteil, alles war in Wirklichkeit fast noch lieblicher und bedeutender, als ich gedacht hatte. Perlin war wirklich das idyllische Dorf und der freundliche Erdenwinkel meiner Erinnerung, und gute und liebe Menschen hatte ich dort kennen gelernt, sowohl im Schloß, als in der Hütte. Ich werde ihnen allen stets ein freundliches Andenken bewahren. Was ich in das Gästebuch des Pastors W. einschrieb, kam mir von Herzen:

„In Erinnrung lagen die Gefilde
Meiner Heimat mir in goldnem Schein.
Nun wird sich zu diesem lieben Bilde
Noch ein zweites, fast noch schönres reihn.“



Allerlei Tiere.

*





Die kleinen Geschichten, die ich hier erzählen will, haben sich nebst einer Reihe ähnlicher in meiner Familie zugetragen und verdanken ihren Ursprung der Liebhaberei für allerlei Getier, die, ein durchgehender Zug in meiner Familie, in meinem jüngeren Bruder Hermann zum besonderen Ausdruck gelangt ist. Da nun wohl selten ein Lieblingstier anders als auf eine unnatürliche Weise zu Grunde geht, so hätte ich hier eine ganze Reihe von tragischen Ereignissen schildern können. Ich ziehe vor, bei nachstehender Auswahl Trauriges und Heiteres in anmutigem Wechsel zu mischen.

Auf eine merkwürdige und noch immer nicht ganz aufgeklärte Weise kam eine weiße Maus zu Tode, die mein jüngster Bruder Paul in seiner Kindheit zärtlich pflegte. Das hübsche Tier war äußerst zahm und wohnte in einem kleinen Holzkasten mit Drahtgitter, der auf dem geräumigen Schreibtisch meiner Brüder stand. Dieser Käfig war nie verschlossen und das zierliche Geschöpf lief den ganzen Tag auf dem Schreibtisch zwischen den Büchern herum,

ohne jemals daran zu denken, seine Ausflüge, weiter auszudehnen. Eines Tages wurde eine wilde, schwarze Maus gefangen und trotz des Protestes meiner Mutter dem kleinen, weißen Prinzen zugesellt. Die Tierchen schienen sich gut zu vertragen, allein am andern Morgen war ein Loch in den Käfig genagt und die schwarze Maus verschwunden. Seit dieser Zeit war die weiße ganz verwandelt. Zwar von ihrer Zahmheit hatte sie nichts eingebüßt; sie duckte sich wie immer geduldig zusammen und stieß ein zartes Warnungsquietschen aus, wenn man sie in die Hand nehmen wollte, allein eine starke Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt; sie lief auf dem Tische schnüffelnd und suchend umher und probierte mehrfach über den Rand in die Tiefe zu gelangen. Eines Tages war sie verschwunden, jedoch nicht lange. Einige Zeit, nachdem ihre Abwesenheit bemerkt war, entstand ein erbärmlicher Lärm unter dem Fußboden des Zimmers, ein Gequietsch und Gerappel, wie es bei Familienzwistigkeiten unter den Mäusen gebräuchlich ist, erhob sich, und plötzlich kam aus dem Mäuseloch hinter dem Ofen die weiße Maus in großer Angst hervorgestürzt. Sie war offenbar herausgeworfen worden.

Einige Tage hielt sie sich nun ruhig auf ihrem Tische, jedoch der Friede ihres Gemüts war gestört. Meine Schwester behauptete, die Maus säße jeden Nachmittag am Rande des Tisches auf Zumpts Grammatik und seufze — die roten Augen sehnsüchtig auf das Mäuseloch gerichtet. Und es kam eine Zeit, wo

die Sehnsucht die Vorsicht überwog, und wo sie wiederum verschwunden war. Aber diesmal erhob sich ein Lärm, noch viel entsetzlicher als das erste Mal, und am Ende kam das Tierchen mühsam aus dem Mäuseloch hervor und blieb erschöpft auf dem Fußboden liegen. In seinem rosigen Schnäuzchen hatte es einen Biß und auf dem weißen Sammetfell standen rote Blutflecke. Man legte es auf Watte in eine Schachtel und flößte ihm Milch ein. Am andern Morgen lebte es noch, aber gegen Mittag ward es matter und matter, reckte sich noch einmal und verschied; mein Bruder sagte, an seinen Wunden, meine Schwester aber behauptete, an gebrochenem Herzen.

In seiner Sterbeschachtel ward der weiße Prinz im Garten feierlich begraben, und mein Bruder errichtete auf seinem Grabe ein Denkmal mit der Inschrift: „Hier ruhet tief betrauert von Paul Seidel seine weiße Maus."

Später hatte mein Bruder Hermann einen Turmfalken aufgezogen. Das Tier führte den Namen Hanne, war außerordentlich zahm und flog frei umher. Wenn mein Bruder ihn rief, schwang sich Hanne von einem benachbarten Dache oder aus der hohen Luft herab und setzte sich auf seine Hand. Eines Tages half aber alles Rufen und Locken nicht; der Vogel kam nicht, und man glaubte schon, er habe das Weite gesucht, als ihn Paul plötzlich acht Tage später auf dem Hofe eines kleinen, von Arbeitsleuten bewohnten Nebenhauses schreien hörte. Er stürzte so-

fort zu Hermann, und beide begaben sich spornstreichs in das Nebenhaus. Auf dem Hofe war eine ganze Familie um Hanne versammelt und der Hausvater fütterte den schreienden, offenbar sehr hungrigen Vogel mit Fleisch. Hermann ging gerade auf die Gruppe zu, und nun entspann sich folgendes dramatische Zwiegespräch:

„Dat's min," sagte mein Bruder, indem er auf Hanne deutete, der, als er meinen Bruder erblickte, im höchsten Grade aufgeregt wurde und mit den schmählich verstümmelten Flügeln schlug. Der Arbeitsmann sah meinen Bruder mit pfiffigem Grinsen von der Seite an.

„Dat gift väl so'n Vagels," sagte er.

„Denn faten S' em doch mal an," erwiderte mein Bruder. Nun hätte man aber Hanne sehen sollen, wie er laut schreiend mit den Flügeln schlug und mit Schnabel und Klauen die Hand des Arbeitsmannes von sich abwehrte. Hermann sah mit stiller Ueberlegenheit diesem Kampfe zu; endlich streckte er dem Vogel die Faust hin und sprach:

„Hanne, kumm!"

Hopp, da saß er. Triumphierend hielt mein Bruder dem verblüfften Mann das Tier unter die Nase:

„Watt seggen S' nu?"

„Je, denn ward dat doch woll Ehr Vagel sin," meinte er kleinlaut, und die beiden Brüder zogen im Triumph mit dem Wiedergefundenen nach Hause.

Ein dritter meiner Brüder, der Kapitän eines Hamburg-Amerikanischen Dampfers war, brachte eines Tages einen Waschbären mit, ein drolliges Tier, das außerordentlich zahm wurde, an dem aber wieder das Merkwürdigste sein sonderbares und tragisches Ende ist.

Er hatte eines Tages seine Kette abgestreift und sich, der ungewohnten Freiheit froh, auf die Wanderschaft begeben. Verschiedene Gärten hatte er schon durchmessen, ungesehen und unbelästigt, als ihn sein Forschungstrieb endlich in den Garten der Bürgerressource führte. Hier war er eben im Begriff, in den großen Tanzsaal, dessen Thür geöffnet war, einzutreten, als ihn das Schicksal ereilte und er gefaßt wurde. Man brachte das seltsame und unbekannte Geschöpf zu dem nächsten Tierverständigen dieser Gegend, zu einem Schlächtermeister. Dieser befühlte es und fand, daß es fett war, und da er bemerkte, daß von ihm etwas Besonderes in dieser Sache erwartet wurde, so folgte er dem Instinkt seines Berufes und erklärte, er könne in dieser Angelegenheit nichts weiter thun, als dieses ungebräuchliche Tier kunstgerecht zu schlachten. Worauf es auf den Block gelegt und abgestochen wurde. Mein Bruder kam nur eben noch zur rechten Zeit, um das Fell für sich zu retten.

Ein andermal hatte er drei kleine Eichhörnchen, so jung, daß sie noch aufs Saugen angewiesen waren. Es wurde eine Säugeflasche konstruiert mit einer Federpose als Mundstück, allein die Tiere glaubten nicht

an diese Vorrichtung und drehten mit muffigem Gesichtsausdrucke die Köpfe weg, wenn ihnen diese Flasche dargeboten wurde. „Aha," sagte mein Bruder, „ihr seid gewohnt, im Dunkeln zu trinken." Als ich an demselben Tage in sein Zimmer kam, war ich verwundert, nur die hinteren Teile seines Leibes zu bemerken, die aus seinem Bette hervorragten: der Oberkörper war ganz und gar unter dem Kissen verschwunden.

„Hermann, was machst du da?" fragte ich verwundert. Mit dumpfer, von Bettfedern halb erstickter Stimme gab er die vergnügte Antwort:

„Ich säuge meine Jungen!"

Er war mit der ganzen Eichhörnchengesellschaft unter die Bettdecke gekrochen, und dort in dem warmen Dunkel, wo sie sich zu Hause fühlten, glaubten sie an alles.

Ein Wagenfabrikant in der Stadt besaß einen Affen, den sein Sohn, ein Seemann, mitgebracht hatte. Dieser Affe wurde sehr oft verschenkt: er kam aber immer wieder, weil die Besitzer bald seiner müde wurden und ihn zurückbrachten. Auf den Besitz dieses Affen hatte Hermann schon lange seine Wünsche gerichtet, und als er eines Tages hörte, daß das Tier wieder einmal zu Hause sei, ging er zu dem Wagenfabrikanten und trug ihm sein Anliegen vor.

„Sei känen em giern kriegen, Herr Seidel," sagte dieser. „Un wenn sei em nich mihr hebben willen, denn schicken's em man na minen Swigersähn, Herrn Afkat Wulf; der hett seggt, hei wull em nehmen."

Der Affe wurde in der Thür des stets geöffneten Torfstalles angekettet, und erhielt eine alte, wollene Decke, in die er sich des Nachts einwickelte. Meinen Bruder liebte er alsbald zärtlich, allein mit den übrigen Bewohnern des Hauses hat er sich nie befreundet. Obgleich er sich nur kurze Zeit bei uns aufhielt, sind seine Thaten doch unzählige. Meine Mutter war eines Tages auf dem Hofe beschäftigt, Hauben, gestickte Tücher und ähnliches zartes Waschwerk selber zum Trocknen an die Leine zu hängen, und als sie sich nun nach der gethanen Arbeit umsah, um sich wohlgefällig des vollendeten Werkes zu freuen, da war die Leine leer, denn der Affe, in dessen Bereich diese Wäsche aufgehängt wurde, hatte alle Stücke hinter ihrem Rücken leise heruntergezupft und nebeneinander säuberlich in dem schmutzigen Rinnsteine wieder ausgebreitet.

Ganz besonders haßte das Tier unser Mädchen, das eine große Furcht vor ihm hatte. Er suchte es fortwährend durch grinsendes Fletschen der Zähne und durch plötzliche Angriffe aus dem Hinterhalt zu ängstigen, so daß es nur mit Furcht und Zittern in den Stall ging, um Torf zu holen. Einmal hatte er es dermaßen bei dieser Gelegenheit ins Bein gebissen, daß es nicht mehr dazu bewogen werden konnte, diesen Stall zu betreten. Der Affe wurde deshalb eine Treppe höher in der Bodenluke angekettet, wo er von nun ab sein Wesen trieb und die Menschheit von oben verachtete.

Eines Tages hörte mein Bruder ein erbärmliches

Hilfegeschrei auf dem Hofe, und als er hinabeilte, fand er unser Mädchen in einer tragikomischen Situation. Es hatte unter der Bodenluke Wäsche aufgehängt, ahnungslos und keines Ueberfalles gewärtig. Der Affe hatte es anfangs von oben beobachtet; dann war er leise an seiner Kette hinabgeklettert, die mit einem Riemen um den Unterleib befestigt war, hatte sich daran hinabhängen lassen und vermöge seiner Fähigkeit, wenn es eine Bosheit galt, sich regenwurmartig zu verlängern, war es ihm geglückt, das spärliche Haargeflecht des Mädchens zu ergreifen, und nun war er beschäftigt, mit einem Ausdruck teuflischer Befriedigung das arme, wehrlose Geschöpf zu zausen und zu zerren, bis endlich mein Bruder Erlösung brachte.

Eine besondere Fertigkeit besaß er darin, sich seiner Kette trotz aller Vorsichtsmaßregeln zu entledigen, um seine Freiheit dann zur Ausübung der wildesten und verwerflichsten Thaten zu mißbrauchen. Er wurde weit von unserer Wohnung in fremden Betten vorgefunden, aus denen er, als man sich ihm näherte, entfloh; er stieg in alle Fenster ein, die er offen fand, und stiftete unsägliches Unheil; er verdarb die Jugend, ärgerte das Alter und verursachte Aufruhr und Rebellion. Endlich, nachdem er durch seinen Unfug einen ganzen friedlichen Stadtteil in Empörung versetzt, einen Straßenauflauf hervorgerufen und die löblichen Organe der Sicherheitsbehörden von den Dächern herab verhöhnt hatte, erhielt meine Mutter ein Schreiben von der Polizei, durch das sie „wegen

unbefugten Umherlaufenlassens wilder Tiere" in zwei Thaler Strafe genommen wurde. Dies gab dem Affen den Rest, und mein Bruder erhielt strengen Befehl, das Tier augenblicklich abzuschaffen. Er erinnerte sich der letzten Worte des Wagenfabrikanten und beauftragte einen Dienstmann, den Affen mit einer Empfehlung von ihm bei dem Advokaten Wulf abzuliefern.

„Ne, ik fat em nich an," sagte dieser, „hei bitt."

Der Affe wurde in einen Sack gesteckt und sollte nun dem Dienstmann übergeben werden.

„Ne," hieß es wieder, „so fat ik em noch nich an; hei bitt."

Der Dienstmann mußte eine Karre holen, und nun fuhr er den Affen, der in seinem Sack die wahnsinnigsten, turnerischen Evolutionen vollführte, davon. Auf dem Hofe des Advokaten stülpte er die Karre um und sagte:

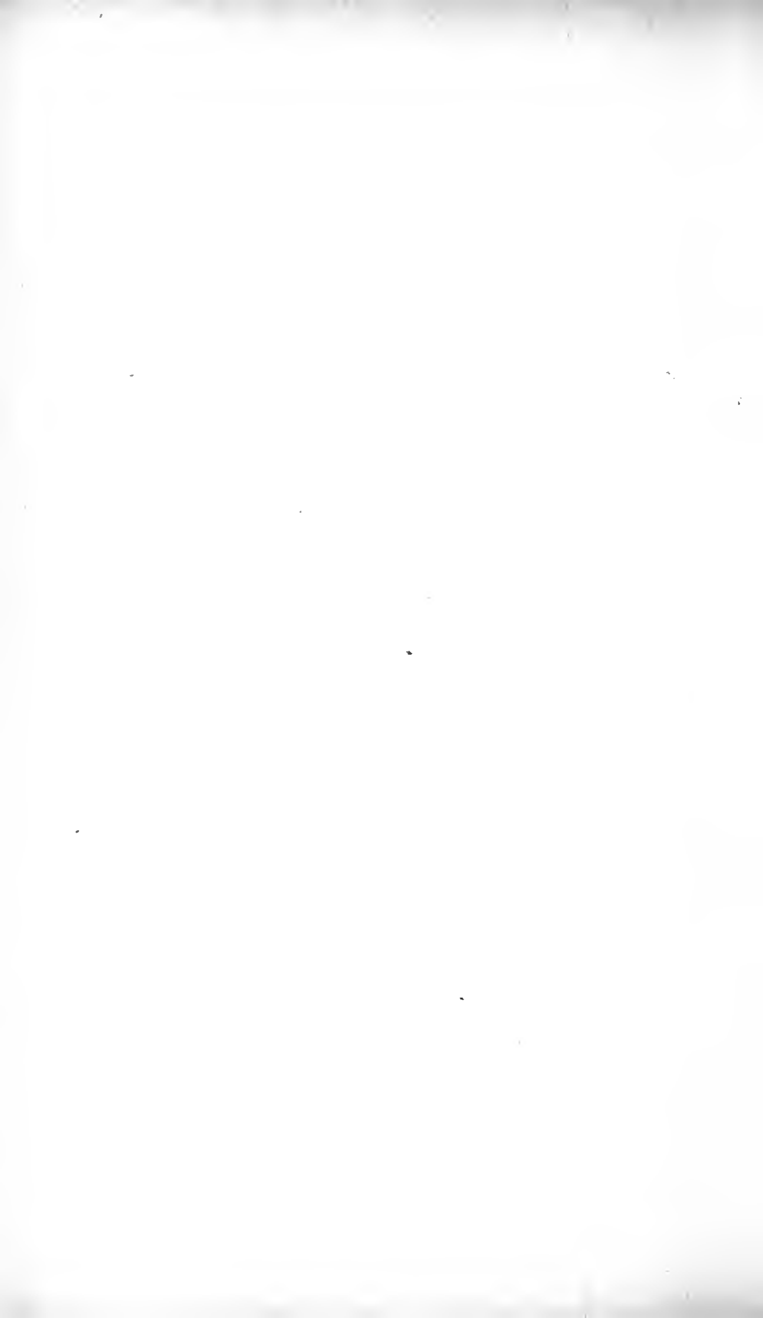
„Ne Empfehlung von Herr Seidel, un hier wir dei Ap!"

Herr Wulf, der ebenfalls ein Tierfreund war und sich viele Hühner und zwei prachtvolle Pfauen hielt, beging die Unvorsichtigkeit, den Affen auf der Mauer seines Hofes anzuketten, die seinen Pfauen zum Lieblingssitz diente. Eine Stunde später hatte er diese beiden prachtvollen Tiere des herrlichen Zierats ihrer Schweife bis auf die letzte Feder beraubt. Das Maß war voll. Der Affe wurde in einen vergitterten Käfig gesperrt und nach Dömitz geschickt, wo sich ein Liebhaber ebenfalls zu ihm gemeldet

hatte. Dömitz ist die einzige Festung des Landes, und so darf man wohl annehmen, daß er zur Strafe für seine unzähligen Schandthaten sein verbrecherisches Leben auf der Festung beschlossen hat, denn seitdem hat man niemals wieder von ihm gehört und seine Spur ist verloren gegangen.

Polly Seidel.

*





I.

Ich möchte, ich könnte dir gerecht werden, alter Polly. Wenn ich dich auf deinem so wohlgelungenen Lichtbilde vor mir sitzen sehe, wie du mit aufmerksamem Blick den verdächtigen Kasten des Photographen und das wunderliche Gebaren dieses Mannes betrachtest, da kommen mir vor diesen klugen Augen die Bedenken, ob ich es erreichen werde, dein Charakterbild richtig auf die Nachwelt zu bringen, ob es mir gelingen wird, das seltsame Gemisch von Egoismus und Güte, von Spitzbüberei und Ritterlichkeit, von Schlauheit und treuherzigem Sinn so darzustellen, wie du es verdienst. Denn die Gerechtigkeit erfordert es ja, zu sagen, daß du ein gemischter Charakter warst, nicht einer von jenen gepriesenen Hunden, deren edle Thaten uns in der Jugend Thränen der Rührung entlockten. Nein, du warst eher zu vergleichen jenen genial angelegten Menschennaturen, die ihre Begabung erproben auf Gebieten, die mit Gesetzen eingezäunt sind, von deren schlauen Thaten wir wohl mit Vergnügen hören und lesen, uns aber wohl hüten, sie unsern Kindern als Muster

aufzustellen. Um aber mit solchen Vergleichen in deiner eigenen Verwandtschaft zu bleiben: es floß ein Tropfen vom Blute des alten Reineke Fuchs in deinen Adern, von dessen Streichen wir ja auch stets gerne vernommen haben, obwohl er dir an Schuftigkeit himmelhoch, oder soll man sagen höllentief, überlegen war.

II.

Ich habe es in meinem Leben als einen Segen empfunden, Brüder zu besitzen, die dreizehn und sechzehn Jahre jünger waren als ich. Wenn ich mich noch heute mit dreiundfünfzig Jahren so jung fühle wie nur irgend einer, so habe ich das, wie ich meine, dem Umstand zu verdanken, daß ich mit der Jugend und ihrer Denkart niemals außer Berührung gekommen bin, daß ich meine eigene Kindheit in dem Heranwachsen meiner Brüder zum zweitenmal erlebte, und als diese zu gesetzten Männern geworden waren, selber Kinder hatte und eine dritte Jugend mitleben konnte.

In meinen Brüdern sah ich alle meine Jugendneigungen zum zweitenmal und oft in verstärktem Maße wieder wach werden. Als ich dem älteren der beiden in seinem siebenten Jahre erzählt hatte, daß ich als Knabe Eier gesammelt und Meisen gefangen und mir eine Vogelstube eingerichtet habe, erfüllten ihn schon damals diese Thatsachen mit stürmischer Begeisterung, und er ließ nicht nach mit Fragen und Quälen, bis er das Wenige aus mir heraus hatte,

was ich damals von unserer einheimischen Vogelwelt wußte. Dies Interesse verließ ihn nie in seinem Leben wieder, und in seinem zwölften Jahre hatte er schon alles übertroffen, was ich je in dieser Hinsicht geleistet hatte, war für seine Jahre schon ein kleiner Kenner dieser Dinge und hatte stets eine Menge Vögel und anderes Getier um sich. In seinem vierzehnten Jahre stand er im Tauschverkehr mit dem Berliner Aquarium und handelte sich dort ausländische Vögel ein für selten zu habende inländische, die er aufgezogen hatte, und als er mich um diese Zeit in Berlin besuchte, kam er einmal in heftiger Aufregung und mit ganz rotem Kopf nach Hause, denn er hatte es gewagt, im Aquarium dessen Direktor, den großen Brehm selber, anzureden, und dieser war huldvoll gegen ihn gewesen, hatte ihn überall herumgeführt und ihm alles selber gezeigt.

Damals wollte er Zoologe und Afrikareisender werden, das stand so fest, daß eigentlich niemand daran zweifelte; nachher ist er aber doch, wie so mancher mit solchen Vorsätzen, am Brotstudium hängen geblieben. Von einer kleinen Menagerie ist er aber immer umgeben gewesen, wo er sich auch befand.

Ihm und seiner kindlichen Begeisterung verdanke ich es, daß bei mir das eingeschlafene Interesse an der einheimischen Vogelwelt wieder erwachte, was dazu leitete, daß ich später das Leben und Treiben der Vögel in meine kleinen Geschichten verflocht auf eine Weise, die vordem wohl derartig nicht bekannt gewesen ist.

III.

Mein Bruder war es, der eines Tages Polly als ein längliches, weiß und braun geflecktes Wollknäuel mit vier Beinen nach Hause brachte, in der Absicht, ihm eine Erziehung angedeihen zu lassen, die ihn zu einer Zierde seines Geschlechts machen sollte. Polly war von keiner besonderen Rasse, am ersten hätte man ihn wohl einen Wachtelhund nennen können, aber an Klugheit ließ er nichts zu wünschen übrig und lernte in dem ersten Jahre seines Lebens und auch später alle möglichen Künste. Von so lächerlichen Alltäglichkeiten, wie „Pfote geben", „Schildwache stehen", „auf zwei Beinen gehen", „über den Stock springen" und „apportieren" will ich gar nicht reden, das war selbstverständlich. Er lernte aber auch allerlei zusammengesetzte Springkünste, die man sonst nur im Zirkus sieht, er machte „Such verloren" nach Gegenständen, die beim Spaziergang heimlich beiseite geworfen waren, und fand sie sicher auf große Entfernungen. Sagte man zu ihm: „Es ist heiß, Polly!" so sprang der kleine Hund mit einem unglaublichen Satz in die Höhe und nahm einem den Hut ab. Dies alles hat man auch von anderen Hunden gesehen, aber eine Spezialität hatte er, die sich mein Bruder selber ausgedacht hatte, und die, wie ich glaube, ganz neu war. Dem sitzenden Hunde wurde ein Leckerbissen auf die Nase gelegt, irgend etwas, das er gern aß. Nebenbei bemerkt, eine Eigentümlichkeit meines Bruders war, daß er nie von einem Tier den Ausdruck „fressen",

sondern stets „essen" gebrauchte. Also der Hund saß da mit einem Stück Zucker oder dergleichen auf der Nase, und mein Bruder neben ihm, ohne ihn anzusehen. Die Pointe war nun, daß Polly den Leckerbissen nicht eher nahm, als bis mein Bruder das Wort „da" aussprach. Durch dieses Kunststück bewies der Hund außerdem, wie man sehen wird, daß er mehr konnte als die meisten Sachsen, daß er nämlich t von d zu unterscheiden verstand. Mein Bruder sagte nun in gleichgültigem Tone: sa, la, ma, na, ra, ba, ka u. s. w. manchmal durch das ganze Alphabet, ja sogar ta, ohne daß sich der Hund rührte. Kam aber mitten dazwischen ohne weitere Betonung und ohne das geringste Zeichen das Wörtchen: „da", so warf der Hund die gute Sache auf seiner Nase in die Höhe, fing sie mit dem Maul, oder, wie mein Bruder sagte, Munde und verzehrte sie mit Behagen.

Durch dieses Kunststück haben sich Herr und Hund mit Ruhm bedeckt und bei Vorstellungen war es immer die Schluß- und Glanznummer. Da nämlich mein Bruder sein ganzes Taschengeld und was er sonst erlangen konnte zur Anschaffung von Tieren und deren Käfigen verwendete, sowie für das teure Futter der Insektenfresser und Raubvögel, als da sind frische Ameiseneier, Mehlwürmer, Rinderherz und dergleichen, so versuchte er zuweilen seinen zerrütteten Finanzen durch eine Vorstellung in der höheren Tierdressur wieder aufzuhelfen, was auch von Erfolg begleitet war, wenn als Zuschauer genügend ältere Brüder, Onkel, Tanten oder Freunde des Hauses zu-

gezogen waren, die der Wohlthätigkeit keine Schranken setzten. Da wurden denn allerlei Vögel, Kaninchen, Eichhörnchen und dergleichen vorgeführt, oder eine Wachtel, die auf den Ruf: „Wachtel kum rut!“ in ihrem vor das Bauer gehängten Futterhäuschen erschien, auf den Ruf: „Wachtel gah rin!“ aber wieder in dem dunkeln Käfig verschwand. Der „Star“ der Gesellschaft war immer Polly mit seinem vielseitigen Programm. Besonders gut machte er auch das alte Hundekunststück, sich tot zu stellen und auf den Ruf: „Der Schinder kommt!“ mit freudigem Gebell wieder zu neuem Leben zu erwachen. Der letzte tiefe Seufzer, den er ausstieß, ehe sich sein Leib ausstreckte und leblos wurde, hatte förmlich etwas Ergreifendes an sich. Da ich nun gerade des „Schinders“ erwähne, wie man in meiner Vaterstadt den Hundefänger nannte, weil die Knechte des Abdeckers dies allgemein gemißbilligte Geschäft besorgten, so will ich eine kleine Geschichte vorwegnehmen, die eigentlich in eine spätere Zeit dieses Hundelebens gehört, als Polly schon ein recht gemischter Charakter geworden war.

In meiner Vaterstadt mußten die Hunde nur zu gewissen Zeiten und auf besondere Verordnung Maulkörbe tragen. Als wieder einmal solcher Fall eingetreten war, kam eines Tages der Hundefänger mit dem maulkorblosen Polly auf dem Arme an, und dieser mußte gegen einen bestimmten Strafsatz wieder eingelöst werden. Da nun der Hund damals schon die Gewohnheit heimlichen Umherschweifens angenommen hatte, was der Hundefänger wohl wußte,

so dachte der spekulative Mann aus dieser Eigenschaft eine Quelle des Wohlstandes für sich zu machen und stellte dem Hunde von dieser Zeit an mit vieler List nach. Aber er hatte die Rechnung ohne Rücksicht auf Pollys ungewöhnliche Klugheit gemacht, denn niemals ließ dieser ihn oder einen anderen Hundefänger wieder an sich kommen. Diese Sorte kannte er jetzt, und er wußte genau, daß bei zehn Schritt Entfernung ganz gut mit ihnen zu verkehren war, näher heran wurden sie aber ungemütlich. Denn er entfloh durchaus nicht vor dem Hundefänger, er hielt nur immer einen respektvollen Zwischenraum aufrecht, den auch liebevoll dargebotene Knochen oder gar Wurstenden um nichts verringerten.

Als mein jüngster Bruder einmal aus der Schule nach Hause kam, sah er schon von fern einen kleinen Volksauflauf hoffnungsvoller Jugend aus der Nachbarschaft vor unserem Hause, und als er näher kam, wurde ihm auch der Grund klar. Der Hundefänger hatte sich vor der Hausthür aufgestellt und auf der anderen Seite der Straße, auf dem Bürgersteige, saß mit etwas schiefgeneigtem Haupte Polly und sah so harmlos aus wie die Unschuld vom Lande. Hier kam es offenbar darauf an, wer am längsten aushielt, und die umstehende Corona wartete mit Spannung darauf, wie sich die Sache entwickeln würde. Als mein Bruder an die Hausthür trat, belebten sich die Züge des Hundes ein wenig, er hielt den Kopf noch ein wenig schiefer, sah gemäßigt freundlich aus und klopfte mit dem Schwanze sacht das Straßenpflaster. Es fiel

ihm aber gar nicht ein, seinen Platz zu verlassen, doch sein ganzes Wesen sprach deutlich wie mit Worten, was nun folgt: „Ich seh' dich wohl, mein Lieber, und meine Pflicht wäre es, dich freudig zu begrüßen. Gewiß. Aber es geht nicht. Du siehst ja den Mann, das ist ein böser Mann. Vorn sieht er freundlich aus und hat auch manchmal Wurst, hinter dem Rücken hält er aber etwas, was ich kenne. Nimm's nicht übel, ich bleib' noch ein wenig draußen."

Mein Bruder ging ins Haus, um den Hund nicht in Versuchung zu führen, und beobachtete am offenen Fenster hinter der Gardine die Scene weiter. Die Corona machte ihre Bemerkungen: „Du, Polly, gah' mal ran an den Mann," sagte der eine, „hei will di'n Halsband schenken."

„Ja, dat's Polly Seidel," rief ein anderer, „den'n kriegt hei nich. Dei Aas is tau klauk. Ick sett drei Posthürn*) gegen einen Büchsenknoop, dat hei em nich kriegt."

In diesem Augenblick ging in Pollys Zügen eine Veränderung vor, ihm kam ein rettender Gedanke. Warum war ihm denn der alte Schleichweg nicht eher eingefallen durch den stets geöffneten Thorweg des Hauses am benachbarten Ziegenmarkt, den er doch sonst bei solchen Ausflügen mit Vorliebe zu benutzen pflegte. Nein, wie konnte man doch so dumm sein und hier mit diesem ekligen Manne so viel schöne

*) Beim Anwerfspiel mit Knöpfen bildet der Hosenknopf die Einheit. Ein Posthorn (Uniformknopf der Postbeamten) gilt sechzehn Hosenknöpfe.

Zeit vertrödeln! Langsam und bedächtig erhob er sich und trollte sich ganz still mit hängendem Schweife davon. Zwei Minuten später war er bei meinem Bruder im Zimmer.

Der Hundefänger wollte sich durch solche Finte nicht täuschen lassen und wartete geduldig noch über fünf Minuten lang, bis er endlich, durch irgend ein Geräusch aufmerksam gemacht, sein Haupt erhob und gerade in Pollys freundliches Gesicht blickte, der neben meinem Bruder im Fenster lag und sich seinen Feind mit großer Teilnahme betrachtete. Nun war es an dem Hundefänger, sich zu trollen, was er auch that, jedoch nicht, ohne den Aerger über seine getäuschten Hoffnungen in einen Fluch von mindestens zwanzig Pferdekräften konzentriert zu haben.

IV.

Polly war ein sehr mutiger Hund und wich keinem Kampfe aus. Doch auch den Gefühlen der Freundschaft war er zugänglich; sein Intimus hieß Spitz Bockhold und wohnte in einem Nachbarhause. Die beiden Hunde verkehrten durch die Gartenhecken miteinander, und ich glaube wohl, daß Polly manchen vergrabenen Knochen mit dem Spitze geteilt hat. Das ist bei einem Hunde sehr viel, denn Knochen bedeuten ihre Schätze, und sie pflegen sie ebenso eifersüchtig zu hüten, wie ein Geizhals die seinen.

Sein am meisten gehaßter Feind aber hieß Spitz Seelig und hatte in der Nähe des benachbarten Ziegen-

marktes seinen Wohnsitz. Wenn man mit Polly ausging, war es bemerkenswert zu sehen, wie er, schon ehe es um die Ecke ging und ehe er seinen Feind sehen konnte, die Kriegsflagge hißte und eine Art von spanischem Tritt annahm, wobei er den Kopf sehr hoch trug und die Schnauze (Nase, würde mein Bruder gesagt haben) ein wenig vorstreckte. Kam er dann um die Ecke und erblickte seinen Feind, der, wie es oft geschah, vor der Thüre saß und ins Wetter guckte oder auf der Straße ein wenig nach Eßbarem botanisierte, so schoß er in gestrecktem Laufe auf ihn los, und im nächsten Augenblick waren die beiden Hunde ein wirres Kampfknäuel, und ihr Kriegsgeschrei schallte über den ganzen Ziegenmarkt. Diese Fehde dauerte, solange die beiden Hunde lebten, und das Kriegsbeil wurde zwischen ihnen niemals begraben. Es ist nicht ergründet worden, woraus diese Feindschaft entstanden war; heutzutage würden manche zu der Ansicht neigen, Polly sei Antisemit gewesen.

Eine weitere Merkwürdigkeit an diesem Hunde war sein Verständnis für das menschliche Wort, und die beredte Art, in der er selber zu sprechen wußte. Er konnte sozusagen alles verstehen und alles sagen. Wenn er im Nebenzimmer lag, und in ganz ruhigem Tone von ihm gesprochen oder eine Geschichte von ihm erzählt wurde, so merkte man plötzlich an dem leisen Klopfen seines Schwanzes, daß er sehr wohl wußte, von wem die Rede war. Zuweilen erschien er dann auch wohl in der Thüröffnung, und indem er sich mit vorgestreckten Beinen ein wenig reckte, sagte

sein ganzer Ausdruck: „Nun, wenn ihr etwas von mir wünscht — hier bin ich!“

Mein Bruder behauptete manchmal ganz ernsthaft, er verstünde überhaupt alles, was gesprochen würde. Wenn ich einmal zu Besuch kam, und die Brüder gingen zum Bahnhof, um mich in Empfang zu nehmen, wußte er jedenfalls ganz genau, worum es sich handelte, und zeigte dies schon vorher durch seine freudige Erregung. Ob er dies schloß aus der häufigen Erwähnung meines Namens, der solchem Akte naturgemäß voranging, oder woraus sonst, weiß ich nicht. Jedenfalls aber erhielt ich oft, ehe mich meine Brüder noch gesehen hatten, den ersten Gruß beim Aussteigen von Polly, der wie toll an mir in die Höhe sprang und auf dem Nachhausewege fortwährend in wilder Freude vorausschoß und wieder zurückkehrte, um dann jedesmal einen wahren Kriegstanz um mich herum auszuführen.

Die verschiedenartigsten Befehle meines Bruders befolgte er aufs Wort, auch wenn sie in leisem gleichgültigem Tone mitten aus anderer Rede heraus gegeben wurden, das heißt in seiner besten Zeit; später, als er älter und bequemer geworden war, legte er sich gern aufs Bitten, wenn ihm etwas nicht paßte. Und er konnte ganz unwiderstehlich bitten, zum Beispiel, wenn er von dem Sofa herunter sollte, wo er für sein Leben gerne lag. Er warf sich dann auf den Rücken und bewegte die Vorderpfoten, drehte und wand sich mit dem ganzen Leibe und lächelte unbeschreiblich liebenswürdig. Man verstand ganz gut, was er sagte:

„Ach, laßt mich doch hier liegen, ich bin ja keinem im Wege. Der Fußboden ist so kalt und hart, und auf dem Sofa lieg' ich für mein Leben gerne. Seid keine Unmenschen."

V.

In diesem Alter zeigte er auch seine Kunststücke schon ungerne und nur, wenn er bei sehr guter Laune war. Sonst verlegte er sich bald aufs Bitten, wobei er sich ebenfalls auf den Rücken warf und deutlich sagte: „Ach, verschont mich doch mit dem Unsinn. Die Kindereien kennt ihr ja alle längst. Sie machen einem keinen Spaß mehr, wenn man in die Jahre kommt, und sie haben ja auch gar keinen Zweck."

Das war schon um die Zeit, wo Polly bereits die Verbrecherlaufbahn beschritten hatte und seine erlernten Künste und seine große Klugheit zu allerlei verwerflichen Thaten ausnutzte.

Es kam eine Zeit, da von den Eiern, die die Hühner meiner Mutter legten, fast immer nur die Schalen vorgefunden wurden. Weil nun manche Hühner die Unart haben, die frischgelegten Eier anzupicken und zu verzehren, welches Fehlers sie nicht wieder entwöhnt werden können, so forschte man nach dem Uebelthäter, um ihn dem Kochtopf zu überliefern, konnte ihn aber nicht entdecken. Da wurde eines Tages Polly beobachtet, wie er auf das Kakeln eines Huhnes in den Stall schlich und nach einer Weile wieder zurückkam, während er sich behaglich die Schnauze leckte. Nun galt es den Missethäter auf frischer That zu über-

führen, und mein jüngster Bruder übernahm es, sich in einer dem Hühnerstall benachbarten Lokalität zu verstecken, wo er durch eine Thürritze den Ort dieser Schandthaten übersehen konnte. Er wartete geduldig stundenlang, bis sich endlich das Kakeln eines Huhnes vernehmen ließ. Kaum ertönten diese verheißungsvollen Laute, als Polly mit vorgeschobenem Kopfe hereingeschlichen kam, auf das Nest zuging, die Oberlippe fletschte und mit den spitzen Reißzähnen das Ei säuberlich anhieb, um es dann mit gekrümmter Zunge behaglich auszuschlappen. Da aber kam das Verhängnis über ihn, mein Bruder hatte ihn am Genick, drückte die verbrecherische Schnauze in das corpus delicti und machte ihm mit einem bereitgehaltenen Röhrchen a posteriori klar, daß warme, frischgelegte Eier kein Frühstück für wohlerzogene Hunde sind, worüber Polly mit großem Jammergeheul quittierte und sich diese Strafe so zu Gemüte zog, daß nie wieder ein Ei fehlte. Noch nach Jahren erweckte es in ihm die schmerzlichsten Gefühle, wenn man ihm ein Ei vorhielt. Sein ganzes Wesen drückte dann Niedergeschlagenheit und Beschämung aus, er trug den Schwanz Halbmast und schlich leise winselnd an die Thür.

Um diese Zeit gestaltete sich der Vormittag für Polly etwa in folgender Weise. Er hatte strenge Ordre, während meine Brüder von acht bis zwölf die Schule besuchten, zu Hause zu bleiben, und wußte das auch recht gut. Darum entließ er diese mit teils echter, teils heuchlerischer Trauer, sein ganzes Wesen war in ge=

dämpfte Wehmut getaucht und sprach etwa folgendermaßen:

„Ja, da geht ihr nun und laßt mich allein. Wenn ihr von mir geht, so umfängt mich Kummer. Aber ich kenne meine Pflicht — ich hüte das Haus — es ist zwar furchtbar langweilig, aber ich hüte das Haus. Tröstet mich doch wie ein Stern in dunkler Nacht der Gedanke, daß ihr wieder kommt. O, wie ersehn' ich diesen herrlichen Augenblick! Lebt wohl, lebt wohl!" Dabei waren aber seine Gedanken schon auf all die vergnüglichen Abenteuer gerichtet, die ihm nun bald blühen sollten. Waren die Brüder dann fort, so blieb er zur Sicherheit noch ein Weilchen im Hause, denn es konnte ja sein, daß einer von ihnen etwas vergessen hätte und zurück käme. Hielt er dann die Zeit für gekommen, so ging er auf den Hof und nahm mit einem ungeheuren Anlauf das Gartengeländer. Wer das nicht einmal mit angesehen hat, hätte es nie für möglich gehalten, daß der kleine Hund dies Hindernis zu überspringen vermöchte. Das Geländer bestand zwischen den Pfosten aus zwei Balken, an die senkrechte, oben zugespitzte Latten genagelt waren. Der Hund setzte nun bei seinem Anlauf auf dem unteren Balken auf und sprang so hoch, daß er gerade sein Kinn zwischen die oberen Enden zweier dieser zugeschrägten Latten klemmen konnte. Dann warf er, also hängend, mit großer Gewandtheit und Kraft den Leib so herum, daß er mit den Hinterpfoten die obere Seite des Geländers erfassen konnte, und in derselben Sekunde war er auch schon hinüber; das Ganze dauerte nur einen

Augenblick. Alle Nachbargrundstücke in dieser Gegend hatten einen Gang nach dem Wasser, einer flachen Bucht des Schweriner Sees, die „Der Beutel" genannt wird, und da der Thorweg des einen dieser Häuser, das einem Fuhrmann gehörte, den ganzen Tag über nicht geschlossen wurde, so stand Polly jetzt die ganze Welt offen. Er besuchte nun zunächst vielleicht Spitz Bockhold und tauschte mit ihm einige Höflichkeiten aus, dann wandte er sich zum Wasser, wo auch stets etwas Interessantes vorkam, und danach begab er sich auf den geräumigen Hof des Fuhrmanns, wo es allerlei Vieh gab und große Misthaufen und Unratgruben, und wo vielerlei pikante, für Hundenasen angenehme Düfte wehten. Durch den allezeit offenen Thorweg betrat er dann den Ziegenmarkt, nicht ohne sich schon vorher auf Spitz Seelig vorbereitet zu haben. War dieser zugegen, gab's einen kleinen fröhlichen Kampf, und danach begab er sich auf den Markt, um sich zu seiner Stärkung ein wenig Fleisch zu kaufen. Nicht, daß er gerade ein Portemonnaie mit sich geführt hätte, nein, er bestritt diesen Einkauf von dem Kapitale seiner großen Geriebenheit, List und Gewandtheit. Auf dem Markte war es ungemein interessant, dort gab es allerlei herrliche Gerüche, dort waren auch manche Kollegen zu finden, mit denen er nach guter Hundesitte die Zeremonien der Begrüßung austauschte, aber am stärksten zog es ihn doch immer nach den Orten hin, wo es das Fleisch gab und behäbige Männer in weißen Schürzen mit Messer, Beil und Haublock hantierten.

Wie er bei einem solchen Einkauf verfuhr, ist einmal heimlich beobachtet worden. Er trieb sich dort herum, „doch man so," wie man in Mecklenburg sagt. Es war der reine Zufall, daß er an dieser Fleischbude vorbei kam, und nichts gab es, was ihm gleichgültiger gewesen wäre. Er ging dort scheinbar so ohne Teilnahme an seiner Umgebung herum wie ein Stutzer, der, die Hände auf den Rücken gelegt, die neueste Operettenmelodie vor sich hinsummt und nach seiner Gewohnheit an gar nichts denkt. Dabei war er aber ganz Auge und Ohr und Spannkraft und hatte sich längst ein passendes Stück für seinen Einkauf ausgesucht. Drehte dann der betroffene Mann den Rücken oder erschien der Augenblick sonst passend, indem sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf irgend ein anderes Vorkommnis richtete, so sprang er mit einem geräuschlosen Tigersatz zu und war im nächsten Augenblick spurlos mit seiner Beute verschwunden, um in einem verborgenen Winkel sein delikates Frühstück hastig zu verzehren.

Nun begab er sich wohl gestärkt und gehobenen Mutes auf weitere Abenteuer, trieb sich überall herum, wo es ihm Spaß machte, focht auch wohl hin und wieder einen kleinen Kampf aus, schnüffelte überall herum, gab hier und da seine Visitenkarte ab und richtete es so ein, daß er sich um halb zwölf ganz still und geräuschlos im Hause wieder einfand. Kamen dann meine Brüder aus der Schule nach Hause, so empfing er sie mit ausgelassener Freude wie jemand, der einer langweiligen Pflicht mit vieler Treue ge-

nügt hat und nun endlich den wohlverdienten Lohn seiner Tugend genießen darf.

VI.

Als mein jüngerer Bruder auf die Universität ging, und Polly mit ihm seinen eigentlichen Herrn und damit seinen letzten sittlichen Halt verlor, entartete der Hund ganz und wurde zuletzt ein räuberischer Wilddieb, dem etwas fehlte, wenn er nicht jeden Tag auf die Jagd gehen konnte. Er hatte eine langjährige Geliebte, die bei einem Milchmann bedienstet war, der jeden Tag von der andern Seite des Sees über den sogenannten Paulsdamm und durch das schöne Werdergehölz mit seiner Milch in die Stadt kam. Dieser bewahrte er seine Anhänglichkeit auch zu jenen Zeiten, wo die schnell vorübergehenden Stürme der Liebe sein Hundeherz nicht mehr in Bewegung setzten, und begleitete sie jeden Tag, wenn der Milchmann nach Hause fuhr, etwa sechs Kilometer weit bis zu dem am Anfang des Dammes gelegenen Chausseehause. Dann kehrte er um und birschte sich durch den schönen und abwechslungsreichen Wald wieder nach Hause, wobei er manchen jungen Hasen abgefangen und das flüchtige Rehwild arg vergrämt haben mag. Der Hund war allgemein bekannt, und es kam eine Verwarnung vom Jäger, man möge ihn zu Hause halten, sonst müsse er ihn totschießen. Das wurde auch versucht, allein Polly wußte immer wieder zu entkommen. Da gab es eines Tages im Werder-

gehölz einen scharfen Knall, der von den Wipfeln der alten Buchen und Eichen wiederhallte, und Polly kam nie wieder nach Hause. Es ist ihm erspart geblieben, als ein alter Hund an Fettsucht, Asthma und Husten auf dem Lager dahinzusiechen, nein, mitten im fröhlichen Jagen hat ihn ein Schuß in die ewigen Jagdgründe befördert, und so hat er doch noch ein verhältnismäßig ritterliches Ende gefunden. Die Stelle seines Grabes ist nicht bekannt, aber ich denke mir, alte Bäume rauschen darüber und Blumen und Waldgras sind aus ihm hervorgewachsen.

Die Familie, der er gehörte, bewahrt ihm aber trotz alledem, er mochte nun sein, wie er wollte, ein freundliches Angedenken, und in dem Album, worin ich die Bilder meiner nächsten Angehörigen aufbewahre, steckt als letztes die wohlgelungene Photographie von Polly Seidel.

Ein Reiseerlebnis.







Was ich hier erzählen will, würde keinen Wert besitzen, wenn es eine ausgedachte und erfundene Geschichte wäre, denn wenig Kunst würde dazu gehören, eine so einfache Thatsache zu ersinnen, und, was noch schlimmer wäre, trotzdem würde man vielleicht dem Verfasser vorwerfen, er habe Unwahrscheinliches vorgeführt und regaliere den geduldigen Leser mit hasenfüßigen Fisematenten. Denn der Humor dieses kleinen Erlebnisses beruht auf der Wirkung eines drolligen Ohngefährs, und wie bekannt, hat der Zufall in der Dichtung kein Recht.

Ich fuhr vor einiger Zeit auf einer Reise von Berlin nach Schwerin i. M. auf der Hamburger Bahn und befand mich, da der Zug wenig besetzt war, bis Wittenberge allein im Coupé. Dort änderte sich dies Verhältnis, denn es stiegen zwei Herren ein, die dem Anschein nach bereits unterwegs Bekanntschaft miteinander gemacht hatten. Sie redeten während des Einsteigens miteinander, scheinbar in Fortsetzung früher geführter Gespräche. Die Unterhaltung war jedoch ziemlich einseitig, denn während der Aeltere mit großer Zungengeläufigkeit einen selten unterbro-

chenen Redestrom von sich gab, nickte der Jüngere in gewissen Anstandspausen, mit schüchtern-phlegmatischer Höflichkeit zustimmend, oder er fügte, wenn eine bestimmtere Antwort von ihm erwartet wurde, ein bescheidenes: „Das soll wohl sein" in die kurze Unterbrechung der Rede ein.

Ich kann wohl sagen, der junge Mensch hatte gleich meine Sympathie. Dazu mochte wohl beitragen, daß ich selbst einer der größten Verehrer eines verständigen Schweigens bin und zehnmal lieber jemanden kunstgerecht den Mund halten als reden höre über Dinge, die für niemand in der Welt Interesse haben als für ihn selber. Der junge Mann war, wie ich bei dem ersten Wort, das über seine Lippen ging, hörte, ein Mecklenburger und hatte ein angenehmes, wie man so sagt, „gutes" Gesicht. Er war bekleidet mit einem langen, grauen, schon etwas abgetragenen Reiserock und einem gleichfarbigen, bescheidenen Hütchen. Ich hielt ihn für einen jungen Oekonomen, der zum erstenmal einen Ausflug in die Welt unternommen hatte, und die Folge sollte mir auch in gewisser Hinsicht recht geben. Der andere war ein Warenreisender. Er gehörte jedoch nicht zu jener vornehmen Sorte mit Burgundergesichtern und langen blonden Schnurrbärten, die sich das Ansehen reisender Barone zu geben lieben und von „ihrem Hause" in einem Tone sprechen, als würden an diesem Orte die Geschicke des Erdballs entschieden. Er gehörte auch nicht zu jenen windigen Hasenfüßen, die, in die Uebertreibungen der neuesten Mode gekleidet, lästigen

Fliegen gleich in der Welt umherschwärmen, sondern zu jener mittleren Sorte kleiner Kaufleute, die in eigenen Geschäften reisen. Außerdem war er ein Berliner. Seine Mitteilungen erstreckten sich anfangs auf die Schwierigkeiten seines Geschäftes und auf die Geheimnisse der Baumwollenbranche. Er suchte darzulegen, daß dies eine sehr schwierige Branche sei, und daß nur gewiegte Geschäftsleute im stande seien, sie zu beherrschen. Er ging näher in Spezialitäten ein und sprach tief durchdachte Worte über den Handel mit Strümpfen und entäußerte sich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung reifer Weisheit über das Geschäft in Unterjacken. Er ließ einfließen, daß ihm, wenn er es rechtzeitig eingesehen hätte, bei seiner Verwandtschaft und bei seiner Abstammung aus guter Familie ein anderes Los hätte blühen können, denn bevor er sich der Baumwollenbranche gewidmet, habe er eigentlich Jurist werden wollen, und man könne nicht wissen, wo er in diesem Falle jetzt sitzen würde, wobei er zart durchblicken ließ, daß er als entsprechende Sitzgelegenheit mindestens einen Stuhl im Reichstage im Auge habe. Da der junge Mann hieran nicht im geringsten zu zweifeln schien, so setzte der andere seine Belehrungen fort mit der Beteuerung, daß er jedoch trotzdem keine Reue fühle, denn man könne sein Genie auf alle Art bethätigen, und er dürfe wohl sagen, daß er sein Geschäft kenne, woran sich einige Beispiele schlossen, die die Pfiffigkeit, mit der Leute wie er zu handeln pflegten, des näheren beleuchteten.

Danach kam er auf seine Verwandtschaft zu sprechen. Leute, die selber nicht viel bedeuten und doch den unbezwinglichen Drang nach Anerkennung haben, lieben es, von ihrer vornehmen und berühmten Verwandtschaft zu reden, gleichsam in der Hoffnung, daß die Sonne dieses Ruhms auch ein stilles Reflexlicht von ihnen zurückstrahlen lasse. So blieb es denn länger kein Geheimnis, daß sein Onkel, der Professor auf der Universität zu W., als ein Stern der Menschheit leuchte, und daß sein Vetter, der Offizier, im letzten Kriege das eiserne Kreuz erster Klasse erhalten habe. Es würde zu weit führen und die Geduld des Lesers in unnützer Weise in Anspruch nehmen, wenn ich hier alles aufführen wollte, was der unermüdliche Redestrom dieses Mannes im Verlauf der Reise zu Tage förderte. Es genügt zu bemerken, daß der junge Mann alles geduldig über sich ergehen ließ und durch sein schüchternes Benehmen bei dem andern offenbar die Vorstellung erweckte, daß dieser Jüngling in einem gedrückten Gefühl schweigender Bewunderung zum erstenmal mit einem Manne von so gereifter Welterfahrung und schwerwiegender Bedeutung zusammentreffe. Diese Wahrnehmung that seinem Herzen wohl und feuerte seine Beredsamkeit zu immer kühnerem Fluge an, so daß er zuletzt mit glänzenden Augen und begeisterungsroten Ohren dasaß und das Blaue vom Himmel herunter redete. Ach, der Arme hatte keine Ahnung, daß ihn dieser harmlose, junge Mann in kurzer Zeit durch ein paar gleichmütige Worte aus seiner glänzenden Höhe in den tiefsten Staub

hinabstürzen würde. Dies trug sich aber folgendermaßen zu. Als in Grabow der Zug hielt, stieg ein alter Herr mit zwei jungen Damen ein. Kaum bemerkte der junge Mann die Gesellschaft, so rückte er auf seinem Sitze, erhob sich ein wenig und grüßte. Die Neueingestiegenen schienen ihn anfangs nicht zu erkennen, erwiderten jedoch den Gruß mit reservierter Höflichkeit. Die eine der jungen Damen nahm dem jungen Manne schräg gegenüber Platz, und kaum hatte sie sich gesetzt, als er sich zu ihr hinüberneigte und sagte: „Mein gnädiges Fräulein, Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr? Ich hatte vor einiger Zeit auf dem Diner beim Grafen B. das Vergnügen, neben Ihnen zu sitzen. Mein Name ist von P."

„Jawohl, jawohl, ich erinnere mich," sagte das Fräulein, „ich hatte Sie in Ihrem Reiseanzuge nur nicht gleich erkannt." Der Baumwollenmann riß schon die Augen auf, als er plötzlich in seinem Reisegefährten den Sprößling einer alten, hochangesehenen mecklenburgischen Adelsfamilie entdeckte; allein es sollte noch besser kommen.

„Ich habe mich einige Zeit in der Nähe von Leipzig aufgehalten," sagte der junge Mann. „Sie haben wohl gehört, ich habe dort eine Erbschaft gemacht."

„Gewiß, gewiß, wir haben davon gehört. Es wurde ja überall davon gesprochen," antwortete die junge Dame.

„Ja, man hat aber viel Scherereien mit so einer alten Erbschaft," fuhr der junge Mann in seiner ebenen,

phlegmatischen Weise fort, und dann denken Sie sich die hohe Erbschaftssteuer in Sachsen — vier Prozent — ich habe allein achtzigtausend Thaler Erbschaftsstempel bezahlen müssen."

Dies war dem Reisenden zu stark; er hatte offenbar das Gefühl, daß er sich dies nicht zu gefallen lassen brauche. Denn plötzlich fuhr er auf:

„Na, aber hören Sie mal, achtzigtausend Thaler und vier Prozent, das läßt sich leicht berechnen, dazu gehört ja ein ungeheures Kapital, zwei Millionen Thaler; das ist ja nicht zu glauben."

Der andre verstand ihn gar nicht und sagte treuherzig:

„Nicht wahr, Sie finden auch, daß es viel ist."

Von diesem Moment an verstummte der Reisende. Er saß nun da, sichtlich in einer Art Erstarrung den folgenden Gesprächen zuhörend und „rallögte", wie man in Mecklenburg zu sagen pflegt. Herr von P. erzählte weiter: „Da hab' ich nun ein so großes, altes Schloß; darin hab' ich in dieser Zeit gewohnt. Sie glauben nicht, welch eine Menge Säle in diesem Schlosse sind: Festsäle, Speisesäle und Tanzsäle. Eine ganze, vollständige Kirche ist auch darin. Ich hatte mir das kleinste Zimmer zum Wohnen ausgesucht, allein das war auch immer schon ein kleiner Saal. Da saß ich des Abends ganz allein bei meinen Rechnungen, und draußen heulte der Herbstwind und pfiff um die alten Türme und stöhnte in dem alten Kamin, wo dicke Stämme Buchenholz loderten, und rings um mich her lagen alle die finsteren, unbe-

wohnten, leeren Räume des Schlosses; es war schauerlich." Das Fräulein nickte bestätigend und der alte Herr fragte aus seiner Ecke herüber: „Wie viele Güter sind es denn, Herr von P.?"

„Es sind fünf große Güter, Herr Oberforstmeister," antwortete er bescheiden.

„Und was für Boden?"

Der junge Mann wurde sichtlich rot; und zögernd, als schäme er sich dieses unverdienten Zusammentreffens, gab er die Antwort: „Lauter schwerer Weizenboden, Herr Oberforstmeister."

Der Zug hielt in Hagenow, wo sämtliche nach Mecklenburg reisende Personen den Zug verlassen müssen. Unser Baumwollenmann, der nach Hamburg wollte, blieb allein sitzen. Als ich ausstieg, sah er mich mit weit aufgerissenen Augen an und schüttelte den Kopf, wie man zu thun pflegt, wenn große, ungeheure Ereignisse so plötzlich vor uns auftauchen, daß der kleine menschliche Verstand sie im Augenblicke nicht zu fassen vermag, und der Ausdruck einer dumpfen Verwunderung die einzige Aeußerung ist, die der erschütterten Seele zu Gebote steht.



Ein Tag aus dem Bureauleben.

*



Seit dem 9. April 1895 wohne ich in Groß-lichterfelde, einem Orte, der wohl eine Gartenstadt genannt werden kann, 19000 Einwohner hat und von Berlin 9,21 Kilometer südwärts gelegen ist. Ich will nicht behaupten, daß diese dem Aequator so viel näher gerückte Lage schon eine günstige Veränderung des Klimas hervorbringt; es steht aber fest, daß allerlei Sorten von Obst, Rosen und Erdbeeren und sonstigen edlen Gewächsen und Blumen dort herrlich gedeihen und von einer großen Anzahl beschaulicher Gartenbesitzer liebevoll gepflegt werden. Ja, ich weiß sogar, daß dort, allerdings in Glashäusern, überaus köstliche Weintrauben gezogen werden, die in berühmten Berliner Delikatessenhandlungen die französische Nationalität annehmen und dann von den Feinschmeckern mit Preisen bezahlt und mit einer Hochachtung verzehrt werden, die man einem simplen Lichterfelder Gewächs wohl niemals gewähren würde.

Nach einer Eisenbahnfahrt von 18 Minuten kann

man nun aber aus dem Veilchen-, Flieder-, Rosen- oder Levkoyenduft dieses Gartenidylls mitten in dem brausenden Berlin sein, und da ich sehr oft des Abends, wenn die Sonne sinkt, und „es dem Guten gegonnen“ ist, diese Gelegenheit benutze, so gewährt es mir dabei ein besonderes Vergnügen, daß bei dieser Fahrt der Zug nur über Brücken geht, die von mir konstruiert worden sind, und daß, wenn ich in die mächtige Halle einfahre, alles Eisen, das man sieht, von dem riesigen Dache bis zu den nicht minder stattlichen Fenstern, sowie den unterirdischen Gepäckaufzügen einmal, sozusagen, durch meinen Kopf gegangen ist, und daß in dem ganzen Gewirr von Stangen, Platten und Sprossen und dergleichen kein Teilchen ist, dem nicht einst von mir der Platz angewiesen worden wäre. So ist denn jede solche Fahrt für mich eine Erinnerung an meinen vormaligen Ingenieurstand, und zugleich erfüllt mich immer wieder die Freude, etwas vorzeigen zu können, daran ich beweisen kann, daß ich nicht wegen verfehlten Berufes unter die Schriftsteller gegangen bin.

Ich bin sieben Jahre auf dem Neubaubureau der Anhaltischen Eisenbahn beschäftigt gewesen, und da ich durch die vorhin genannten Verhältnisse jetzt fast täglich an diese Zeit erinnert werde, so ist mir der Gedanke gekommen, einmal einen Tag aus dem Bureauleben zu schildern, wie ich so manchen erlebt habe. Man muß aber nicht denken, daß alle Tage in dieser ulkigen Weise verlaufen wären, nein, zu Zeiten, wenn die Arbeit drängte, oder schwierige und

interessante Aufgaben zu bewältigen waren, saßen selbst die größten Spaßmacher mit gekrausten Stirnen tagelang über ihrer Arbeit oder lagen über den Reiß-brettern, und man hörte weiter nichts, als das Rucken der Schienen, das Klappen der Dreiecke, das feine Geräusch der Bleistifte und Reißfedern und das leise Gemurmel der emsig Rechnenden. Aber nicht immer waren solche Zeiten, und dann konnte wohl ein Tag vorkommen, der also verlief, wie der, den ich nun zu schildern unternehmen will.

* * *

Das Baubureau, von dem ich erzählen möchte, war zusammengesetzt aus Bauführern des Ingenieur-faches, einigen Ingenieuren, die früher dem Maschinen-bau angehört, sich aber später dem Dach- und Brücken-bau zugewandt hatten, wie das in jenen Zeiten öfter geschah, und einigen Technikern und Zeichnern für die untergeordneteren Arbeiten mehr mechanischer Na-tur. Es stand unter einem Baumeister, der in ein-samer Größe in einem besonderen Zimmer hauste, während sich das Bureau auf sechs andere verteilte, die in einem alten, zum Abbruch bestimmten Hause, in der ersten Etage gelegen waren. Zwei dieser Zimmer lagen nebeneinander mit der Aussicht auf einen großen freien Platz und sind der Schauplatz der nun folgenden, harmlosen Ereignisse.

Ein Baubureau ist keine Stätte des Luxus, und

selbst die kühnsten Bauwerke und prächtigsten Paläste entstehen meist an Orten, die an nüchterner Unscheinbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen. So war es auch hier. Das ganze Mobiliar bestand wie gewöhnlich aus einigen an die Fenster gerückten großen Tischen von ungestrichenem weichem Holz, bedeckt mit Reißbrettern und Papieren, ferner aus einigen Drehschemeln und Stühlen und einem niedrigen, aber umfangreichen Schrank für Zeichnungen, auf dem einige besonders riesige Papierrollen mit Erfolg dem Staubfang oblagen. Die Zierde der Wände war eine uralte, zum Teil abgeblätterte Tapete, auf die hier und da die Zeichnung irgend eines Normalprofils oder eine täglich gebrauchte Tabelle mit Heftzwecken aufgepinnt war. Ueber dem Ganzen schwebte jener unbestimmbare Bureauduft, gemischt aus Papier-, Staub- und Tabaksgeruch.

Es ist morgens neun Uhr, und der pünktliche Zeichner Herr Maier, der in Steglitz wohnt, trotzdem aber immer der erste ist, sitzt schon an seinem Platze und reibt mit sorgenvoller Miene Tusche an. Wir haben außerdem noch einen Mai und einen Mairing auf dem Bureau, was unserem Kalaureatus, der in Berlin nirgends fehlen darf, einmal die Frage eingegeben hatte: „Wie heißt der Superlativ von Mai?“ worauf die Antwort lautete: „Mai, Maier, Mairing!“ Trotzdem diese verruchte Leistung mit allgemeinem Schmerzensgeschrei honoriert, und dem Verüber aufgegeben wurde, sich draußen nach dieser Frevelthat eine Viertelstunde tüchtig auszulüften, hielt

sich dieser erschreckliche Wortwitz doch so, daß er später mit großem Ernste jedem Neuling oder Besucher aufgegeben wurde.

Herr Maier ist mit seiner Tusche fertig und beginnt künstlich eine Zeichnung zu beschreiben, was sein Hauptamt ist, da tröpfelt allmählich einer nach dem anderen ins Bureau und begibt sich an seinen Platz, um entweder gleich mit der Arbeit zu beginnen, oder auch, wie es wohl manchmal vorkommt, über sein Reißbrett hinweg noch eine Weile in die Luft zu starren und sich unter zeitweiligem Gähnen über die verwunderlichen Ereignisse der letzten Nacht einigem Nachdenken hinzugeben. Doch plötzlich rührt es sich im Nebenzimmer, der Chef erscheint in der Thür, um seinen ersten Rundgang zu machen, und alle versinken in die tiefste Arbeit. Der Chef kann nicht umhin, einen sehr nachdenklichen Blick auf einen noch leeren Platz zu richten, und in diesem Blick liegt deutlich geschrieben das berühmte Wort des alten Schulmeisters: „Ich sehe schon wieder jemanden, der nicht da ist.“ Aber er sagt nichts und wendet sich an einen der anwesenden Herren zur Besprechung über dessen Arbeit. Nun hört man nur die gedämpfte Unterhaltung dieser beiden, das Kritzeln der Federn und das Geräusch fleißiger Zeichenarbeit.

Höchst merkwürdig ist nun die unscheinbare und lautlose Art, mit der der Verspätete jetzt an seinen Zeichentisch gelangt und plötzlich mitten in der tiefsten Arbeit ist, als hätte er schon die ganze Nacht so dagesessen.

Der Chef hat seinen Rundgang beendet und begibt sich wieder in sein Heiligtum, nicht ohne im Vorübergehen einen tiefsinnigen Blick auf den Spätling zu richten, wie man etwa eine naturhistorische Merkwürdigkeit betrachtet.

Als er verschwunden ist, beginnt mit zarter Stimme ein Nachbar den Kehrreim eines Bureauliedes zu singen, der also lautet:

„Sein Hi-Ha-Hi-Ha-Hi-Ha-Heil'genschein
War ki-ka-ki-ka-ki-ka-kurz und klein!"

worauf der Betroffene die Summe seiner Empfindungen in den Ausruf: „Blech!" zusammenfaßt.

Wenn jemandem der Ausdruck Bureaulied auffällig ist, so muß dazu erwähnt werden, daß auf unserem Bureau die Dichtkunst durch mehrere der Mitglieder ausgeübt wurde, und besonders bei Abschiedsfesten und ähnlichen Anlässen oft sehr drollige Sachen zum Vorschein kamen. Es waren mindestens drei oder vier vorhanden, von denen man sagen konnte: „Ihm schenkte des Gesanges Gabe der liederliche Hund Apoll." Für diese letzte Variante bitte ich demütigst um Verzeihung; sie stammt von unserem Kalaureatus her, und es ist ihm eine schwere Buße dafür auferlegt worden.

Nach einer Weile hört man im Nebenzimmer wieder ein Geräusch, eine Thür wird geöffnet, und Schritte auf dem Korridor werden vernehmlich. „Wiburger, sehen Sie mal durch das Fernrohr!" sagt der Senior des Bureaus. Wiburger, der dem Schranke

zunächst sitzt, begibt sich an eine der großen Papierrollen, die auf ihm liegen, und schaut hindurch. Durch diese Rolle kann man auf den Schreibtischplatz des Chefs sehen, der den Spitznamen „die Noos'!“ (die Nase) führt nach einer Geschichte, die zu weitläufig zu erzählen ist. Das Fernrohr zeigt eine Leere: „Die Noos' ist nicht drin!“ ruft der Beobachter. Sofort schaut das zunächst der Thür sitzende Bureaumitglied um die Ecke nach dem Kleiderriegel des Vorgesetzten: „Der Chef ist mit dem Hute fort!“ klingt sein Alarmruf. Sofort beginnt in beiden Zimmern ein kunstvoller vierstimmiger Chorgesang auf folgenden Text:

„Der Chef ist mit dem Hute fort, ist mit dem Hute fort. Der Chef mit dem Hut, der Hut mit dem Chef — der Chef ist mit dem Hute fort. Er ist vielleicht mit Wiedenfeld*) nach Bitterfeld, nach Bitterfeld mit Wiedenfeld. Der Chef ist mit dem Hute fort. Der Hut ist mit dem Chef, der Chef mit dem Hut — der Chef ist mit dem Hute fort.“

Die Arbeit wird fast auf der ganzen Linie niedergelegt, man tritt zu heiterem Gespräch zusammen, und allerlei kleine Geschichten werden mitgeteilt, wobei sich besonders Herr Hennemann auszeichnet, der eine besondere Gabe besitzt, fast jeden Tag etwas Neues zu erleben. Dann macht einer den Vorschlag:

„Wie wär' es mit einem kleinen Quartett?“ Dies

*) Name des Oberingenieurs.

findet Beifall, und sofort tritt die musikalische Elite des Bureaus zusammen. Der eine ergreift die „Austernbank“, eine lange Latte, die in einer Ecke lehnt, aus dunklen Gründen diesen Namen führt und das Cello vorstellen muß. Die andern nehmen Dreiecke als Geigen, die mit Linealen gestrichen werden, und sogleich beginnen sie, mit dem Munde die Instrumente nachahmend, eine zarte, vierstimmige Musik, der das ganze Bureau mit Vergnügen zuhört.

Bei Gelegenheit der Vorbereitung zu einem dieser kleinen Konzerte bewies der sehr wohlbeleibte Bauführer Mairing einmal eine ungemeine Schlagfertigkeit durch eine höchst passende Antwort. Hennemann, der eine Figur besaß, die man als „lange Latte“ zu bezeichnen pflegt, trat mit der „Austernbank“ in der Hand in die Thür des Nebenzimmers, um zu einem kleinen Konzert aufzufordern. Daselbst begegnete ihm der dicke Mairing, der dieselbe Absicht hatte, und versperrte ihm mit seiner breiten Gestalt den Weg: „Und soll ich dir, du Fettgebilde, weichen?!“ rief Hennemann, den Faust parodierend. Mit stolzer Miene deutete Mairing auf die von dem anderen ergriffene Latte und antwortete ohne Besinnen:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ wobei er mit erhabener Bewegung die Hand auf sein Bäuchlein legte. Der Kalaureatus starb fast vor Neid.

Als das Quartett unter allgemeinem Beifall beendet war, machte sich Wiburger bemerklich, der währenddessen scheinbar mit großem Fleiße an seinem

Tische sitzen geblieben war. „Ich habe ein neues Tier erfunden!“ rief er. Dazu muß ich bemerken, daß es einen Bureausport darstellte, die Tierwelt durch neue Gattungen zu bereichern, die bei der Schöpfung vergessen worden waren. Zu solchen Erfindungen gehörte das Mäusefallentier, dessen Odem gar lieblich nach gebratenem Speck duftet, so daß ihm die Mäuse von selbst in das geöffnete Maul laufen, das Ballontier, das einen gekrausten Sack von dünner Haut auf seinem Rücken aus einem Reservoir in seinem Leibe mit leichten Gasen aufblasen kann und sich dann stolz in die Lüfte erhebt, und dergleichen harmlosen Blödsinns mehr.

„Sie haben ein neues Tier erfunden?“ sagte der Senior. „Gut, wir werden es prüfen.“

Wiburger kam nun mit der Zeichnung des neuen Tieres herbei und begann es zu erklären: „Das Tier heißt das Krempeltier, ist etwa einen Fuß lang und von einer höchst einfachen Bauart. Es besteht nur aus einem vorn und hinten zugespitzten Schlauch. Auf der Außenseite schwitzt es einen süßen, klebrigen Saft aus, der Schmetterlinge und andere Insekten anlockt, die ohne Gnade an ihm hängen bleiben. Hat es sich genügend vollgefangen, so krempelt es sich gänzlich um, indem es einmal durch sich hindurchkriecht, die Außenseite wird Magen und verdaut den Fang, während die frühere Innenseite jetzt außen neue Insekten fängt. So lebt es dahin in geregelter Thätigkeit und führt ein beschauliches Dasein. Will es sich fortbewegen, so bewerkstelligt es dies dadurch,

daß es unausgesetzt durch sich hindurchkriecht, was zwar ziemlich schauderhaft aussieht, aber dennoch mehr fördert, als man denken sollte."

Die Erfindung fand Beifall.

„Ein sehr einfaches und sinnreiches Tier," sagte der Senior, und es ward beschlossen, Zeichnung und Beschreibung im Bureaualbum niederzulegen.

Nach solchem Intermezzo gingen alle frisch gestärkt und erheitert an ihre Plätze, und bald herrschte wieder allgemeine Thätigkeit.

Nach einer Weile klappte im Heiligtum des Chefs wieder die Thür, und man vernahm das Gespräch zweier Stimmen. „Der Geheime" flüsterte der Thorwächter. Dieser Mahnruf verkündete unsern obersten Vorgesetzten, den Geheimrat Siegert, der nun jedenfalls bald im Bureau zu erwarten war. Nun öffneten sich alle Bronnen der Tiefe, und aus verborgenen Schächten loderte das Feuer der Thätigkeit, sodaß wahre Opferdünste des Fleißes von allen Tischen aufstiegen und sich oben zu einer Wolke kühler Sachlichkeit verdichteten, die über dem Ganzen schwebte. Als der Geheime mit dem Chef eintrat, fand er nur schwere Häupter wie Mohnknospen über die Tische geneigt und alle Denkfalten in sorgenvoller Spannung. Man arbeitete hier offenbar mit Aufbietung aller Kräfte und sichtlicher Reibung. An dem Tische des Seniors entspannen sich nun stundenlange Verhandlungen über einige größere Arbeiten, und während dieser ganzen Zeit verhielt sich das Bureau so überaus musterhaft, daß man es hätte ausstellen können.

Dafür wurde es auch entschädigt dadurch, daß ein Attentat auf den Geheimen bei dessen Fortgehen glücklich gelang. Es war um die Zeit, da sich der türkische Sultan Abdul Aziz mit einer Schere ermordet hatte. Dessen hatte sich das Bureau sofort bemächtigt und aus einer abgängigen, alten Papierschere einen trefflichen Ausstellungsgegenstand hergestellt. Sie wurde an einem Thürpfosten aufgehängt, und aus Wachs ein prachtvoller Blutstropfen geformt, der mit einer Mischung von Zinnober und Karmin schön blutrot angemalt von der nach unten zeigenden Spitze der Schere niederhing. Von ihm gingen Blutspuren bis zum Fußboden, wo sich eine kleine, eingetrocknete Lache desselben Stoffes zeigte. Ueber der Schere war als Dokument, das die Echtheit bescheinigte, ein Papier von einem Zigarettenpäckchen mit türkischen Schriftzügen befestigt, das mit dem Abdruck eines blutigen Daumens geziert war. Das war die Azizschere, die jedem Besucher mit großem Ernst als höchste Merkwürdigkeit gezeigt wurde.

Als der Geheime das Zimmer durch diese Thür verließ, gelang es dem Bureausenior, der ihn begleitete, die Aufmerksamkeit des hohen Chefs auf diese Merkwürdigkeit zu lenken, dadurch, daß er selber mit scheinbarem Erstaunen seine Augen darauf richtete. Da unser Machthaber offenbar gut gelaunt war, so blieb er stehen und fragte mit Verwunderung: „Nun, was ist denn das?“

Lautloser Jubel brach im ganzen Bureau aus bei dieser Frage, und der Senior verfehlte nicht, mit

eiserner Stirn und dem nötigen Ernst die gewünschten Erklärungen zu geben. „Sie sehen hier, Herr Geheimrat, eine der größten historischen Merkwürdigkeiten, nämlich die Schere, mit der der unglückliche Sultan Abdul Aziz ermordet wurde. Ein Tröpfchen kostbaren Osmanenblutes hängt noch daran. Darüber in türkischen Schriftzügen ein Dokument, das die Echtheit bezeugt. Rechts unten bemerken sie darauf den Abdruck eines blutigen Eunuchendaumens!"

Der Geheime hatte natürlich schnell genug eingesehen, daß er „hineingefallen" war, und verschwand lachend, indem er die rechte Hand wie abwehrend an seinem Ohr schwenkte. Im Bureau herrschte Wonne, die sich, da auch der Chef bald darauf mit dem Hute verschwand, in den gewohnten fröhlichen Gesängen Luft machte. Beim Schluß dieser musikalischen Unterhaltung trat ein kleiner Herr ein mit einer glatten, blonden Perücke, wasserblauen Augen und einem weißen, gestutzten Schnurrbart. Er hielt sich sehr stramm aufrecht, und als er uns begrüßte, schlug er die Hacken zusammen. „Guten Tag, meine Herren," sprach er mit schnarrender Stimme und mit einem R, das vom Gaumen aus durch die Nase kam, „ich bemerke, die Herren sind heute wieder recht musikalisch aufgelegt. Man hört das durch die Wand. Erinnerungen wurden in mir angeregt an meine Leutnantszeit, als ich mit Fräulein Esmeralda von Stintenburg aus dem Hause Käselow Duette aus Romeo und Julia sang. Ja! — Musik bewegt das Gemüt und ruft Erinnerungen hervor. Ja! Noch

mehr aber der Geruch. Die Nase ist der eigentliche Sitz der Erinnerung. Ich hatte früher, als ich noch Platzingenieur in Pillau war, einen Kameraden, der wurde sentimental, sobald er alten Käse roch. Vollständig sentimental, sage ich Ihnen. War aber nie zu bewegen, zu sagen warum. Höchst merkwürdig. Ja! —"

Das war der Major a. D. Puschel, der Major, der immer die Geschichten ohne Pointe erzählte, den ich in meinen Erzählungen von Leberecht Hühnchen so gründlich dargestellt habe, daß ich fast gar nichts mehr von ihm zu sagen weiß. Er verwaltete in einem benachbarten Zimmer die Plankammer, wo sämtliche wichtigen Zeichnungen aufbewahrt wurden, und hatte mit großer Mühe über diese ein sehr umständliches, aber auch sehr verworrenes Verzeichnis angefertigt, auf das er ungemein stolz war. Und nicht tiefer konnte man ihn kränken, als wenn man eine Zeichnung von ihm holen wollte, ohne daß das Verzeichnis dabei zu Rate gezogen wurde. Die meisten hatten die Gutmütigkeit, auf diese „Puschel" des Majors Puschel Rücksicht zu nehmen, aber manchmal hatte man Eile, und da war es schwer genug, diesen umständlichen Geschäftsgang abzuwarten. Man kannte sehr oft den Ort der gewünschten Zeichnung ganz genau, und während der Plankammerverwalter sein geliebtes Verzeichnis herbeiholte, sagte man wohl: „Herr Major, bemühen Sie sich nicht, es ist in Fach C das dritte Blatt von oben." Er aber sagte unbeirrt, indem er seine Liste aufschlug: „Ach, bitte, erlauben Sie! Wie

sagten Sie doch?“ Man mußte dann den Titel der Zeichnung, die man sozusagen in der Hand hielt, wiederholen, und nun, indem der Major die Bezeichnungen der verschiedenen Blätter aus seiner berühmten Liste vor sich hinmurmelte, ging das Suchen los, das oft mehrere Minuten dauerte und fast immer ganz unnötig war. „Das ist es nicht ... das ist es auch nicht ... aber hier! ... nein, wieder nicht ... bitte, nur einen Augenblick ... wir werden es gleich haben ... wie sagten Sie doch noch? ... Ach so ... nun werden wir es sofort haben ... hier! ... nein, das ist es auch nicht ...“

So ging es weiter, bis er endlich mit Triumph den richtigen Namen fand. „Ei, da haben wir's ... nicht wahr so hieß es doch? Also Fach C, No. 3 ... hier also. Ja! —“

Tief unglücklich wurde er aber, wenn jemand, ohne sich um das Verzeichnis zu kümmern, einfach das Blatt herauszog und ihn bat, es zu notieren. That jemand das öfter, so konnte er auf diesen einen stillen Haß werfen, dem er aber nur in gelegentlichen, kleinen, vorsichtigen Bemerkungen Luft machte. Denn trotz des Bewußtseins der Würde seiner hohen gesellschaftlichen Stellung als Major a. D. ließ ihn seine militärische Erziehung zur Subordination doch nie vergessen, daß er hier bei der Bahn nur einen ziemlich untergeordneten Posten einnahm. Er wußte dies Schicksal mit einer gewissen heiteren Würde zu tragen, und nur der Oberingenieur, der ziemlich rücksichtslos mit ihm umging, vermochte die Ruhe seines Gemütes

dauernd zu erschüttern. Man traf den alten Herrn dann oft sehr ärgerlich über sein Zeichenbrett gebeugt, wo er nebenher sehr sauber, aber auch unendlich langsam Kopien anfertigte, und seine tiefe Kränkung zeigte sich dann dadurch, daß er dem Oberingenieur niemals seinen Titel gab, sondern ihn stets nur den „Mann“ nannte. „Der Mann war wieder hier. Der Mann hetzt mich. Ich begreife den Mann nicht. Man kann doch nicht mehr thun, als man kann, wozu hetzt mich der Mann? Das kann einen ja fast ärgerlich machen. Ich begreife den Mann nicht. Ja! —“

Wir aber standen uns fast alle gut mit ihm, suchten ihn bei guter Laune zu erhalten und veranlaßten ihn bei jeder Gelegenheit, uns seine schönen Geschichten ohne Pointe zu erzählen, besonders die von dem Baugefangenen, der sich so an das Gefängnis gewöhnt hatte, daß er nicht heraus wollte, nachdem er seine Zeit abgesessen hatte. Als der Major einmal zum Geschworenen gewählt worden war, boten uns seine Darstellungen der Gerichtsverhandlungen eine Quelle fast unerschöpflicher Freuden.

So, unter solchen ähnlichen kleinen Erheiterungen, die nach mancher Stunde fleißiger Arbeit eine erfrischende Abwechslung boten, verging die Zeit bis zum Bureauschluß, der um 3½ Uhr stattfand. War dann die Gelegenheit günstig, so traten die Sänger des Bureaus noch einmal zum Einläuten des Feierabends zusammen. Zuweilen sang man den Kanon: „O, wie wohl ist mir am Abend,“ oder „Die Glocke zu Kapernaum“, doch meistens einen vierstimmigen Chor, dessen Text der be-

kannten Anekdote seinen Ursprung verdankte von dem katholischen Pfarrer am Rhein, der zur allgemeinen Verwunderung um seine Versetzung an einen anderen Ort einkam. Gefragt, was er denn dazu für Gründe habe, sagte er: „Es ist wegen der Glocken. Wenn die hiesigen Glocken läuten, so sagen sie: Aeppelwein, Aeppelwein, Aeppelwein, Aeppelwein! Dort aber rufen sie: Vinum bonum, vinum bonum, vinum bonum!"

Wenn nun der Chor zusammengetreten war, so schlug der Dirigent mit zwei Fingern scheinbar die Stimmgabel und gab den Accord an. Nun setzten die Tenöre nacheinander ein mit Aeppelwein, worauf die Bässe ebenso mit vinum bonum nachfolgten, wobei sie mit großem Glück das schwingende Brummen der Glocken nachzuahmen suchten. Hatte dies Geläut eine Weile gedauert, so schwiegen zuerst nacheinander die Tenöre und dann der erste Baß, während der zweite noch eine Weile verhallend nachbrummte.

Danach trennten wir uns und wanderten heim, die einen, um sich nach einer Weile wieder in leidige Examensarbeiten zu vertiefen, die anderen, um nach dem Mittagessen den Tag möglichst vergnüglich zu beenden, und ich, um bis zum andern Morgen das Fach an den Nagel zu hängen und in einer andern Welt zu leben, die von den meisten für eine gehalten wird, die von der meiner Tagesstunden himmelweit getrennt ist. Das aber ist gar nicht der Fall und kann nur von denen angenommen werden, die von der schöpferischen und gestaltenden Thätigkeit eines Ingenieurs keine Vorstellung haben. Einem Gedanken,

den ich damals, weil ich öfter danach gefragt wurde, häufig aussprach, habe ich kürzlich Ausdruck gegeben in einem Spruch, der für das Album der großen Berliner Gewerbeausstellung bestimmt war. Er lautet:

„Konstruieren ist Dichten!" hab' ich gesagt,
Als ich mich noch für die Werkstatt geplagt.
Heut führ' ich die Feder am Schreibtisch spazieren
Und sage: „Dichten ist Konstruieren!"



Wie „der Rosenkönig“ entstand.





Als ich im Jahre 1866 nach Berlin kam, hatte dieser Ort noch Vorstädte, das heißt, er marschierte nicht wie jetzt mit breiten Kolonnen himmelhoher Häuser direkt in das freie Feld hinein, sondern er verlor sich an den Landstraßen entlang durch Häuser, die immer kleiner und einfacher wurden und in Gärten gelegen waren, allmählich in die umliegenden Dörfer, Kornfelder oder Sandwüsten. Damals war die Vorstadt und das „Vor dem Thor" kein bloßer Begriff, und man konnte ganz genau angeben, wo diese Region anging, denn die alte Stadtmauer stand noch zum großen Teil, wenn auch schon vielfach durchlöchert und durchbrochen, und hinter ihr fing gleich die Vorstadt an.

Wenn man den Kanal auf der Potsdamer Brücke überschritten hatte, wo man jetzt noch sozusagen mitten in Berlin ist, war man schon in der äußersten Vorstadt, wo die Region der Gartenwirtschaften, Landhäuser und Gärtnereien begann, und dies ist die Gegend, wo die meisten meiner Vorstadtgeschichten spielen, so auch die, von der ich erzählen will.

Die Straße „am Karlsbade“ war damals eine Privatstraße, und an ihrem Ende durch einen Zaun abgeschlossen, hinter dem eine Wiese lag und die unentdeckten Erdteile begannen. Hier wohnten einige „äußerste Ansiedler“ in großen Gärten und kleinen Häusern, die jetzt alle verschwunden sind. Dort herrschten noch freundliche, ländliche Zustände, und wenn sich einmal nach langem Regenwetter eine Droschke in die ungepflasterte Straße wagte, so geschah das nicht ohne Gefahr für Roß und Wagen, denn sie versanken dort zuweilen bis an die Kniee und Achsen und das Gefluche der geschädigten Kutscher war unbeschreiblich und ihre Redensarten ungemein ehrenrührig für die Väter der Stadt und die Anwohner dieser Straße. Sie konnten damals überhaupt viel besser schimpfen als jetzt, wo sie von der Kultur schon zu sehr beleckt sind, aber sie konnten auch, wenn sie einen ebenbürtigen Gegner fanden, einen guten Stiefel vertragen. Als sich damals ein Bekannter einmal von einem Droschkenkutscher übervorteilt glaubte und nach dem Satze, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, gegen den Mann mit den schwersten Injurien vorging, sagte dieser nur ganz ruhig, als der Schimpfende eine Atempause machte: „Nur zu, lieber Herr, nur zu! So jrob als ick et verdrajen kann, können Se doch nich werden!“

Im Jahre 1868 lernte ich durch meinen verstorbenen Freund, den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers, eine Familie kennen, bei der ich da-

mals und später viel verkehrt habe. Diese Familie wohnte am Karlsbade und von dieser Zeit an begann das eigentümliche Doppelleben, das ich lange Jahre geführt habe. Dort in dem rauchgeschwärzten Norden war ich ein kleiner Fabriktechniker mit zu Anfang fünfundzwanzig Thalern Monatsgehalt, der sich Tag für Tag befleißigte, von morgens um 8 bis abends um 7 Uhr, mit zweistündiger Mittagspause, nüchtern und praktisch zu sein und möglichst viele Zeichnungen in die Werkstatt zu liefern, hier aber im Westen, wo in blühenden Gärten die Nachtigallen sangen, hellgekleidete Mädchen unter dem Flieder wandelten und alte sinnige Herren ihre Rosen pflegten, wo man sich für Wissenschaft und Kunst interessierte und allem hold war, was das Leben hebt und verschönt, hier war ich ein angehender Poet, dessen schüchternen und unbeholfenen Versuchen man mit Teilnahme entgegenkam. Dort war ich eine Nummer, hier eine Persönlichkeit, und das, natürlich, that mir wohl.

Eines Abends, im Anfang des Jahres 1869, glaube ich, kam in dieser Familie das Gespräch auf den Inhaber einer benachbarten Villa in der Potsdamer Straße. Dieser war früher Juwelier oder Goldschmied gewesen, hatte sich mit einem ausreichenden Vermögen zurückgezogen und bewohnte nun mit zwei ältlichen Nichten ein hübsches Haus in einem ziemlich großen Garten. Er war ein begeisterter Freund der Rosen und zog deren ganz herrliche; sein Garten sollte um die Zeit der Blüte eine Sehenswürdigkeit sein.

Man nannte ihn in der ganzen Gegend deshalb nur den „Rosenkönig“. Außerdem wurde ihm eine Vorliebe für guten Rotwein nachgesagt. Diese beiden Neigungen des alten Herrn waren mir sympathisch und ich gewann einige Teilnahme für ihn. Ich ließ mich hinreißen, die Meinung zu äußern, daß der „Rosenkönig“ ein hübscher Titel für eine Novelle sei. Dadurch aber geriet ich in große Bedrängnis, denn die jungen Damen des Hauses gaben mir sofort auf, eine Novelle unter diesem Titel zu schreiben und dadurch ein soeben von mir verlorenes Vielliebchen einzulösen. Sie waren trotz meines Sträubens unerbittlich.

Diese Anregung hatte nun doch die Nachwirkung, daß sich auf meinem einsamen nächtlichen Nachhausewege durch den Tiergarten das kleine Vorstadtidyll wie von selber in seinen Grundzügen gestaltete. Der Krystallisationspunkt war gefunden, an den nun allerlei Geeignetes, das schon in mir vorhanden war, unverweilt anschoß. Mit der Ausführung aber hatte es noch lange Weile, denn ich hatte mich wohl in Märchen und Liedern versucht — sie waren sogar in Zeitschriften gedruckt worden — allein mich zum erstenmale auf das Gebiet der Wirklichkeit zu begeben, wo man einem alles nachrechnen konnte, erschien mir ungemein schwierig, und trotzdem mir ein bestimmter Termin gesetzt und ich auf die nachdrücklichste Art gemahnt wurde, rückte die Geschichte doch kaum vorwärts. Ein vergilbtes Blatt mit Versen liegt vor mir, durch deren Inhalt ich mich damals, als der

Termin abgelaufen war, meinen Verpflichtungen zu entziehen suchte. Die Verse lauten:

Die Stunden flohn, es glitten hin die Tage,
Der Tag ist da! „Doch, wo ist die Novelle?"
Tönt mir entgegen vorwurfsvoll die Frage —
Ich hätte gern ... „Herr, wo ist die Novelle?
Ich wollte ja ... doch daß ich kurz es sage:
Ich schrieb sie nicht! „Herr, was denn, die Novelle?"
Hier steh ich nun und schäme mich nicht wenig.
Ein Königreich für einen Rosenkönig!

Nicht, daß ich schnöder Weise es vergessen,
In meinem Hirne war ein groß Rumoren,
An meiner Seele hat es wochenlang gefressen,
Und Pegasussen gab ich oft die Sporen.
Allein der Schlingel bockte wie versessen,
Denn auf Novellen ist er nicht dressoren.
So ging es fort nur holprig matten Ganges —
Da half kein Sporn, kein dräuendes j'y pense!

Auf buntem Wunderflügel mich zu schwingen
Ins Land der Märchenphantasiegestaltung,
Der wohlverschlungnen Reime tönend Klingen,
Harmlosen Liedes Schmetterlingsentfaltung
Mag eher meiner schwachen Kunst gelingen,
Als dieses Rosenkönigs Reichsverwaltung,
Denn die Novelle ist mir viel zu schwere —
Sie fordert Menschen, fordert Charaktere!

Hier steh ich nun wie Butter an der Sonne,
Hier steh ich nun, gebeugt von der Blamage,

Hier steh ich nun wie eine leere Tonne,
Hier steh ich mit gebrochener Courage,
Hier steh ich nun so dumm wie eine Bonne,
Hier steh ich nun so hohl wie je ein Page,
Hier steh ich nun und fleh um Gnad, ihr Damen,
Hier steh ich nun, ich kann nicht anders! Amen!

Ich muß hinzufügen, daß es durchaus nicht in meiner Absicht lag, den ehrenwerten Stand der Bonnen durch diese Verse zu beleidigen, sondern daß mich wohl nur die Reimnot verführte, das geistige Niveau dieser treuen Kinderhüterinnen auf eine so tiefe Stufe hinabzudrücken.

Dieses poetische Bekenntnis hat mir damals nichts genützt und meine Mahnerinnen weder beschwichtigt noch besänftigt, so daß, von steten kleinen Nadelstichen angetrieben, der bewußte Pegasus doch allmählich seinen Weg zu Ende schlich und im Laufe von zwei ganzen Jahren der Rosenkönig endlich beendet war. Ich hatte das Glück, fast sofort einen Verleger zu finden, und im Jahre 1871 erschien das kleine zierliche Bändchen. Der arme Rosenkönig — sein Reich war nicht von dieser Welt, und fast niemand wollte ihn haben, obgleich er doch so niedlich aussah und hübsch eingebunden in allen Farben zu haben war. Sein stärkster Abnehmer war ich selber, als ich im Jahre 1885 seine nach vierzehn Jahren noch massenhaft vorhandenen Exemplare nebst denen von sechs anderen nach ihm erschienenen Bändchen, die auch fast niemand hatte haben wollen, von den

Verlegern wieder zurückkaufte, um den Inhalt in meine bei Liebeskind in Leipzig erscheinenden gesammelten Schriften aufzunehmen.

Der alte Herr, der die Veranlassung zu der Entstehung dieser Geschichte gab, hat sie auch gelesen und soll, wie man mir sagte, sehr zufrieden mit der Darstellung seiner selbst gewesen sein, obwohl er dem Helden des Buches in fast keinem Zuge ähnelte. Dagegen war ein gewisser Herr Grund, der in der Geschichte vorkommt und, wie seine Bekannten behaupteten, „zum Schreien ähnlich“ nach dem Leben gezeichnet war, sehr ungehalten und wollte sich durchaus nicht in dieser alten Klatschbase, wie er sich ausdrückte, wieder erkennen. Es ist mir manchmal so vorgekommen, als sähen sich die Menschen nicht gern so dargestellt, wie sie sind, sondern lieber so, wie sie sein möchten.

Ich habe das Haus und den Garten des wirklichen Rosenkönigs erst später gesehen, als er schon gestorben war, und war ganz erstaunt, wie genau alles meiner Schilderung entsprach. Sogar ein Fenster des angrenzenden Nachbarhauses, das auf des Rosenkönigs Garten hinaussieht und mir immer als eine aus baupolizeilichen Gründen etwas gewagte Erfindung erschienen war, fand sich zu meinem größten Erstaunen, genau so wie in meiner Erzählung, dort vor.

Jetzt ist von alle dem, was vormals dieser Gegend eigentümlich war, fast nichts mehr vorhanden. Die kleinen Häuser und großen Gärten sind verschwunden

und haben gewaltigen Mietspalästen Platz gemacht; auf dem Grundstücke des Rosenkönigs in der Potsdamer Straße nahe dem Karlsbade stehen auch mindestens zwei dergleichen. Es war doch hübscher damals, als dort noch die Rosen blühten und die Nachtigallen sangen, in der guten, alten Zeit.

Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete.

*



Romeo.
Du sprichst von einem Nichts.
Merkutio.
Wohl wahr, ich rede
Von Träumen, Kindern eines müßigen Hirns,
Aus nichts als eitler Phantasie erzeugt.
Romeo und Julia.

Am Morgen des Tages, an dem ich fünfzig Jahre alt wurde, lag ich gegen sieben Uhr noch ganz behaglich in meinem Bett und schlief, da weckte mich meine Frau, gratulierte mir und sagte: „Steh schnell auf, es ist schon ein freundlicher, alter Herr da mit einem großen Blumenstrauß und einigen Paketen. Seinen Namen will er nicht nennen, er sagt, es gälte eine Ueberraschung.“

„I, wer mag das sein?“ dachte ich, indem ich schnell in meine Kleider fuhr, „ich habe hier ja gar keinen alten Herrn unter meinen näheren Freunden, der nicht auch meiner Frau bekannt wäre. Der kommt gewiß von auswärts.“ In einigen Minuten war ich angezogen und begab mich erwartungsvoll in unser großes Wohnzimmer. Der fremde Herr kam mit einem Gesicht, das über und über von Freundlichkeit strahlte, auf mich zu, überreichte mir einen mächtigen

Strauß wilder Rosen und sagte: „Es freut mich ungemein, der erste zu sein, der seinem hochverehrten Vater mit einem Strauße seiner Lieblingsblumen zugleich seinen Glückwunsch darbringt. Frau Lore und die Kinder und Kindeskinder schließen sich an.“

Ich muß ihn wohl sehr verblüfft angesehen haben, denn er lächelte plötzlich und sagte: „Mein Name ist Hühnchen, Leberecht Hühnchen aus Steglitz. Ich bin furchtbar vergnügt. Es juckt mich in beiden Füßen zu einem kleinen Indianertanz — aber Sie wissen ja, daß das jetzt vorbei ist.“ Ein kurzer Schatten flog über seine Züge. Dann fuhr er fort, indem er das Papier an dem einen seiner Pakete ablöste: „Unser Garten hat jetzt sein Füllhorn mächtig aufgethan — hier diese Erdbeeren sind außer jenen Rosen nur ein kleines Zeichen, welche Dankbarkeit der so viel geschmähte märkische Sandboden dem entgegenträgt, der ihn liebevoll behandelt. Dieser Garten hätte Ihnen nun auch gerne das dritte der drei guten roten Dinge gespendet, nämlich die Krebse, jedoch — ultra posse nemo obligatur — das vermag unser Gartenteich, obwohl er noch immer die Perle unseres Besitztums bildet, nicht zu leisten. Aber die Fischerei ist in diesem Jahre eröffnet. Hier diese Karauschen, die Erstlinge unseres Fanges, bringt er Ihnen dar. Springlebendig, wie Sie sehen!“

Damit deckte er das Tuch von einem Korbe, in dem sich wohl ein Dutzend fingerlanger Karauschen mit goldigem Glanze umherschnellten.

„Ich danke tausendmal“, sagte ich, „ich bin tief

gerührt, Herr Hühnchen. Verzeihen Sie nur, wenn ich mich ein wenig sonderbar benehme . . . ich kann mich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß Sie wirklich existie . . . . Nehmen Sie es nicht übel, ich bin ganz verwirrt. Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten? Ich höre soeben, es kommen noch mehr Leute."

Draußen tönten dröhnende Schritte, und zugleich ward kräftig an die Thür gepocht. Ein starker Herr trat ein, mit einem großen, roten Vollmondsgesicht und einem mächtigen Westenausschnitt, aus dem fast ein Quadratmeter weißen Vorhemdes hervorlugte. Ihm folgte ein Dienstmann, der einen runden, in Papier gewickelten Gegenstand trug. „So," sagte der fremde Herr zu diesem, „nun stellen Sie dat Pülleken hier man hin." Dann beseitigte er mit schnellem Griff die Papierumhüllung. und eine Fünfliterkruke kam zum Vorschein, darauf geschrieben stand: „Ganz alter, echter Korn."

„Sie kommen nun doch in das alte Register, mein verehrter Herr Verfasser," sagte er. „Da soll es vorkommen, daß das Lebenslicht manchmal 'n bißchen dünner brennt. Darum nehmen Sie hier nebst meinem herzlichen Glückwunsch 'n bißchen Oel auf die Lampe. Mein Name ist Bornemann."

Das letzte brauchte er nicht erst zu sagen, das war ja unverkennbar. Ich dankte mit der tiefen Rührung, die fünf Liter alten Korns zu erzeugen so wohl im stande sind, doch sofort ward meine Aufmerksamkeit durch eine andere Erscheinung abgelenkt,

die in der geöffneten Thür stand und sie ganz ausfüllte. Kamen denn hier heute die sämtlichen Gestalten aus meinem „Leberecht Hühnchen“ zusammen? Es schien so, denn das war offenbar Nebendahl. Herr Johann Nebendahl aus Groß-Pampow in Mecklenburg. Ja, da stand er in seinem zu engen Frack, aus dem das mit einer weißen Weste bekleidete Vorgebirge seines Bauches mächtig hervorleuchtete. Aber dennoch ward diese weiße Berglandschaft fast verdeckt durch einen fürchterlichen, riesenhaften Strauß von Päonien und Feuerlilien. Er ging mit dröhnenden Schritten auf mich zu und überreichte mir dieses Angebinde, unter dessen Wucht ich fast zusammenbrach. „Ich gratuliere auch vielmals,“ sagte er, „und dieses nahrhafte Bukett schickt Ihnen meine Frau — verzehren Sie es in Gesundheit.“

Nun sah ich erst, warum dieser Strauß so entsetzlich schwer war, denn überall zwischen den Päonien und Feuerlilien ragten die Enden trefflicher Mettwürste und die Schwänze mächtiger Spickaale gleich Schwertlilienblättern hervor, so daß sich in diesem vorzüglichen Kunstwerke Poesie und Prosa, Schönheit und Nützlichkeit gar anmutig verbanden.

Ich hatte kaum Zeit, mich zu bedanken, da tönten auf dem Korridor schon wieder neue Schritte, diesmal scharf militärisch abgemessen, und herein trat der Major, der berühmte Major ohne Pointe. Er schloß mit scharfem Ruck die Hacken und sprach mit seinem angenehm schnarrenden Organ: „Ich wollte nicht verfehlen, verehrter Herr, Ihnen meine und

meiner Gemahlin Glückwünsche zu dem heutigen Tage darzubringen. Zugleich gebe ich mir die Ehre, Ihnen ein kleines Cadeau zu überreichen, eine Attrappe in Form eines Protzkastens. Ja!"

Ich nahm mit gebührendem Danke das Geschenk hin und öffnete unwillkürlich den Deckel, um zu sehen, was darin sei. Er war leer. Der Major zog die Brauen hoch, sah mit seinen wasserblauen Augen verwundert in den hohlen Raum und drehte verlegen seine Schnurrbartspitze: „Höchst fatal," sagte er dann, „da habe ich in der Hitze des Gefechts versäumt, das Dings da füllen zu lassen. Incroyable! Ja!"

„Immer ohne Pointe!" flüsterte Bornemann, der hinter mir stand, scheinbar sehr belustigt. Ich aber mußte mich dem Doktor Havelmüller zuwenden, der in seiner stillen Weise hereingekommen war und nun mit einem großen Papierbogen in der Hand dastand und mich mit etwas schiefgeneigtem Haupte wehmütig ansah.

„Gold und Schätze bringe ich nicht," sagte er, „wohl aber ein Gedicht, einen Jubelhymnus, an dem ich zwei Nächte und einen halben Tag gearbeitet habe. Auch ist es nicht ohne pekuniären Wert, denn obwohl ich meine kostbare Zeit gar nicht rechnen will, so hat doch der ‚Allgemeine deutsche Reimverein' aus seinem reichgefüllten Archiv die allerseltensten und teuersten Reime und Schüttelreime dazu hergegeben zu einer bis zwei Mark das Paar und teurer. Es ist ein siebensilbiger unanfechtbarer Schüttelreim dabei, ein Unikum, das eigentlich gar nicht mit Geld zu bezahlen

ist. Nehmen Sie das Gedicht, teurer Freund und Verfasser, und verbrauchen Sie es in Gesundheit."

Ich muß nun gestehen, daß ich vor Rührung über diese köstliche Gabe was weniges schnuckte, doch konnte ich mich diesen Gefühlen nicht hingeben, denn indes hatte sich das Zimmer immer mehr gefüllt, und von allen Seiten drangen sie auf mich ein, nicht allein Gestalten aus „Leberecht Hühnchen", sondern auch solche aus andern meiner Geschichten. Ich kann und will sie nicht alle aufzählen, muß aber bemerken, daß die Sache anfing mir unheimlich zu werden, denn es tauchten da bald allerlei grauliche und fast unmögliche Gesellen auf. Ein uralter Mann in der alten mecklenburgischen Landestracht, in Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen und langem Gehrock, hatte eine Weile geduldig in einer Ecke gestanden, dann ersah er seine Zeit und nahte sich mir mit einem zugebundenen, braunglasierten Topfe, den er sorgfältig in seinen mageren, blaugeäderten Händen trug. Er schurrte langsam vor mich hin, zog die Stirn kraus und ließ die Lider ein paarmal über die ausgeblaßten Augen auf und nieder gehen, dann kam es aus dem zahnlosen Munde hervor: „Ik gratelier' Sei ok gor tau väl Mal, Herr! Un ik bring' Sei ok 'n lütten Pott vull von den bewußten suren ... Aal. Sei weiten jo — von dei witte Dart!" Dann gingen die Augenlider wieder unglaublich schnell auf und nieder, und um den zahnlosen Mund lag ein höchst sonderbares Grinsen.

Nun wußte ich es mit einemmal, das war ja

der alte Mann aus dem Waldwirtshaus im „Häselwurm“, wo der „Vogelfritze“ so höchst sonderbare und unglaubliche Dinge erlebt hatte. Doch kam ich gar nicht recht zur Besinnung, denn schon ward mir eine Karte gebracht, auf der stand weiter nichts als:

Daniel Siebenstern.
Revenant.

Was sollte ich machen? „Ich ließe bitten!“ sagte ich zu dem Mädchen, obwohl mir die Zähne anfingen, ein wenig zu klappern. Nun trat ein kleiner, schwarzer Herr ins Zimmer, mit scharfem, gelbem Gesicht und pechschwarzen, plötzlichen Augen. In der einen Hand trug er einen Stock mit silbernem Totenkopf, in der andern eine wunderschöne weiße Rose. Diese bot er mir dar und sah mich mit einem geisterhaften Ausdruck melancholisch an. Ich fragte ihn: „Sind Sie der ‚Daniel Siebenstern‘ aus den ‚Vorstadtgeschichten‘, der am Kreuzberg wohnte und auf dem Kirchhofe an der Bellealliancestraße die schöne Kapelle hatte?

Er nickte zweimal.

„Aber ich bitte Sie, mein Herr,“ sagte ich fast außer mir, „Sie sind ja bereits am 15. Januar 1876 gestorben und längst begraben.“

Ein etwas trübes Lächeln spielte um seine schmalen Lippen, dann erwiderte er sehr verbindlich: „Sehr wohl, mein verehrter Herr! Doch soll mich das durchaus nicht abhalten, Euer Hochwohlgeboren zu dem soeben vollendeten ersten halben Jahrhundert meine allerbesten Glückwünsche darzubringen.“

Es lief mir eiskalt den Rücken hinab. Die schöne

weiße Rose hatte ich in der Hand, aber der kleine Herr war verschwunden. Doch nun vernahm ich etwas, das mich in die höchste Verwunderung setzte, denn draußen im Vorgarten schrie ein Schwarzspecht. Es war unverkennbar. Wie kam dieser scheuste aller Vögel, den man im Walde kaum zu sehen bekommt, hierher. Ich eilte ans Fenster. Richtig, da saß der große, schwarze Vogel mit der feuerroten Kappe an der Silberpappel und schielte um den Stamm herum eifrig auf die Hausthür. Doch war mein Blick bald von ihm auf neue, noch größere Seltsamkeiten abgelenkt, denn soeben fuhren, in vier Droschken erster Klasse, nach den Jahreszeiten geordnet, die zwölf Monate vor das Haus. Es wunderte mich nur sehr, daß sie in ihren wunderlichen, zum Teil närrischen Kostümen keinen Straßenauflauf erregten. Darüber hatte ich den Schwarzspecht aus dem Auge verloren und ward erst wieder an ihn erinnert, als plötzlich Herr Picus aus „Waldfräulein Hechta" mit seinem schwarzen Anzug und seinem feuerroten Käppchen vor mir stand.

„Gratulor! Gratulor!" sagte er mit seiner hohen, schrillenden Stimme. Dann zog er eine höchst seltsam geformte Krystallflasche hervor, drin eine rubinrote Flüssigkeit einen so hellen Schein von sich gab, daß sich auf allen benachbarten Gesichtern ein rosiger Schimmer verbreitete. „Hier hab' ich ein Elixierchen, ein Lebenselixierchen!" rief er. „Davon gießen Sie fünfzig Jahre lang jeden Morgen nur ein Tröpfchen in den Kaffee, dann werden Sie hundert Jahre alt, oder der Habicht soll mich schlagen, wenn's nicht wahr ist."

Damit drückte er mir die Flasche in die Hände und fuhr sofort herum zu den guten Lebensmitteln, die man mir dargebracht hatte, roch an allem, wobei es aussah, als wolle er mit der spitzen Nase hinein-hacken, und rief einmal über das andere: „Lecker, lecker! Kenn' ich, kenn' ich! Fein, fein!"

Mir aber wurden jetzt zwei Karten auf einmal gebracht. Auf der einen stand „Adalbert Scheermäusel", auf der anderen „Eulalia Schadebock". Man wird sich erinnern, daß der erste Name der des Herrn Omnia war, der sich im Riesengebirge so abscheulich gegen meinen Freund Abendroth benahm. Die zweite Karte aber rührte von seiner Schwiegermutter her. Wer diese Megäre kennt, der wird meinen tödlichen Schreck begreifen. Schon hörte ich ihre harte, fürchterliche Stimme auf dem Korridor. Nun war's aus, und Flucht mein einziger Gedanke. Ich sagte dem Mädchen, es solle mir meinen Hut in das Nebenzimmer bringen, und verschwand geräuschlos dorthin. Als ich den Hut hatte, lief ich die eiserne Wendeltreppe hinab, die vom Balkon in den Hintergarten führt, und flüchtete mich durch den Kellergang zum Vorgarten. Dort hatten sich gerade die zwölf Monate mit ihren Instrumenten aufgestellt und ein herrliches Ständchen begonnen. Aber obwohl mich der Januar beim Ausziehen seiner silbernen Posaune fast vor den Bauch stieß, erkannte mich doch niemand, und ich entkam glücklich. Von oben jedoch, wo die ganze Gesellschaft an den geöffneten Fenstern stand, um der Musik zuzuhören, ward ich gesehen.

Ich hörte, wie Eulalia Schadebock mit ihrer entsetzlichen Stimme schrie: „Er kneift aus, der feige Lump. Haltet ihn, haltet ihn!"

Ich aber sprang schnell in eine eben vorüberfahrende Droschke und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie die Potsdamer und Leipziger Straße hinunter, ich werde Ihnen schon sagen, wo Sie halten sollen. Ein gutes Trinkgeld, wenn es recht rasch geht!" Erleichterten Herzens rasselte ich davon.

In der Freude, dem seltsamen Wirrwarr einer so unerhörten Geburtstagsfeier entronnen zu sein, fuhr ich immer weiter. Ich gedachte nicht eher in meine Wohnung zurückzukehren, als bis sich der Schwarm dort verlaufen hätte, und Ruhe und Frieden wieder zurückgekehrt seien. Bei der Gertraudtenbrücke ließ ich halten, denn als mir das merkwürdige kleine Haus an der Friedrichsgracht in die Augen fiel, kam mir der Gedanke, eine Weile im alten Berlin spazieren zu gehen, wie ich es gern that, wenn ich zufällig einmal in die Gegend kam. Das erwähnte Haus liegt nicht weit von der Brücke und hat von jeher eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Woran das liegt, wird mir schwer zu sagen. Ist es der Umstand, daß es als das einzige in der Gegend einen Hof neben sich hat, über dessen hohe Mauer die Wipfel von zwei Kastanien und eines andern, mir unbekannten Baumes schauen? Ist es der alte, mit einem geschnörkelten Eisengitter versehene Balkon im ersten Stock, auf dem niemals jemand steht, oder ist es die schwer mit Eisen beschlagene Thür aus Eichen-

bohlen gerade unter ihm, die nie geöffnet wird und so aussieht, als könnte sie nur zu wunderlichen Geheimnissen führen? Dies Haus hatte ich schon seit lange mit allerlei sonderbaren Gestalten meiner Einbildungskraft bevölkert, und um so mehr war ich verwundert, als sich gerade heute zum erstenmal die geheimnisvolle Thür vor meinen Augen aufthat. Es kam nämlich ein wohlbeleibter Herr die Straße daher, der mir dadurch auffiel, daß er in die Tracht des Anfangs dieses Jahrhunderts gekleidet war. Bei der eisenbeschlagenen Thür machte er Halt und klopfte dort in einer höchst eigentümlichen Weise an. Nach einer Weile that sich jene geräuschlos auf, der Mann schlüpfte hinein, und die Thür schloß sich wieder. Ich war schon an dem Hause vorbei, allein nun kehrte ich wieder um und ging dort langsam auf und ab, um zu sehen, ob sich die befremdliche Thatsache wiederhole. Bald kam von der Gertraudtenbrücke her ein sonderbares, kleines Männchen im kastanienbraunen Rock und mit Kniehosen und Stulpenstiefeln angethan. Wetter, was hatte der in seinem gelben Gesicht für eine Hakennase und ein spitzes Kinn! Das Männchen eilte mit großer Beweglichkeit auf die bewußte Thür zu und klopfte ebenfalls. Jetzt hörte ich es ganz genau, es geschah im Rhythmus eines rein daktylischen Hexameters:

„—◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ — —!"

Der kleine Herr merkte, daß ich ihn beobachtete, seine überaus beweglichen Stirnmuskeln fingen an

heftig zu zucken, und ehe er in der Thür verschwand, warf er mir von der Seite einen scharfen, giftigen Blick zu. Wie ein Blitz ging mir nun ein Licht auf, warum mir das Männchen gleich so bekannt vorgekommen war. Das war ja der alte E. T. A. Hoffmann, wie er leibte und lebte, wie ich ihn aus Bildern und Beschreibungen genugsam kannte. Zwar waren heute genau siebzig Jahre seit seinem Tode verflossen, aber hatte ich nicht an diesem verdrehten Tage schon Dinge erlebt, die ebenso unglaublich waren?! Mich befiel eine unwiderstehliche Neugier, die Geheimnisse zu ergründen, die hinter dieser eisenbeschlagenen Thür verborgen waren. Im Besitz des Einlaßzeichens war ich, und mehr wie herausgeworfen konnte ich nicht werden. Mit raschem Entschluß trat ich an die Thür:

„—◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ ——!“

Nach einer halben Minute befand ich mich in einem dämmerigen Gange, der an seinem hinteren Ende von einem kleinen Fenster nach dem Hofe zu spärlich erhellt war. Dort hinter einer angelehnten Thür hörte ich Stimmengesumme. Ein eigentümlicher Duft, wie er in uralten Weinstuben zu herrschen pflegt, schlug mir entgegen. Das Herz pochte mir mächtig, als ich in den halbdunklen Raum eintrat und mich so still wie möglich in die finsterste Ecke drückte. Die Männer, die dort um einen großen runden, vom Alter gebräunten Eichentisch saßen, waren in ihr Gespräch vertieft und beachteten mich nicht. Ich bestellte bei dem uralten Küfer, der mich mit

einem seltsam fragenden Blick ansah, zur Feier des Tages und zu Ehren dieses seltsamen Erlebnisses eine Flasche Chateau d'Yquem und verhielt mich mäuschenstill in meiner dunklen Ecke. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die herrschende Dämmerung, die nur von einer trübe brennenden Schirmlampe über dem runden Tische ein wenig erhellt ward, und ich betrachtete mir die wunderlichen, altmodischen Leute, die dort saßen, etwas genauer. Auf dem Tische befand sich ein Kasten mit Tabak und eine Anzahl von langen Thonpfeifen. Einige von den Männern rauchten, und jeder hatte einen andern Wein vor sich. Es interessierte mich, zu wissen, was das kleine sonderbare Männchen trank, und ich sah mich danach um.

„Chambertin", sagte ich befriedigt zu mir, „das stimmt."

Während sich nun die Männer lebhaft unterhielten, tönte von draußen wieder das bekannte Klopfen. Der alte Küfer zog an einem Griff an der Wand, und nach kurzer Weile kam ein breiter, untersetzter Mann in die Thür mit einem fidelen, stupsnasigen Gesicht, das von einem Vollbarte umrahmt wurde. „Da ist ja der Doktor!" rief jemand, „nun sind wir vollzählig."

„Ja, ich hab' mich 'n bißchen verspätet," sagte der neue Ankömmling. „Kinnings, wat hew'k för'n Döst. Sie alter, würdiger Greis, setzen Sie mir mal gleich so'n Korb Langkork hier untern Tisch, daß das alte Laufen nich immer is. So, nu kann's losgehen."

Ich saß fast erstarrt da. Wenn das nicht Fritz Reuter war, so konnte es nur der Teufel sein!

Als alle mit Getränk versehen waren, erhob sich der neue Ankömmling und hielt folgende kleine Ansprache:

„Sehr verehrte Anwesende! Nach den Gebräuchen unseres Klubs fällt es mir als dem Jüngsten zu, den Vorsitz bei dieser Morgensprache zu übernehmen. Sie wissen alle, was uns heute zusammenführt. Es gilt, einen Tag festlich zu begehen, der uns vor siebzig Jahren ein Mitglied schenkte, das wir alle schätzen, lieben und verehren, einen Poeten, von dem die vielleicht einzig dastehende, höchst sonderbare Thatsache zu verzeichnen ist, daß er in Frankreich mehr gelesen wird und mehr gewirkt hat als in Deutschland. Lange Reden sind bei uns nicht Gebrauch, darum komm' ich sogleich zur Sache. Heute vor siebzig Jahren starb in Berlin unser treffliches Mitglied, der Kammergerichtsrat E. T. A. oder richtiger E. T. W. Hoffmann. Er lebe hoch!"

Nun erhoben sich alle, brachten ein dreimaliges Hoch aus und stießen mit dem kleinen, sonderbaren Männchen an, das gar bewegliche Gesichter schnitt und auf verwunderliche Art durch ganz schnelle Biegungen des Nackens seinen Dank ausdrückte.

Als sich der erste Ansturm gelegt hatte, kam ich mit meinem Glase aus der dunkeln Ecke hervor, denn diese, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, dem trefflichen Meister meinen Dank auszudrücken, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

„Gestatten Sie, Herr Kammergerichtsrat," sagte ich, „einem Ihrer größten Verehrer, ein Glas edelsten Weines auf Ihr Wohl zu trinken!" Der Chateau d'Yquem war nämlich köstlich.

Der Angeredete sah zu mir empor, scheinbar mit ärgerlicher Verwunderung, paffte einige Male heftig aus seiner Thonpfeife und sprudelte dann mit unglaublicher Schnelle und scharfer, etwas heiserer Stimme die Worte heraus: „Wer sind Sie, Verehrtester? Was veranlaßt Sie, sich einzudrängen in eine Gesellschaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter sich sein möchten, mein Teuerster?"

„Ja, wer sind Sie, mein Herr?" fragte nun Reuter mit finsterem Ernst.

Ich nannte meinen Namen.

Zu meiner größten Verwunderung schien dieser sämtlichen Anwesenden bekannt zu sein, was meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte und mich so mit schwellendem Stolze erfüllte, daß ich mich nicht enthalten konnte, diesem Gefühle in bescheidener Weise Ausdruck zu geben.

„Ja, mein lieber Landsmann," sagte Reuter dann, „wenn Sie nun doch zum Fach gehören und hier heute, ich weiß nicht auf welche verdeubelte Art, hereingekommen sind, so mögen Sie ausnahmsweise bleiben und an der ferneren Sitzung teilnehmen. Aber für später, merken Sie sich, ist Einführung durch ein Mitglied nötig, dreimaliger Besuch des Klubs und bei der Aufnahme: Einstimmigkeit. Verstanden? Und darüber, daß wir Ihren Namen

kennen, brauchen Sie sich nicht zu wundern. Wir haben furchtbar viel Zeit und lesen allen möglichen Schund. Besonderen Spaß macht es uns aber, zu sehen, wie unsere Schriften weiter wirken in den Nachfolgern, und da kann man bei Ihnen allerhand erleben."

Ein beifälliges Grunzen und Lachen ward in dem Kreise vernehmlich; besonders laut kicherte Hoffmann und rief: „Man vergleiche ‚Das alte Haus' von Ihnen, Liebster, mit meinem ‚Abenteuer dreier Freunde'! Da kann man was merken! Haben mich auch sonst nicht ohne Nutzen studiert. ‚Daniel Siebenstern'? He? Und so weiter. Will heut milde sein! Bin in einer höchst komfortablen Stimmung!"

Der wohlbeleibte Herr, den ich zuerst in die eisenbeschlagene Thür hatte eintreten sehen, und der von den anderen mit „Herr Legationsrat" angeredet wurde, beugte sich jetzt vor und sagte: „Sie bilden sich wohl was ein auf Ihren ‚Leberecht Hühnchen', mein Herr? In den dreiunddreißig Kruken meiner gesammelten Schriften habe ich mindestens ein Dutzend dergleichen stets fideler Männlein poetisch eingemacht. Ich erinnere nur an das ‚Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auenthal'."

So rieben sie mir alle, einer nach dem andern, etwas unter die Nase, Chamisso, Hauff und alle, die da waren.

Nur der alte Uhland saß die ganze Zeit lang still in seiner Ecke und sagte kein Wort. Er äußerte auch jetzt nichts, aber er lächelte mich an, und dies

Lächeln sprach beredter als Worte: „Na, ich weiß auch Bescheid.“

Zuletzt nahm Reuter wieder das Wort: „Ihr Glück, Landsmann,“ sagte er, „daß Mörike, Storm und Keller heut fehlen, die könnten sonst das Lied noch 'n paar schöne Verse weiter singen. Was? Und, was ich sonst noch sagen wollt' — Sie schreiben ja wohl auch manchmal plattdeutsch?“ Dann sah er mich mit einem schönen breiten, echt mecklenburgischen Grinsen an, stieß mich mit dem Zeigefinger in die Seite und rief: „Alter Schäker!“

„Doch nun wollen wir genug sein lassen des grausamen Spiels,“ fuhr er fort, „nur noch eine Frage möcht' ich mir erlauben: Sagen Sie mal, wann sind Sie eigentlich abgeschrammt? Das kann doch erst ganz kürzlich gewesen sein?“

„Wieso, abgeschrammt?“ fragte ich äußerst verwundert.

„Nun, ich meine, wann Sie tot geblieben sind?“

„Aber lieber Herr Doktor, ich bin ja noch äußerst lebendig und feiere heut meinen fünfzigsten Geburtstag!“

Diese Antwort erregte bei der ganzen Gesellschaft Entsetzen und höchsten Zorn, selbst Uhland sagte: „Unerhört!“ Das erste Wort, das über seine Lippen kam. Alle schrieen auf mich ein und fanden, wie es in dem Studentenulk vom Seegreise heißt, mein Benehmen höchst inkommentmäßig und sozusagen fast gemein. Hoffmann fauchte wie ein in die Enge getriebener Kater. Reuter aber schüttelte fortwährend

meinen Arm und wiederholte einmal über das andere: „Wie können Sie es wagen, sich mit Ihrer höchst gemeinen Körperlichkeit in die geheiligten Kreise der Abgeschiedenen zu begeben? Sie sind ja ein Herr! Ein Herr sind ja, Sie Herr, Sie!" Und das Wort „Herr" betonte er, als wäre es das fürchterlichste Schimpfwort, das jemals die Hölle ausgespieen hat.

Ich verlor vor Schreck die Besinnung, und es ward dunkel vor meinen Augen. Das Rütteln an meinem Arme aber dauerte fort, und wie aus weiter Ferne hörte ich die sanfte Stimme meiner Frau: „Heinrich! Heinrich!"

Da kam eine selige Ruhe über mich, und ich schlug die Augen auf. Es war heller Morgen; meine Frau stand vor meinem Bette und hielt ein Telegramm in der Hand: „Hier, Heinrich, lies! Dies ist soeben gekommen!" Ich rieb mir die Augen, öffnete das Blatt und las:

„Wach' auf, wach' auf, o Jubilar!
Und wische dir die Augen klar!"



Kinkerlitzchen.

Allerlei Scherze

von

Heinrich Seidel.

Inhalt: Seefahrt nach Möen. — Zukunftspoesie. — Im Jahre 1984. — Die Afrikareise. — Pannemanns Memoiren. — Etwas über Kunst. — Neue Wunder der Technik: 1. Der Sprengstoff Krakatava. 2. Künstliche Weichenzucht. 3. Die eiserne Kuh. 4. Das Sicherheitsstreichholz. 5. Maschine zum Altmachen gefälschter Banknoten. 6. Die elektrische Windel. 7. Die künstliche Amme. — Das lustige Buch. — Das Halstuch. — Die Mecklenburger im zoologischen Garten. — Allerlei neue Vereine. — Sonderbares Erbteil. — Der Spargeltabak.

Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.



Die Musik der armen Leute

und andere Vorträge

von

Heinrich Seidel.

Der Herr Musikprofessor spricht:
„Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Skandal!"
Mein lieber Professor, nun hören Sie mal . . .

Inhalt: Die Musik der armen Leute (mit Notensatz). — Der Schädel. — Der Zug des Todes. — Auf Ewig. — Das Eisfest. — Das Schwein. — Der Liebesbrief. — Der Eiersegen. — Peter Gottfried Rempel. — Kinderlieder: 1. Der Hase im Kohl. 2. Vorlesen. 3. Kaffeebesuch. 4. Bei Goldhähnchens. 5. Das Huhn und der Karpfen. — Krischan Römpagel in't Kunzert.

Geheftet 50 Pf.

Gedichte

von

Johannes Trojan.

Zweite verbesserte Auflage.

Geheftet 2 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.



Scherzgedichte

von

Johannes Trojan.

Vierte Auflage.

Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.



Das Wustrower Königsschießen

und andere Humoresken.

Von

Johannes Trojan.

Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.

